



universität  
wien

# DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

**„Identität durch Narration?“**

Pädagogische Überlegungen zu den  
Bedingungen „Narrativer Identität“

Verfasser

Gerald Flicker

Angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie (Mag. phil.)

Wien 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A-297

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Pädagogik

Betreuerin:

Dr. Helga Schaukal-Kappus



## **Kurzdarstellung**

Vor dem Hintergrund einer Gegenwartsgesellschaft, in der die Rahmenbedingungen von Identitätsbildung zunehmend verschwimmen, stellt die vorliegende Diplomarbeit die Frage nach einer geeigneten Art und Weise pädagogisch auf diese Anforderungen an das Individuum zu reagieren. Der Ansatz der »Narrativen Identität« wird auf seine grundlegenden Bedingungen hin untersucht, um Problemfelder moderner Identitätsbildung sichtbar zu machen und auf mögliche Stärken eines narrativen Modus hinzuweisen. Ein Verständnis von narrativer Identität, nach dem sich Identität über konstruktive, erzählerische Prozesse des Selbst bildet, bedarf nicht nur einer gründlichen Untersuchung unter pädagogischen Gesichtspunkten, sondern bedarf auch einer pädagogischen Begleitung/Ko-Konstruktion. Dies macht weitreichende Konsequenzen für Bildung und Erziehung sichtbar.

## **Abstract**

Against the background of a present society the basic conditions of establishing identity becomes indistinct. The diploma thesis in hand focuses on questions about adequate pedagogical ways to deal with such requirements on individuals. The underlying conditions of the »narrative identity« approach are going to be under examination in order to its basic conditions to locate problem areas and to point out the potential strength of a narrative mode. An understanding of narrative identity, in which identity is constituted by narrative construction of the self, does not only demand exhaustive research under a pedagogical point of view and pedagogical monitoring/co-construction, it also causes large-scale consequences for education and »Bildung«.



## **Vorwort und Danksagung**

Ich möchte mich im Vorwort weitestgehend an der Thematik der vorliegenden Diplomarbeit orientieren. Genauso wie im fortwährenden Prozess der Identitätsbildung, ist es auch im Prozess des Abfassens einer Diplomarbeit eine höchst voraussetzungsvolle und komplexe Aufgabe, Kontinuität und Kohärenz aufrechtzuerhalten, sowohl inhaltlich, als auch persönlich. Diverse Rückschläge und Perturbationen unterbrechen den kontinuierlichen Fluss der Arbeit und werfen einen oft ein Stück weit zurück. Ist der »rote Faden« einmal verloren gegangen, kann man ihn oft nur unter erschwerten Bedingungen wieder aufnehmen. Unzählige Elemente einer Arbeit bedürfen dann einer Überarbeitung, müssen überdacht oder umstrukturiert werden. Perspektiven werden gewechselt, um die Sachverhalte von einer anderen Seite zu beleuchten und neu darzustellen.

Dem Diplomanden geht es in einer solchen Phase nicht viel anders. Auf mannigfaltige Art und Weise ist man gezwungen, sich selbst zu hinterfragen und festgefahrene Antizipationen zu verwerfen. In einer »prägenden Lebensphase« wie der der Diplomarbeitserstellung ist an bestimmten Punkten deutlich spürbar, dass »Identität passiert«. Unter nachhaltiger wissenschaftlicher Auseinandersetzung ändern sich Sichtweisen, ändern sich Denkschemata – kurz gesagt – es passiert Entwicklung. Neue Bestandteile werden in die »Identität von jungen Forschern« aufgenommen, im Dschungel einer oft unübersichtlichen Forschungslandschaft.

Zum Glück gibt es Fixpunkte und Konstanten, die das Aufrechterhalten von Kontinuität und Kohärenz im Prozess der Entstehung dieser wissenschaftlichen Auseinandersetzung maßgeblich unterstützen können. Jenen Personen, die die Fertigstellung der vorliegenden Arbeit an entscheidender Stelle gefördert haben, sei an dieser Stelle ausdrücklich Dank gesagt:

Vorweg gilt all mein Dank Frau Dr. Helga Schaukal-Kappus für die aufopferungsvolle Betreuung meiner Diplomarbeit, ihr Engagement sowie ihre konstruktive Kritik an meiner Arbeit. Die zahlreichen Ratschläge und Hinweise

sowie die anregenden Gedankenanstöße ihrerseits haben die vorliegende Arbeit erst möglich gemacht.

Besonderer Dank gilt auch Dr. Michael Winger für die Hilfestellung bei der Explikation der Fragenstellung und seine Hinweise auf wichtige theoretische Standpunkte und thematisch unverzichtbare Literatur.

Nicht zuletzt möchte ich Mag. Jürgen Flicker herzlich danken, der durch die mühevollen Korrekturarbeit maßgeblich zum Gelingen der vorliegenden Diplomarbeit beigetragen hat.

Allen Familienmitgliedern, Verwandten und Freunden, die mich stets unterstützt und auf die Aufgaben – jene hinter mir und jene, die noch vor mir liegen – vorbereitet haben, sei an dieser Stelle ebenfalls Dank gesagt.

Es benötigt manchmal ganz besondere Menschen, die einem zeigen, was die eigene Identität ausmacht. Wer wir sind, bestimmen nicht nur wir, sondern auch jene, die uns dazu machen und uns zeigen, wer wir sein wollen – die uns dazu bringen, unsere Identitäten umzuschreiben – durch die wir mehr sein wollen als wir sind. Es ist an dieser Stelle nicht in Worte zu fassen, wie viel einem solch ein besonderer Mensch bedeutet.

### *Ergänzende Formalia*

In der vorliegenden Diplomarbeit werden weitestgehend geschlechtsneutrale Formulierungen und Termini gewählt. Wenn auf englischsprachige Texte zurückgegriffen wurde, werden diese im Fließtext im englischen Original zitiert. Die eigenständigen Übersetzungen der verwendeten englischen Zitatausschnitte sind dem Anhang zu entnehmen.



# Inhaltsverzeichnis

<b>1. EINLEITUNG</b> .....	11
<b>1.1 ENTWICKLUNG DER FRAGESTELLUNG</b> .....	12
1.1.1 <i>Identität durch Narration</i> .....	14
<b>1.2 FORSCHUNGLÜCKE UND FORSCHUNGSFRAGE</b> .....	18
<b>1.3 METHODIK UND ARBEITSSCHRITTE</b> .....	20
1.3.1 <i>Gliederung der Arbeit</i> .....	21
<b>2. FORSCHUNGSSTAND</b> .....	27
<b>2.1 PSYCHOANALYTISCHER IDENTITÄTSDISKURS</b> .....	30
2.1.1 <i>Eine erste Perspektive auf Identität</i> .....	30
2.1.2 <i>Ich-Identität bei Erikson</i> .....	31
2.1.2.1 Identifizierungen.....	33
2.1.2.2 Lebenslange Identitätsentwicklung .....	34
2.1.3 <i>Identitätsprinzip und Identitätsthema</i> .....	36
2.1.4 <i>Identitätsgenese in der Psychoanalyse</i> .....	37
2.1.5 <i>Selbst und Objekt bei Jacobson</i> .....	39
2.1.5.1 Entwicklung von Identität .....	41
2.1.5.2 Frühe Identifizierung – Objektrepräsentanz.....	42
2.1.5.3 Selektive Identifizierung – realistische Selbstrepräsentanz .....	43
2.1.5.4 Über-Ich und Identitätsgefühl .....	45
2.1.5.5 Adoleszenz und Autonomie .....	47
2.1.6 <i>Internalisierung bei Kernberg</i> .....	48
2.1.7 <i>Von Identität und Psychoanalyse</i> .....	49
<b>2.2 SOZIAL- UND GEISTESWISSENSCHAFTLICHER IDENTITÄTSDISKURS</b> .....	51
2.2.1 <i>Identität, Geist und Gesellschaft</i> .....	54
2.2.1.1 Identität/Self bei Mead .....	56
2.2.2 <i>Persönliche und soziale Identität</i> .....	58
2.2.3 <i>Balancierende Identität</i> .....	62
2.2.3.1 Der unendliche Regress.....	65
2.2.4 <i>Identität und Lebensgeschichte</i> .....	67
2.2.5 <i>Identität als Konstruktion</i> .....	71
2.2.6 <i>Die narrative Konstruktion</i> .....	73
2.2.6.1 Forschungslücke.....	76
<b>2.3 EIN ERSTER UMRISSE VON IDENTITÄT</b> .....	76
2.3.1 <i>Ergänzende Anmerkungen zu den Identitätsdiskursen</i> .....	79
<b>3. IDENTITÄT IM BRENNPUNKT DER GEGENWARTSGESELLSCHAFT: EINE ZEITDIAGNOSE</b> .....	83
<b>3.1 DIE AUSSAGE: IDENTITÄTEN WERDEN BRÜCHIG</b> .....	88
3.1.1 <i>Identitätsdiffusion?</i> .....	91
<b>3.2 DIE FRAGE: WOZU NOCH IDENTITÄT?</b> .....	94
<b>3.3 DIE ANTWORT: NARRATIVE IDENTITÄTSBILDUNG!</b> .....	98
<b>4. NARRATIVE IDENTITÄT</b> .....	102
<b>4.1 EINE NARRATIVE WELT</b> .....	103
4.1.1 <i>Die Bedeutung der Erzählung</i> .....	104
4.1.2 <i>Von erzählten Identitäten</i> .....	110
<b>4.2 BEDINGUNGEN NARRATIVER IDENTITÄT</b> .....	112
4.2.1 <i>Autopoiesis</i> .....	115
4.2.1.1 Konstruktion statt Tradition .....	119
4.2.2 <i>Verbindung von Episoden und Fragmenten</i> .....	120
4.2.2.1 Selektion und Reduktion .....	123
4.2.2.2 Narrative Verbindungen statt diffuser Lebensumstände .....	125

4.2.3 Erfahrung.....	128
4.2.3.1 Negation von Erfahrung .....	130
4.2.3.2 Erfahrung als Baustein narrativer Identität .....	133
4.2.3.3 Narrative Erfahrung als Bildungsmoment.....	136
4.2.3.4 Negation Vermeiden: Sitzenbleiben in der Höhle .....	140
4.2.3.5 Erfahrung – Identität – Bildung.....	143
<b>4.3 IDENTITÄT – WAS IST DAS UND WOFÜR BRAUCHE ICH DAS? .....</b>	<b>144</b>
<b>5. PÄDAGOGISCHE RELEVANZ .....</b>	<b>149</b>
<b>5.1 IDENTITÄT(S)BILDUNG .....</b>	<b>151</b>
5.1.1 <i>Bildung als Identitätsproblem – Identität als Bildungsproblem.....</i>	153
<b>5.2 VON PÄDAGOGISCHER MACHBARKEIT .....</b>	<b>155</b>
<b>6. CONCLUSIO.....</b>	<b>160</b>
<b>6.1 AUSBLICK.....</b>	<b>166</b>
<b>LITERATURVERZEICHNIS .....</b>	<b>170</b>
<b>ANHANG .....</b>	<b>177</b>

„»Identität« großgeschrieben: IDENTITÄT, als Panzer, als Werk, als »Trompetenwort«, ist verblichen, d'accord, aber Identität als Problem, als Konstruktionsaufgabe der Subjekte, ist ein höchst lebendiges – und dringliches – Problem der einzelnen“ (Kraus 1999, [1]; H.i.O.).

## 1. Einleitung

Die Idee zu der vorliegenden Diplomarbeit entstand im Kontext der Lehrveranstaltung »Analytisch orientierte Einzelfallhilfe 1: Grundlagen situationsanalytischen Arbeitens - Überlegungen zur Situationsanalyse, zu Formen der Exploration und zu Selbst bezüglichen Prozessen« unter der Leitung von Dr. Helga Schaukal-Kappus.

Angesichts des Themas der Lehrveranstaltung, vor allem betreffend selbstbezügliche Prozesse, erschien es besonders wertvoll, den Begriff der »Narration« einer genaueren Untersuchung zu unterziehen. Narration stellt nicht nur eine Möglichkeit des „In-Sprache-Heben[s] des Gewährwerdens“ (Stephenson 2011, 99) dar, sondern ist als Mitbedingung der Konstitution der eigenen Identität zu verstehen, was sich im Konzept der »Narrativen Identität« widerspiegelt.

Eine bedeutungsvolle Rolle in den Theorien um Identität wird der Narration erst in jüngeren Publikationen ausgewählter Fachliteratur zugeschrieben (vgl. Meuter 1995; Kraus 2000; u.a.), von der Erziehungswissenschaft wurde das Konzept der narrativen Identität hingegen noch nicht angemessen berücksichtigt. Unter dem Aspekt der (psychoanalytischen) Pädagogik und der Erziehungswissenschaft kann das Konzept der narrativen Identität aber von zentraler Bedeutung für Prozesse des Verstehens und der Bildung im Allgemeinen sein: Prozesse des Verstehens auf der einen Seite, da Erzählstrukturen für die Konstruktion von Selbst und Welt besondere Bedeutung zukommt, Fragestellungen der Bildung und Entwicklung auf der anderen Seite, da die Narration, wie diese Arbeit aufzuzeigen versucht, als

identitätskonstituierendes Element im besonderen mit erfahrungsbedingten Bildungsprozessen korrespondiert.

Neben der Bedeutung von Identität für individuelle Entwicklung werden in der Fachliteratur der letzten Jahre vor allem die Schwierigkeiten betreffend Identitätsausbildung in den Fokus gestellt: Globalisierung – Globalkapitalismus – Schnelllebigkeit – Unsicherheit – Enttraditionalisierung (vgl. Schröttner 2009; Jörissen/Zirfas 2007; Sennett 1998; u.v.m.); Diese Schlagwörter lassen sich als Aussagen der Zeit exponieren. Tradition und Zugehörigkeiten treten als Organisatoren von Lebenswelt immer deutlicher in den Hintergrund. Im Arbeitsleben lässt sich der Trend merkbar spüren, dass ArbeitnehmerInnen immer flexibler werden müssen und sich möglicherweise schon morgen nach einem neuen Job umsehen müssen.

Folgt man Autoren wie Sennett (1998), Kraus (2000) oder Jörissen/Zirfas (2007) scheint es für das Individuum schwieriger geworden zu sein, mit »altbewährten Mitteln« ein kohärentes Identitätsgefühl erfahrbar zu machen. Zentral für die Auseinandersetzung an dieser Stelle ist aber nicht nur der mögliche Verlust traditioneller Wege zur Identitätsbildung. Nach Egger/Schabler (2009, 33) ist es durchaus „nicht mehr eindeutig, welche Bezugspunkte noch gültig sind und welche ihre Gültigkeit verloren haben“. Die andersartige beziehungsweise neue Platzierung von identitätskonstituierenden Elementen in der Gegenwartsgesellschaft eröffnet den Zugang zum Diskursfeld narrativer Identitätsbildung und wird gleichsam als Problemfeld untersucht.

### **1.1 Entwicklung der Fragestellung**

Als Hinleitung zum Thema soll eine kurze Bestandsaufnahme der heutigen Denkansätze betreffend Identitätsbildung und deren gesellschaftlichen Rahmenbedingungen dienen. Über die Arbeiten der Pädagogen Jörissen und Zirfas (2007; 2010), die das Konfliktfeld Identität thematisiert und aufgearbeitet haben, lassen sich folgende Vorannahmen festhalten:

„Identitätsdiskussionen sind Begleiterscheinungen des kulturellen Wandels, sind Folgen einer Temporalisierung von Lebens- und Sozialformen, sind

Reaktionen auf politische und mediale Prozesse. In einer Welt in der die Metaphysik kein Obdach mehr gewährt und die bewährten Korsettstangen der alten Welten den flexiblen Plastikstäben der Wegwerfgesellschaften gewichen sind, ist die Suche nach und die Reflexion um Identität – wie ehemals die Suche nach dem Sein des Menschen oder dem Gesetz der Geschichte – eine Form der Kompensation, die sich von selbst auf Dauer zu stellen scheint“ (Jörissen/Zirfas 2007, 16).

Gesellschaftliche Veränderungsprozesse scheinen in hohem Maße auf Identitätsbildung einzuwirken. In den Strukturmerkmalen der schnelllebigen, transkulturellen Globalgesellschaft lösen sich die »traditionellen« Anhaltspunkte zur Identitätsgenerierung systematisch auf. Jener Umstand der Orientierungslosigkeit, den Jörissen und Zirfas beschreiben, macht Identitätsbildung in der Gegenwartsgesellschaft zu einer zunehmend voraussetzungsvolleren Aufgabe. Doch gerade das Verschwimmen der altbewährten Strukturmerkmale von Identitätsarbeit macht die Reflexion von und die Suche nach Identität, sowie das Finden neuer Anhaltspunkte zur Daueraufgabe der Subjekte. Auch Maalouf kommt zu dem Schluss, dass traditionelle Formen der Identitätsausbildung den heutigen Anforderungen von Gesellschaft nicht mehr Rechnung tragen können:

Maalouf (2000, 35) geht davon aus, „daß Auffassungen, die die gesamte Geschichte hindurch vorherrschend waren, nicht unbedingt auch in den kommenden Jahrzehnten Geltung haben müssen. Wenn sich die Realität verändert, sind wir gezwungen, unsere Einstellungen und Gewohnheiten zu überdenken; wenn solche Veränderungen zu schnell eintreten, sind wir mit unserem geistigen Rüstzeug nicht mehr auf der Höhe der Zeit und stehen plötzlich vor der Situation, mit Wassereimern gegen Feuersbrünste anzukämpfen.“

Maalouf schildert hier ein Szenario, das mit der Gegenwartsgesellschaft in vielen Punkten übereinstimmt. Enttraditionalisierungs- und Globalisierungsprozesse, Raum-Zeit-Verdichtung, sowie die unaufhaltsamen gesellschaftlichen Entwicklungsprozesse beeinflussen nicht nur das zwischenmenschliche Zusammenleben, sondern nehmen auch Einfluss auf die Identitätsbildung des einzelnen Individuums. Von diesen Vorannahmen ausgehend kann die Auseinandersetzung mit Identität als ein gegenwartsgesellschaftliches Konfliktfeld betrachtet werden: „Identitätsbildung wird durch diese Entwicklung [die zunehmende gesellschaftliche Komplexität;

Anm.d.V.] erschwert, weil identitätssichernde Lebenswelten und Milieus ihre Verbindlichkeit verlieren“ (Kraus 2000, 161).

Tatsächlich haben sich die Bedingungen, unter denen sich Identität entwickelt, weitestgehend geändert und bleiben in stetiger Veränderung. Einengende Formationen fallen zunehmend weg, die Platzierung von Identität innerhalb der Gesellschaft hat sich transformiert. Kohärenzgefühl kann weitestgehend nicht mehr von der Gesellschaft zur Verfügung gestellt werden. Dies ist wiederum mit spezifischen Problemlagen für Individuen verbunden, die sich in einer Gesellschaft wieder finden, in der Sicherheit zur Mangelware wird. Die Identitätsbildung ist zu einer unhintergehbaren Aufgabe des Individuums geworden.

Vor dem Horizont dieser perturbativen Voraussetzungen verlangt es nach einem Modus der Identitätsbildung, der den komplexen Anforderungen an das Individuum gewachsen ist. Ein Konzept, das diese Voraussetzungen erfüllen kann und die gesellschaftlichen Problemfelder sowie bildungstheoretischen Implikationen besonders gut sichtbar machen kann, ist jenes der »Narrativen Identität«.

### *1.1.1 Identität durch Narration*

Schon bei Sennett (1998), einem jener Autoren, der die Auswirkungen von gesellschaftlichen Veränderungsprozessen für das Individuum untersucht hat, nehmen Erzählungen eine zentrale Funktion ein. In der folgenden Textpassage lassen sich erste Hinweise in Richtung Narrativität finden, wenn sich Sennett (1998, 31) folgende Fragen stellt:

„Wie lassen sich langfristige Ziele in einer auf Kurzfristigkeit angelegten Gesellschaft anstreben? Wie sind dauerhafte soziale Beziehungen aufrechtzuerhalten? Wie kann ein Mensch in einer Gesellschaft, die aus Episoden und Fragmenten besteht, seine Identität und Lebensgeschichte zu einer Erzählung bündeln?“

Mögliche Antworten auf jene Fragen lassen sich über das Konzept der narrativen Identität (Meuter 1995; Kraus 2000) sichtbar machen. »Episoden und Fragmente«, Kennzeichen des modernen Lebens, zu einer erzählbaren

Geschichte zu formen ist ein Charakteristikum narrativer Identitäten. Erzählungen ermöglichen es so, Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart des Selbst zu einer zusammenhängenden Biographie zu verdichten. Die Verknüpfung dieser Episoden und Fragmente passiert über selbstbezügliche und selbstschöpferische Prozesse.

Die Identität des Individuums wird dem narrativen Ansatz nach als erzählerischer Konstruktionsprozess verstanden. Hipp (2003, 1) beschreibt hierbei das Individuum „als Erzähler, der sich durch Erzählungen Wirklichkeit erschafft, verständlich macht und seine Stelle in der Welt bestimmt. Jedes Individuum ist Autor seiner Lebenserzählung, die durch neue Erfahrungen laufend umgeschrieben werden muß. Dadurch entwickelt sich Identität.“

Individuen sind nach Hipp Autor und Erzähler der eigenen Lebensgeschichte, über die Identität narrativ entsteht. Das Konzept der narrativen Identität zeichnet sich durch ein Verständnis aus, nachdem das Individuum aktiv an der Konstruktion der eigenen Identität beteiligt ist, vielmehr noch, die eigene Identität selbst konstruiert und hervorbringt. Auch Keupp (2008, 7) kommt zu dem Schluss, dass Identität als „subjektiver Konstruktionsprozeß zu begreifen ist, in dem Individuen eine Passung von innerer und äußerer Welt suchen“. Hierbei muss das Individuum selbständig „Architekt und Baumeister des eigenen Lebensgehäuses werden“ (Keupp 2008, 55).

Persönliche und soziale Wirklichkeit und die eigene Verortung in der Welt werden dem narrativen Ansatz nach über selbstbezügliche Geschichten und Erzählungen hergestellt. Der Konstruktionsprozess von Identität ist diesem Verständnis nach niemals abgeschlossen, sondern ist in ständiger Veränderung und Entwicklung begriffen. Narrative Identitätsbildung zeichnet sich über ein Verständnis von Kontingenz in der Entwicklung aus. Die persönliche Identitätsentwicklung und die Reaktionen der sozialen Anderen auf die Narrationen des Individuums sind nicht vorhersehbar und müssen ständig neu verhandelt werden. Die Kommunikationspartner sind am individuellen Konstruktionsprozess beteiligt – die Geschichten, die das Individuum an sie richtet, werden von ihnen mitgestaltet, akzeptiert oder abgewiesen.

Pädagogische Begleitung der narrativen Identitätsbildung über »Ko-Narration« beziehungsweise »Ko-Konstruktion« wird an dieser Stelle zum bedeutsamen Untersuchungsgegenstand.

Die Basis für diese Narrationen stellt, dem Verständnis der vorliegenden Arbeit nach, die »Erfahrung« dar, die das Individuum im Laufe seiner Biographie sammelt. Erfahrungen bilden und entspringen jenen Episoden und Fragmenten, über die narrative Erzählungen zu Identitäten verflochten werden können. So können Erfahrungen mit Sinn verknüpft werden und in eine kohärente und kontinuierliche Identität einfließen: „narrativization is a process basic to the constitution of the self in that it allows humans to make sense of experience and to grasp the self as a whole“ (De Fina 2003, 17).

Die Art und Weise, wie die das Individuum Erfahrungen mit Sinn verknüpfen kann, lässt sich (analytisch) über eine doppelte Zeitebene zugänglich machen. Über angelegte »Potentiale der Erfahrung« können spezifische Erfahrungen auf einer Ebene der Zweizeitigkeit erlebt werden. Einmal gemachte Erfahrungspotentiale und Antizipationen können zu einem späteren Zeitpunkt neu thematisiert und narrativ aufgearbeitet werden. Dabei kann sich die Qualität der Erfahrung inhaltlich ändern, was die Kontingenzerfahrung im Prozess der Identitätsbildung noch einmal betont.

Als Grundbedingung für den Prozess der Narration wird »Erfahrung« nicht nur zum zentralen Ausgangspunkt identitätstheoretischer Überlegungen, sondern auch mit spezifischen bildungstheoretischen Voraussetzungen verknüpft. Über den Erfahrungsmodus Gadamers (1960) werden durch die »Negation von Erfahrung« Bildungsprozesse sichtbar gemacht, die direkt mit der Entwicklung von Identität und Individuum korrespondieren.

Die narrative Psychologie spricht dem narrativen Konzept aber nicht nur hinsichtlich der Identitätsentwicklung besondere Bedeutung zu, sondern geht von der Annahme aus, dass sich unsere gesamte Beziehung zur Welt und den Dingen darin über Narration auszeichnet. „Wir träumen narrativ, tagträumen narrativ, erinnern, antizipieren, hoffen, verzweifeln, glauben, zweifeln, planen,

revidieren, kritisieren, konstruieren, klatschen, hassen und lieben in narrativer Form" (Hardy 1968; zit. nach Kraus 2000, 170).

Meuter (1995) geht in seinen Untersuchungen noch einen Schritt weiter, wenn er der Narration die Möglichkeit zur Organisation von Lebenswelt zuspricht und Erzählungen als sinnstiftende Instanzen betrachtet. Narrativität ist nach Meuter (1995, 98) als „eine basale Sinnstruktur [zu begreifen], die geeignet ist, die Genese von Lebenswelt zu organisieren. Narrativität ist, anders formuliert, ein basales Organisationsprinzip, mit und in dem sich sinnhafte Ordnungen ausbilden.“

Kraus spinnt diese Gedanken um Identität weiter und verbindet sie mit den Annahmen von Sennett und Maalouf, wodurch das zuvor beschriebene »Konfliktfeld Identität der Gegenwartsgesellschaft« in die Überlegungen um Narration miteinbezogen wird:

„Es handelt sich also um eine gesellschaftliche Entwicklung, die den einzelnen die Aufgabe einer kohärenten Identitätsbildung aufbürdet, ohne sie länger mit entsprechend kohärenten Mustern zu versorgen. Sicher, die alten Erzählungen sind nach wie vor verfügbar, aber doch sehr beschränkt in ihrer Reichweite. Für dieses Arbeiten an der eigenen Identität, den Versuch, sich einen Reim auf sich zu machen, halte ich den Ansatz einer narrativen Identität für geeignet“ (Kraus 1999, [4]).

Die stetigen Veränderungen der globalisierten Gegenwartsgesellschaft konfrontieren Individuen zunehmend mit Orientierungslosigkeit und lassen traditionelle Anhaltspunkte der Identitätsbildung nach und nach verschwimmen. Kraus sieht im narrativen Ansatz allerdings die Möglichkeit, diesen Perturbationen entgegenzuwirken und ein kohärentes Identitätsgefühl zu gewährleisten.

Die vorliegende Diplomarbeit stellt in diesem Kontext den Versuch an aufzuzeigen, wie zentral die Auseinandersetzung mit dem Konfliktfeld Identität für die Pädagogik nach wie vor ist, und inwiefern das Konzept der narrativen Identität in diesem Kontext an Bedeutung gewonnen hat. Diese Einschreibungen können anhand der grundlegenden Bedingungen der

narrativen Identitätsbildung besonders deutlich sichtbar gemacht, weshalb sie in der vorliegenden Arbeit einer gründlichen Untersuchung unterzogen werden.

## **1.2 Forschungslücke und Forschungsfrage**

Nun ist aber das Konzept der narrativen Identität eines, das im Feld der Pädagogik noch nicht genau untersucht worden ist. Wenn man das »Verstehen des Menschen« als eine der zentralen Aufgaben der (psychoanalytischen) Pädagogik versteht, darf das Verständnis um die Identitäten und deren Konstruktion sowie um die damit verbundenen spezifischen Konfliktfelder nicht außer Acht gelassen werden. Das Konzept der narrativen Identität wird im speziellen unter pädagogischen Gesichtspunkten, sowie unter Berücksichtigung ihrer Nachbardisziplinen, auf dessen Grundbedingungen hin analysiert. Die Tatsache allein, dass Autoren wie Sennett (1998) oder Jörissen/Zirfas (2007) Identitätsbildung mit »aktuellen Problemen« konfrontiert sehen und ernstzunehmende Konsequenzen für die Entwicklung und Bildsamkeit von Menschen sichtbar machen, ist Grund genug dieses mögliche Konfliktfeld einer genaueren pädagogisch geleiteten Untersuchung zu unterziehen.

Die Arbeit wird die These verfolgen, dass gesellschaftliche Veränderungsprozesse Einfluss auf individuelle Identitätsbildung nehmen. Der Anspruch an das Individuum, kohärente Identität zu bilden, verändert sich ebenso wie die globale Gegenwartsgesellschaft selbst. Tradition, Religionszugehörigkeit, Migration (etc.) und andere mannigfaltige Aspekte der Gegenwart sind nicht mehr unter einen Hut zu bringen und nehmen eine vielfältige, veränderte Platzierung innerhalb der Gesellschaft ein. Diese Kontexte lassen sich allerdings nicht einfach auflösen. Eine mögliche Verbindung kann aber über die Narration hergestellt werden. Das Konzept der »Narrativen Identität« stellt eine Möglichkeit dar, den differenten Ansprüchen, die an Individuum und Identitätsbildung gestellt werden, standzuhalten. Aufgrund der höheren Durchlässigkeit von narrativen Konstrukten scheint das Konzept der narrativen Identität in der multikulturellen Gegenwartsgesellschaft geeigneter als normative Muster zur Herstellung von Identität. Diese Kriterien

wurden einer genauen Untersuchung unterzogen und anhand der notwendigen Bedingungen narrativer Identität sichtbar gemacht.

Über diese grundlegenden Bedingungen narrativer Konstruktionsprozesse lässt sich die Bedeutung des Konzepts herausarbeiten und zugleich die mannigfaltigen Funktionen der narrativen Form unterstreichen. Sowohl die gegenwärtigen Problemfelder betreffend Identitätsbildung, als auch die Möglichkeiten des narrativen Modus auf diese zu reagieren, werden über die Untersuchung der Bedingungen des narrativen Konzepts zugänglich. Die vorliegende Untersuchung lässt sich darum von folgender zentralen Fragestellung leiten: *„In welcher Form lassen sich notwendige Bedingungen für narrative Identitätsbildung auffinden?“*

Vor dem Hintergrund einer sich ändernden Gesellschaft gilt es die Konnotation von Identität mit Bildungsprozessen stets mitzudenken. Die pädagogische Relevanz der vorliegenden Grundlagenarbeit liegt in der Ausleuchtung der narrativen Identität sowie der Identitätsbildung als gesellschaftlich relevante Konfliktfelder. Zum einen wird Identität an dieser Stelle als ein zentrales Moment von Bildsamkeit verstanden (vgl. Dörpinghaus 2006). Auf der anderen Seite wird das Verständnis der Identitätsgenerierung von dem Gedanken getragen, dass Identität über Bildungsprozesse generiert wird. Auch bei Jörissen und Zirfas (2007, 84) sind „Identität und Bildung ... keine Alternativen, sondern sich wechselseitig erhellende Konzeptionen“. Das komplexe Verhältnis, in das Identität und Bildung eingebettet sind, wird in der vorliegenden Arbeit aufgearbeitet.

Diese Diplomarbeit ist als Grundlagenforschung zu verstehen und will gezielt auf die Bedeutung des narrativen Konzeptes für die Bildungswissenschaft hinweisen. Die Explikationen des Modus der narrativen Identitätsbildung begleiten Überlegungen dahingehend, was Bildung betreffend Identitätskonstruktion leisten kann und inwiefern Narration ein Bildungsprozess sein kann. Am Rande dieser Untersuchung auf narrative Einschreibungen bleibt auch die Frage nach »Identität und Pädagogik«, die seit Jahrzehnten offen steht, nicht unberücksichtigt. Was Identität für Bildungstheorie und Erziehung

leisten kann, vor allem vor dem Hintergrund der mannigfaltigen postmodernen und poststrukturalistischen Subjektkritik, soll in Ansätzen die Überlegungen der Diplomarbeit begleiten.

Die Frage nach »Identität« und »Pädagogik« ist immer eine Frage, die durch das Verständnis von spezifischen Identitätskonzepten und deren genealogisch-spezifischer Kritik zu begreifen ist. Die Pädagogik hat es verabsäumt einen eigenen Identitätsbegriff zu entwickeln und steht vor der schwierigen Aufgabe Identitätskonzepte in der eigenen Theoriebildung dennoch zu berücksichtigen. Vor dem Hintergrund dieser innerdisziplinären Problemstellung kann die vorliegende Arbeit auch als ein Versuch interpretiert werden, diesbezüglich eine mögliche Aufarbeitung anzubieten.

### **1.3 Methodik und Arbeitsschritte**

Ziel der vorliegenden Diplomarbeit ist es, das Konzept der narrativen Identität auf seine grundlegenden Bedingungen hin zu untersuchen. Der methodische Zugang zeichnet sich über folgende Schritte aus.

In einem ersten Schritt wird über die Auswahl von Beiträgen unterschiedlicher AutorInnen ein neues Sample an theoretischen Zugängen zusammengestellt, wodurch eine neue Reflexionsebene beschritten wird. Dieses Sample umfasst Klassiker der Literatur rund um Identität (Erikson 1973; Habermas 1973; Jacobson 1973; Mead 1973), zeitgenössische AutorInnen, die sich mit aktuellen Identitätskonzepten befassen (Meuter 1995; Kraus 2000; Keupp 2008;), Beiträge zum Problemfeld Identitätsbildung der Gegenwartsgesellschaft (Sennett 1998, Maalouf 2000; Jörissen/Zirfas 2007) sowie, im Kontext der narrativen Identität, bildungstheoretisch relevante Beiträge (Gadamer 1960; Buck 1976; Mitgutsch 2003) (u.v.m.).

Ein zweiter methodischer Schritt wird über die Erörterung und Analyse der gesammelten Theorien und deren Einschreibungen unternommen. Die ausgewählten Beiträge werden interpretiert und Thesen, die so möglicherweise noch nicht gesehen wurden, neu verknüpft und zur Vergleichbarkeit

aufgearbeitet. Durch diese analytisch-interpretative Vorgehensweise wird sich der Forschungsfrage über ein literaturvergleichend-reflexives Moment angenähert. Ziel der Aufarbeitung und Interpretation der ausgewählten Texte ist stets das »Verstehen« der zu untersuchenden Sachverhalte. Die Methodik der vorliegenden Arbeit zeichnet sich folglich durch einen »literaturvergleichend-hermeneutischen« Zugang aus.

### *1.3.1 Gliederung der Arbeit*

Nach den einleitenden Bemerkungen (Kapitel 1) wird im »zweiten Kapitel« auf den aktuellen Forschungsstand und die Explikation der Forschungslücke eingegangen. Zu diesem Zweck wird eine einleitende Klärung des Identitätsbegriffs vorgenommen. Weder soll noch kann es Ziel der Auseinandersetzung sein, einen neuen Identitätsbegriff zu entwickeln. Unterschiedliche Zugänge zum Thema werden vorgestellt und eine Analyse der Einschreibungen angestellt. Dies passiert aus verschiedenen Gründen. Zum einen kann ein Klärungsversuch einem komplexen Mechanismus wie dem der Identitätsbildung nicht mit einer eindimensionalen Herangehensweise gerecht werden. Zum anderen wird durch die Untersuchung identitätsbegrifflicher Beiträge unterschiedlicher Disziplinen auf einen Entwicklungsprozess aufmerksam gemacht.

Damit ist gemeint, dass sich das Konzept der narrativen Identität inhaltlich aus mannigfaltigen Identitätskonzepten speist, deren Vorverständnis eine Mitbedingung für die Entfaltung einer narrativen Identitätstheorie darstellt. Der narrative Modus umfasst sowohl Gedanken aus konstruktivistischen Identitätsmodellen, als auch Gedanken aus Konzepten, in denen Sprache den zentralen Mechanismus der Identitätskonstitution darstellt. Erkenntnisse aus psychosozialen Identitätstheorien finden sich im narrativen Ansatz genauso wieder wie entwicklungspsychologisch und psychoanalytisch getragene Vorannahmen.

Das zweite Kapitel wird grundsätzlich in zwei übergeordnete Stränge von Identitätstheorien unterteilt: In den »psychoanalytischen Identitätsdiskurs«

(Kapitel 2.1) und den »sozial- und geisteswissenschaftlicher Identitätsdiskurs« (Kapitel 2.2). Im ersten Teilkapitel (2.1) wird das Theoriegut der Psychoanalyse auf dessen Einschreibungen zum Identitätsbegriff untersucht. Dabei wird zu großen Teilen einer Arbeit von Akhtar (1992) gefolgt, der den Versuch bereits unternommen hat, die mannigfaltigen Identitätstheorien innerhalb der psychoanalytischen Literatur zu lokalisieren und zusammenzutragen (2.1.1). Durch die Beiträge von Akhtar, der verschiedene analytische Zugänge von Freud bis Greenacre, über Lichtenstein und Kernberg (u.v.m.), gesammelt vorstellt, liegt der Fokus auf der entwicklungstheoretischen Komponenten von Identität.

Diese Komponenten werden vor allem in Eriksons (1973) psychosozialem Identitätsmodell besonders deutlich sichtbar, weshalb seine Theorien zur Identitätsentwicklung (2.1.2) genauer untersucht werden. Besondere Bedeutung kommt dabei dem Theorem zu, Identität prozesshaft in »lebenslanger Entwicklung« zu begreifen.

Lichtensteins Theorien als phänomenologisch-philosophischer Beitrag zum Identitätsdiskurs werden unter Kapitel 2.1.3 vorgestellt und um zentrale psychoanalytische VordenkerInnen (Freud, Greenacre, Mahler, etc.) ergänzt, um die Entwicklung identitätstheoretischen Denkens in der Psychoanalyse sichtbar zu machen (2.1.4).

In einem nächsten Schritt wird eine mögliche Vorstellung des Entwicklungsprozesses von Identität analysiert (2.1.5). Dazu werden die Beiträge von Jacobson (1973) herangezogen, und eine psychoanalytische Theorie der Entstehung von Identität detailliert nachgezeichnet. Der Fokus liegt hierbei auf dem Verständnis von frühen »Identifizierungen« als erster Mechanismus der Identitätsentwicklung. Die Abhandlung der Theorien Jacobsons mündet in den ergänzenden und weiterführenden Annahmen Kernbergs (2.1.6) zu »Internalisierung«.

In einer Zusammenfassung der vorgestellten Denkansätze (2.1.7) endet der Abriss der psychoanalytischen Identitätstheorien. Die Behandlung der

Identitätsbildung in der frühen Kindheit bis hin zur Adoleszenz (vgl. Erikson 1973) zeichnet die Identitätsdiskurse der Psychoanalyse im speziellen aus. Andere Disziplinen schenken der Kindheitsphase und den mannigfaltigen Entwicklungsprozessen in dieser nur wenig Beachtung, fokussieren dafür aber andere Themenkomplexe. Das zunehmend an Autonomie gewinnende Subjekt muss auch während und nach der Adoleszenz an seiner Identität arbeiten. Dieser Tatsache widmet sich das nächste Kapitel.

Im zweiten zentralen Strang (2.2) werden Identitätstheorien der Sozial- und Geisteswissenschaften einer genaueren Untersuchung unterzogen. Aufgrund der Vielzahl an unterschiedlichsten Identitätstheorien kann auch dieses Kapitel lediglich als Abriss verstanden werden. Das getroffene Sample an Identitätstheorien wird Schritt für Schritt in Richtung eines narrativen Verständnisses von Identität führen und enthält folgende übergeordnete Stationen.

Mit Mead (2.2.1) wird eine transzendentalphilosophische Sichtweise auf Identität eingenommen, die sich vor allem über das Medium der »Sprache« auszeichnet. Von zentraler Bedeutung für die Thesen zur Narration ist bei Mead, dass Identität über Erfahrung und sprachliche Interaktion mit sozialen Anderen gebildet wird.

Die Bedeutung der sozialen Anderen führt die Überlegungen der vorliegenden Arbeit zu den Theorien Goffmans, über dessen »balancierendes Identitätskonzept« (2.2.2) der Blick auf eine sozialisationstheoretische Komponente geworfen wird. Bei Goffman leistet die »Ich-Identität« die Balancearbeit zwischen den beiden Polen »sozialer und personaler Identität«. Die Integrationsleistung der Ich-Identität wird über die Theorien von Krappmann (2.2.3) vertieft und mündet in den Überlegungen zu einem Verständnis von Identität als dynamischen, zukunftsorientierten Prozess, der sich über die gesamte Lebensspanne zieht.

Die Vorstellung eines lebenslangen Prozesses von Identitätsbildung bleibt auch in Habermas Theorien (2.2.4) bedeutsam. Die sprachliche Synthetisierung des

individuellen Lebenslaufs zu einer kontinuierlichen Identität steht im Zentrum dieses Identitätskonzeptes und stellt die Basis für den narrativen Ansatz dar.

Als Voraussetzung eines narrativen Modus wird im nachstehenden Kapitel (2.2.5) eine sozialpsychologische Theorie diskutiert. Über die Arbeiten Keupps (u.a. 2008) wird eine Vorstellung von Identitätsbildung über selbstschöpferische Konstruktionsprozesse angedacht, die schließlich zum Modus narrativer Identitäten (2.2.6) führt. Zentrale Thesen unterschiedlicher AutorInnen (Meuter 1995; Kraus 2000; Lucius-Hoene/Deppermann 2004a+b;) zum narrativen Identitätsmodus werden in diesem Kapitel exponiert. Einführende Bemerkungen zum Konzept der narrativen Identität wurden zuvor bereits angestellt und müssen an dieser Stelle nicht mehr wiederholt werden.

Im »dritten Kapitel« wird ein Exkurs unternommen, der das Verständnis um narrative Identität und die gesellschaftlichen Kontexte, in die Identitätsbildung eingebettet ist, an zentraler Stelle bereichert. Traditionelle Mechanismen der Identitätsbildung können den Anforderungen der Zeit kaum mehr standhalten (vgl. Sennett 1998; Maalouf 2000; Jörissen/Zirfas 2007; Keupp, u.a. 2008; uvm.), weshalb das »Konfliktfeld Identitätsbildung« auf bestehende Problemstellungen untersucht wird. Die neuen oder andersartigen Positionierungen von Tradition und Zugehörigkeit in der Gesellschaft weisen auf die Notwendigkeit neuer Denkansätze zur Identitätsbildung hin. Dies bildet zugleich die Brücke zum nächsten Abschnitt, dem der »Narrativen Identität«.

Wie schon einleitend dargestellt wurde, stellt Narration einen möglichen Modus zur Generierung von Identität dar. Das Konzept der narrativen Identität wird im »vierten Kapitel« detailliert veranschaulicht und auf seine Grundbedingungen hin untersucht. Nach einer einleitenden Klärung der Funktion der Erzählung und Narration (4.1), werden die Grundbedingungen eines narrativen Ansatzes (4.2) exponiert und untersucht.

Die erste zentrale Grundbedingung (4.2.1) zeichnet sich über das selbstbezügliche Moment der »Autopoiesis« (vgl. Meuter 1995) aus. Narrative Identitätsbildung ist so zu verstehen, dass das Individuum über eigene

Autorschaft des Selbst Identität hervorbringt. Das Individuum entwickelt über Konstruktions- und Erzählprozesse eigene Geschichten, die in eine kohärente Biographie gespeist werden.

Die Verdichtung von »Fragmenten und Episoden«, die über den Prozess der Autopoiesis zu erzählbaren Geschichten geformt werden, stellt die zweite zentrale Bedingung narrativer Identität dar (4.2.2). Da die Gegenwartsgesellschaft zumeist nur mehr fragmentierte Anhaltspunkte für Identitätsbildung zur Verfügung stellt, zeichnet sich der Ansatz der narrativen Identität notwendiger Weise über ein selbstschöpferisches Element aus, das Verbindungen zwischen einzelnen Episoden herstellen kann. Über diesen Modus können Fragmente als kohärente Einheiten erfahren werden und der Identität als zugehörig empfunden werden.

Der Modus der »Erfahrungsbildung« stellt die dritte Grundbedingung dar, und wird als der essenzielle Baustein von narrativer Identität angenommen (4.2.3). Erfahrung wird als Basis von Narrationen untersucht und Gadammers Theorien zur Erfahrungsbildung herangezogen, um das selbstbezügliche Moment von Erfahrung zu unterstreichen. Gadammers Thesen zur »Negation von Erfahrung« werden dem Konzept der narrativen Identität gegenübergestellt, um die Problemfelder der Identitätsgenerierung sichtbar und aufarbeitbar zu machen. Über die Arbeiten von Buck (1967) und Mitgutsch (2003; 2009) werden Überlegungen angestellt, ob im Erfahrungsmodus narrativer Identitäten ein zentrales Bildungsmoment lokalisierbar ist.

In einem weiteren Schritt war die Untersuchung der »kulturellen Komponente« narrativer Identitäten vorgesehen. Meuter (1995, 147) führt an, dass Narrationen und Erzählungen immer kulturell geprägt sind. Einen genauen Blick auf dieses Themenfeld zu werfen wäre insofern besonders wertvoll gewesen, da wie weiter oben bemerkt, kulturelle Hintergrunderzählungen zur Konstruktion von Identität eine zunehmend geringere Rolle spielen (vgl. Sennett 1998; Keupp 2008). Aus Zeit- und Platzgründen konnte dieser Faktor allerdings nicht mehr Gegenstand der vorliegenden Untersuchung werden.

Im »fünften Kapitel« wird die Relevanz der Untersuchung für die (psychoanalytische) Pädagogik und Erziehungswissenschaft resümiert. Die »heutzutage« immer wieder zur Diskussion gestellten Fragen von Integrationsprozessen (etc.) als Prozesse von Bildung stehen in direktem Zusammenhang mit Fragen der Identitätsbildung. Damit sind Fragen nach Identität auch immer mit Fragen, die Pädagogik beschäftigen.

Der Erfahrung wurde im Kontext der Arbeit nicht nur eine bedeutsame Rolle betreffend Identitätskonstruktion zugeschrieben, sondern Erfahrungen korrespondieren auch im Besonderen mit Bildungsprozessen. Die Untersuchung des Konstrukts der narrativen Identität wird von Überlegungen begleitet, was Erziehung betreffend Identitätskonstruktion leisten kann und inwiefern narrative Identität mit Bildungsprozessen in Zusammenhang steht. Schlussendlich werden zentralen Thesen der Diplomarbeit resümiierend präsentiert (Kapitel 6) und ein Ausblick angestellt, welche Fragen und Perspektiven sich aus den gewonnenen Ergebnissen ableiten lassen.

## 2. Forschungsstand

Folgt man Köcks »Wörterbuch für Erziehung und Unterricht« ergibt sich ein scheinbar konkreter Begriff von Identität. Identität sei „die völlige Übereinstimmung eines Individuums oder einer Sache mit sich selbst. In Bezug auf die Identität des Menschen ... spricht die Psychologie von einem dynamischen Selbstkonzept, das lebenslang in Entwicklung begriffen ist, im Wechselspiel mit dem sozialen Umfeld“ (Köck 2008, 206). Mit dieser knappen Explikation wird der Gegenwart und ihren komplexen Anforderungen an die Identität eines Menschen aber nicht Genüge getan. Kann ein Mensch überhaupt noch mit sich selbst in vollkommener Übereinstimmung sein? Welche Anforderungen sind heute im Wechselspiel mit der Umwelt zentral? Termini wie »lebenslange Entwicklung« oder »lebenslanges Lernen« werden heute inflationär verwendet und sind oft nur mit wenig Inhalt verknüpft. Wie ist Identität in der Gegenwartsgesellschaft (noch) denkbar?

Nach Jörissen und Zirfas (2007, 13) wäre es nicht richtig der Frage nachzugehen, wie man mit sich selbst identisch werden könne oder überhaupt soll (im Sinne eines kategorischen Imperativs). Auch kann hier keine Anleitung gegeben werden, wie Identität »stabil« und »gesichert« erreicht werden kann. Die Frage nach Stabilität und Sicherheit stellt sich in der vorliegenden Arbeit nur dahingehend, dass grundsätzlich daran gezweifelt werden muss, ob ein solcher Zustand überhaupt erreicht werden kann, und ob Identität ein erreichbares Endprodukt darstellt. Von diesen Fragen wird weitestgehend Abstand genommen. Phänomenologisch betrachtet kann jener Versuch der vorliegenden Arbeit als „eine Wissenschaft der Sache selbst“ verstanden werden (Jörissen/Zirfas 2007, 13).

„Für die weitere Klärung des theoretischen Begriffs ist es nunmehr entscheidend zu sehen, daß mit dem Identitätsbegriff nicht allein auf qualitativ-inhaltliche Merkmale des praktischen Selbstverhältnisses bzw. des Selbstverständnisses von Menschen verwiesen wird“ (Straub 1996, 14).

Straub weist in diesem Textausschnitt auf wichtige Strukturmomente eines Theoriebegriffs von Identität hin. Neben den Einschreibungen für das Selbstverhältnis von Individuen schwingt in einem Konzept von Identität immer

eine Vielzahl von anderen internen Satzungen mit. Die jeweilige Wissenschaftsdisziplin und Herangehensweise an das Untersuchungsfeld verknüpft den Identitätsbegriff mit eigenen Voraussetzungen. So wird sich ein jeweils anderes Bild von Identität abzeichnen, wenn man eine postmoderne-subjektkritische oder eine narrativ-konstruktivistische Position einnimmt. Zur genauen Untersuchung des breiten Theoriefeldes um Identität werden darum verschiedene Perspektiven eingenommen, die einen jeweils spezifischen Aspekt von Identität genauer beleuchten:

„So wird aus einer psychologischen Perspektive die Bedeutung von Selbstbildern erklärt, aus philosophischer Betrachtungsweise die Relevanz von Fremdheit für das Eigenen betont, aus pädagogischer Sicht die Entwicklungsmöglichkeiten von Identität betrachtet, aus sozialwissenschaftlichem Blickwinkel sie sozialen Voraussetzungen für Identitätskonzepte rekonstruiert oder vor dem Hintergrund der Kulturwissenschaften der symbolische oder auch der machtspezifische Zusammenhang von Identitätsmustern und Lebenslagen analysiert“ (Zirfas 2010, 9).

Aus diesen unterschiedlichen Herangehensweisen an das Untersuchungsfeld Identität entstehen mannigfaltige Sichtweisen auf den Begriff: „Identität kann dabei sehr unterschiedlich verstanden werden: als (kognitives) Selbstbild, als habituelle Prägung, als soziale Rolle oder Zuschreibung, als performative Leistung, als konstruierte Erzählung“ (Zirfas 2010, 9).

Der Forschungsstand um den Identitätsbegriff, aus dem heraus im Anschluss der narrative Ansatz abgeleitet wird, soll im folgenden Teil der Arbeit detailliert nachgezeichnet werden. Es wird an dieser Stelle nicht schlicht das Konzept der narrativen Identität vorgestellt. Vielmehr soll sich auf einen breiten wissenschaftlichen Diskurs unterschiedlicher Disziplinen eingelassen werden. Der Identitätsbegriff verschiedener AutorInnen und Wissenschaftsdisziplinen wird ausführlich skizziert, um die Einschreibungen verschiedener Perspektiven sichtbar zu machen. Aus nämlich diesen Perspektiven hat sich das Konzept der narrativen Identität entwickelt. In den unterschiedlichen Konzepten der VordenkerInnen schwingen zentrale Bedingungen mit, die alle nachgehenden Überlegungen zu Identität unweigerlich mitbestimmen.

Vor allem scheint es notwendig, bevor eine Abhandlung narrativer Identitätsformen beginnen kann, festzumachen, was denn nun Identität eigentlich meint, und was Identität ausmacht. Erst wenn diese Vorbedingungen geklärt sind kann sich der Frage gewidmet werden, wie Identität über einen narrativen Zugang zu denken ist.

Im folgenden Teil der Arbeit sollen vor allem zwei übergeordnete Kategorien von Sichtweisen eingenommen werden, die jeweils in sich selbst differenzierte Blickwinkel auf das Themenfeld der Identität werfen. Diese beiden Kategorien werden hier unter dem »psychoanalytischen Diskursfeld« auf der einen, und dem »sozial- und geisteswissenschaftlichen Diskursfeld« auf der anderen Seite subsumiert.

Die Identitätstheorien der Psychoanalyse werden herangezogen, um die Entwicklung eines Identitätsgefühls, die Einordnung von Identität in den psychischen Apparat und die differenzierten psychodynamischen Prozesse der Identitätsbildung (uvm.) einer genaueren Betrachtung zu unterziehen. Die Bedeutung der psychoanalytischen Beiträge zum Themenfeld der Identität kann an dieser Stelle gar nicht genug betont werden. Vor allem die Beiträge Eriksons haben die Basis für unzählige Identitätskonzepte der Nachbardisziplinen dargestellt.

In einem zweiten Schritt werden ausgewählte Identitätskonzepte mit soziologischen, philosophischen, pädagogischen und psychologischen Fragestellungen untersucht und der jeweils spezifische Fokus herausgearbeitet. Identität wird in diesem Kontext auf ihre persönliche und soziale Komponente oder auf die Bedeutung der Sprache für Identitätsbildung (etc.) untersucht.

Ziel des zweiten Kapitels ist es, den aktuellen Forschungsstand rund um den Begriff »Identität« mit einem speziellen Fokus darzustellen. Über eine Auswahl der zentralsten AutorInnen in diesem breiten Forschungsfeld soll der Identitätsbegriff entfalten werden und die Entwicklung eines Verständnisses von narrativer Identität nachgezeichnet werden.

## 2.1 Psychoanalytischer Identitätsdiskurs

Im breiten psychoanalytischen Theoriegut finden sich zahlreiche Theorien rund um den Identitätsbegriff. Es ist nicht weiter verwunderlich, dass eine Theorieströmung, die sich unter anderem dem Verständnis des menschlichen Seelenlebens verschrieben hat, dem Identitätsbegriff besondere Bedeutung zumisst. Laut Straub (1996, 1) hat die Psychoanalyse unumstritten Teil an den „Schlüsselstellungen in der Geschichte identitätstheoretischen Denkens“.

In den siebziger Jahren schenkten die Psychoanalytiker dem Identitätsbegriff zunehmend mehr Beachtung, obgleich sich keine einheitliche Begriffsbestimmung durchsetzte. Laut Jacobson (1973, 9) „existiert keine ... allgemein akzeptierte psychoanalytische Definition des Begriffes der Identität“. An dieser Stelle wird darum der Versuch unternommen, das Forschungsfeld rund um den Identitätsbegriff ein Stück weit auszuleuchten.

### 2.1.1 Eine erste Perspektive auf Identität

Akhtar hat in »Broken Structures« (1992) bereits den Versuch unternommen, verschiedene Schriften über Identität innerhalb psychoanalytischer Theorien zusammenzutragen und gegenüberzustellen. Dieser Versuch wird an dieser Stelle als ein sehr erfolgreicher angesehen, weshalb kein gänzlich neuer Diskurs eröffnet werden soll. Um einen besseren Einblick in die psychoanalytischen Konzepte um Identität zu ermöglichen wird Akhtars Ausführungen deshalb weitestgehend gefolgt und an zentralen Stellen um andere AutorInnen und prägnante Theorien ergänzt.

Der Terminus »Identität« wurde von Tausk 1919 in die psychoanalytische Literatur eingeführt, als er davon spricht, wie das Kind sein Selbst entdeckt. Während Freud den Terminus Identität nur einmal, aber nicht an bedeutender Stelle verwendete, wandte sich Erikson dem Begriff mit besonderem Interesse zu. Später nimmt auch Jacobson den Begriff Identität in ihre Theorien um die Persönlichkeitsentwicklung auf (Akhtar 1992, 6).

Als eine mögliche Erklärung für die rare Verwendung führt Akhtar (1992, 6) an, dass der Begriff der Identität sich (noch) nicht endgültig akzeptiert durchgesetzt hatte: „The fact that identity was necessarily a two-sided term with intrapsychic as well as social ramifications perhaps contributed to its not gaining much acceptance and usage in subsequent psychoanalytic literature.“

Der Begriff Identität hat sich laut Akhtar also nicht durchgesetzt, weil er sich notwendigerweise neben der innerpsychischen Komponente auch über eine soziale Komponente entfaltet. Identität beschreibt folglich nicht nur, wie sich ein Mensch selbst wahrnimmt, was für ihn sein Selbst ausmacht und wie er über die Jahre mit sich selbst identisch bleibt, wenn es denn so ist. Zentrale Kennzeichen, die sich in diversen Identitätstheorien finden lassen, wie Kontinuität, Kohärenz und Gerichtetheit, betreffen nicht nur die innerpsychische Komponente sondern auch eine soziale Dimension. Fragen nach der Zugehörigkeit, nach Gleichheit und Differenz sowie danach, wie das Selbst von anderen wahrgenommen und bewertet wird, sind ebenso bezeichnende Komponenten von Identität wie das eigene Selbstgefühl.

Möglicherweise ist in der modernen Psychoanalyse der Zeitpunkt gekommen, die Theoriestränge rund um Identität wieder neu aufzunehmen. Ein Versuch zentrale Identitätsthesen zusammenzutragen wird im folgenden Abschnitt unternommen. Es erscheint sinnvoll die Untersuchung des Identitätsdiskurses mit Erikson zu beginnen, dessen Arbeiten rund um Identität als grundlegend für weitere Auseinandersetzungen angesehen werden können, nicht nur aus psychoanalytischer, sondern auch aus sozialwissenschaftlicher und entwicklungspsychologischer Perspektive.

### *2.1.2 Ich-Identität bei Erikson*

Erikson beschrieb seine Vorstellung von Ich-Identität als eine zweiseitige Münze. Die Gleichheit mit sich selbst als auch die Zugehörigkeit zu anderen oder Gruppen zeichnen sein psychosoziales Identitätsdenken aus. Erikson misst den frühen Identifikationen und der Phase der Adoleszenz besondere

Bedeutung im Prozess der Identitätsbildung zu, sieht Identitätsarbeit aber an sich als einen lebenslangen Entwicklungsprozess (Akhtar 1992, 6f).

Eriksons Hauptwerk »Identität und Lebenszyklus« (1973) zählt zu den bedeutendsten Grundlagentexten zum Identitätsbegriff, die wichtigsten Thesen daraus werden auf den folgenden Seiten vorgestellt.

Erikson spricht von einer »Ich-Identität«, die sich folgendermaßen entwickelt: „Die Ich-Identität entwickelt sich ... aus einer gestuften Integration aller Identifikationen; aber auch hier hat das Ganze eine andere Qualität als die Summe seiner Teile“ (Erikson 1973/2000, 108).

Dieser Passage Eriksons kann bereits entnommen werden, dass Identität mehr ist, als die einzelnen Bestandteile, aus denen sie sich zusammensetzt. Identität macht nach Erikson mehr aus. Ich-Identität ist das „angesammelte Vertrauen darauf, daß der Einheitlichkeit und Kontinuität, die man in den Augen anderer hat, eine Fähigkeit entspricht, eine innere Einheitlichkeit und Kontinuität ... aufrechtzuerhalten“ (Erikson 1973/2000 107).

Hier beschreibt Erikson eine Qualität von Identität als »innerer Kern« von Einheitlichkeit in einer auf die Zukunft gerichteten sozialen Existenz. Bedeutung misst er hier auch »dem Anderen« zu, der diese Identität anerkennt und mit hervorbringt. Identitätsgefühl kann so nur über das eigene Selbst und den sozialen Anderen gewährleistet werden. „Das bewußte Gefühl, eine »persönliche Identität« zu besitzen, beruht auf zwei gleichzeitigen Beobachtungen“ welche Erikson (1973/2000, 18; H.i.O.), mit „der unmittelbaren Wahrnehmung der eigenen Gleichheit und Kontinuität in der Zeit, und der damit verbundenen Wahrnehmung, daß auch andere diese Gleichheit und Kontinuität erkennen“, festmacht.

Es findet sich bei Erikson also ein Hinweis darauf, dass Identität nicht nur im Selbst angesiedelt ist, sondern stets von einer sozialen Komponente abhängig bleibt und der Mensch sich in diesem Wechselspiel „zu einem definierten Ich innerhalb einer sozialen Realität entwickelt“ (Erikson 1973/2000, 17).

Wie aber diese Entwicklungen im Einzelnen aussehen können, wird im nächsten Unterkapitel genauer untersucht.

### 2.1.2.1 Identifizierungen

Wie bereits eingangs erwähnt misst Erikson den frühkindlichen Identifizierungen besondere Bedeutung zu. Zumindest bis zur Adoleszenz sind diese Identifizierungen der zentrale Motor der Identitätsentwicklung. Identität umfasst für Erikson allerdings mehr als nur diese Dimension: „Die Integration, die nun in Form der Ich-Identität stattfindet“, so Erikson (1973/2000, 107), „ist mehr als die Summe der Kindheitsidentifikationen. Sie ist das innere Kapital, das zuvor in den Erfahrungen einander folgender Entwicklungsstufen angesammelt wurde“.

Aus diesen ersten Annahmen Eriksons lassen sich bereits zentrale Erkenntnisse für die vorliegende Arbeit gewinnen. Erikson baut seine Identitätstheorie auf einem entwicklungstheoretischen Konstrukt auf: Der Mensch durchläuft acht Entwicklungsstadien (auf die hier nicht genauer eingegangen werden kann, vgl. dazu Erikson 1973, Noack 2010;) mit jeweils spezifischen Thematiken. Prinzipiell stellen sich diese Entwicklungsaufgaben aber das ganze Leben, weshalb Erikson (1973/2000) hier vom »Lebenszyklus« spricht.

Auf den einzelnen Entwicklungsstufen finden fundamentale, für die jeweilige Phase adäquate Identifikationen statt. Diese Identifikationen, ob sie nun mit Personen, Ideologien (etc.) sein, basieren auf den gesammelten Erfahrungen in der persönlichen Entwicklung. Schon bei Erikson findet man erste Hinweise darauf, dass das Konzept der Erfahrung eine zentrale Bedeutung für Identifikationen und weiters für Identitätsbildung einnimmt, dazu aber an späterer Stelle mehr.

Betreffend der Identifikationen spricht Erikson (1973/2000, 22) von einer Reihe von Möglichkeiten sich mit den unterschiedlichsten Menschen, Geschlechtsbildern, Jobs oder Ideen (etc.) auseinanderzusetzen. Hierorts gilt es allerdings darauf hinzuweisen, dass die geschichtliche Periode in der der

sich entwickelnde Mensch verortet ist nur eine bestimmte Palette gesellschaftlich anerkannter Identifikationsmöglichkeiten zur Verfügung stellt. Nichtsdestotrotz findet sich in Eriksons »Dimensionen einer neuen Identität« eine ästhetisch konstruktivistische Komponente von Identitätsbildung:

„Wir sind uns gegenseitig Vater und Mutter, bestätigen einander unsere Identität, bilden unsere eigenen Traditionen und, was noch mehr ist, wir können all dies ständig aufs neue tun. Diejenigen, die für dieses Spiel begabt sind und es daher ausgiebig spielen, können es mit einigem Glück zu einem wesentlichen Element ihrer Identitätsbildung machen und dadurch ein neues Gefühl von Zentralität und Originalität im Fluß unserer Zeit gewinnen“ (Erikson 1975, 122).

Erikson beschreibt hier die zentrale Funktion der Identifikationsfiguren für die persönliche Identitätsbildung. Das soziale Gegenüber ist diesem Verständnis nach an der Entwicklung und Bestätigung von Identität beteiligt. Diese Vorstellung von Ko-Konstruktion der Identität wird im Verlauf der Arbeit zusehends mit pädagogischer Relevanz versehen. Unabhängig von den Identifikationsfiguren können Individuen selbstständig Fixpunkte für Identifizierungen schaffen. Dadurch bekommt Identitätsbildung eine ästhetische Komponente, wenn das Individuum grundsätzlich mit der Fähigkeit ausgestattet ist, Elemente der Identitätsbildung selbst zu steuern. Eine Frage die sich hier nun stellt wäre, inwiefern und wann autonomere Identitätsbildung an die Stelle von primitiven Identifizierungen treten kann.

#### 2.1.2.2 Lebenslange Identitätsentwicklung

„Die »Identitätsbildung« schließlich beginnt dort, wo die Brauchbarkeit der Identifikationen endet“ (Erikson 1973/2000, 140; H.i.O.). Diese Entwicklung verortet Erikson in der Phase der Adoleszenz, wenn die kindlichen Identifikationen ihre Brauchbarkeit einbüßen, und innerhalb der Identität des Subjekts eine andere Formation einnehmen (vgl. Erikson 1973/2000, 123 und 139).

Identität wird von Erikson nicht als ein starres, unveränderbares Konstrukt angesehen, sondern ein sich ständig in Entwicklung befindliches: „Erikson konzipiert die Entwicklung des Ichs parallel zu den Phasen der psychosozialen

Entwicklung, wobei die Ich-Entwicklung in der Adoleszenz in ihre letzte Stufe, die der Identitätsbildung trete, die sich dann über die gesamte Lebensspanne ziehe“ (Noack 2010, 45).

Die starke Synthesis zwischen dem Ich und Identität zeichnet Eriksons Identitätsbegriff genauso aus, wie die Entwicklung von einem Gefühl von Selbst und Welt, das von Kontinuität und Erfahrung geprägt ist: „Erikson saw the adolescent as attempting to integrate what he knew of himself and his world into a stable continuum of past knowledge, present experiences, and future goals in order to elaborate a cohesive sense of personal feeling“ (Akhtar 1992, 7).

Mit Beginn der Adoleszenz erweitert sich das Selbst- und Weltbild des Individuums. Erfahrungen über Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges können in diesem personalen Identitätsgefühl vereint werden. Eriksons Identitätsvorstellung umfasst psychische, somatische und soziale Dimensionen. Identität wird als ein Prozess betrachtet, der sich über Kontinuität und zeitliche Gerichtetheit auszeichnet. Über verschiedene Entwicklungsaufgaben und Identifikationen bildet sich bis zur Adoleszenz ein Gefühl von Identität, das auch im Erwachsenenalter weiter reflektiert wird und sich neuen (alten) Herausforderungen zu stellen hat.

Straub (1996, 2) merkt hierzu an, dass „Erikson Identität ... in einer Weise bestimmt, die ... Differenzenerfahrung nicht unterdrückt, sondern bewahrt und produktiv in eine integrative Gesamtgestalt – die Identität eben – aufnimmt“. Diesem lebenslangen Prozess, die Identität immer wieder neu zu bewerten und zu formatieren, kommt angesichts der sich ständig verändernden Umwelt immense Bedeutung zu. Die Funktion der Identität auch mit Differenzenerfahrungen produktiv umgehen zu können wird an späterer Stelle wieder aufgenommen und geht in einer der zentralen Thesen der vorliegenden Arbeit auf, nämlich der Produktivität der Negativität narrativer Erfahrung. Im Folgenden soll aber zunächst der Identitätsbegriff innerhalb psychoanalytischen Theorieguts weiter beleuchtet werden.

### 2.1.3 Identitätsprinzip und Identitätsthema

Lichtensteins Arbeiten können als phänomenologisch-philosophischer Beitrag zum psychoanalytischen Identitätsdiskurs gelesen werden. Besondere Bedeutung kommt in Lichtensteins Arbeiten betreffend Identität zwei Kräften zu: Zum einen betont er den fortwährenden Drang des Menschen seine Identität selbst hervorzubringen, was er als »Identitätsprinzip« bezeichnet, zum anderen spricht er von einem »Identitätsthema«. Dieses entsteht in der Mutter-Kind-Beziehung und wird als irreversibel betrachtet. Die Mutter prägt dem Kind aber keine Identität ein, sondern gibt ihm ein zentrales »Thema« vor, das für Veränderungen offen bleibt (Akhtar 1992, 9f).

Diese beiden Operatoren Lichtensteins werden darum hervorgehoben, weil sie in der vorliegenden Arbeit noch zentrale Bedeutung haben werden. Lichtenstein beschreibt über das »Identitätsprinzip« eine qualitative Kategorie, die für die Ableitung der konstruktivistischen Theorien, die von einer Notwendigkeit der Herstellung von Identitätsgefühl ausgehen, eine zentrale Rolle spielt. Für das »Identitätsthema« gilt ähnliches, wenn im Verlauf der Arbeit von »pädagogischer Machbarkeit« die Rede sein wird.

Betreffend der Qualität von Identität „betont auch Lichtenstein die im normalen Identitätsgefühl enthaltene Erfahrung von Kontinuität“ ähnlich wie Erikson (Jacobson 1973, 40). Lichtensteins Identitätskonzept „bezeichnet ... die Fähigkeit, durch Veränderungen hindurch sich selbst gleichzubleiben“ und Identitätsgefühl beschreibt er als „das Bewußtsein solcher Kontinuität des Gleichseins“ (Lichtenstein 1961; zit. nach Jacobson 1973, 40).

Mit Eriksons Identitätsdenken und dem kurzen Exkurs zu Lichtenstein wurde zur Einführung in die psychoanalytischen Identitätsdiskurse eine zentrale Grundlage moderner Identitätstheorien vorgestellt. Im folgenden Unterkapitel wird ein Abriss der Entwicklung des Identitätsdenkens in der psychoanalytischen Fachliteratur zusammengestellt.

#### 2.1.4 Identitätsgenese in der Psychoanalyse

Folgendes Zitat von Meyer (2007, 117) scheint für den Einstieg in die Theorien Freuds passend: „Sigmund Freud hat den Begriff der Identität nirgends theoretisch relevant verwendet. Gleichwohl bilden die psychoanalytische Theorie der frühkindlichen Entwicklung und das ihr zugrunde liegende Persönlichkeitsmodell den Hintergrund vieler Identitätskonzepte“.

Auch wenn Freud sich nicht mit Identität per se auseinandersetzte, prägte sein Denken die Überlegungen zu Identitätstheorien maßgeblich. Freuds Differenzierung des psychischen Apparats in Ich, Es und Über-Ich (1923) stellt für diese weiterführenden Theorien die Grundlage dar. Straub äußert sich zum freudschen Instanzenmodell folgendermaßen:

„Auch Freud denkt die psychische Struktur einer Person im Grunde genommen als Einheit, allerdings in einer höchst voraussetzungsvollen Weise. Einheit gilt ihm ... als ein nie definitives Resultat der psychischen Synthesis unterschiedlich qualifizierter Binnendifferenzierungen des »subjektiven, psychischen Raums«" (Straub 1996, 2; H.i.O.).

Es, Ich und Über-Ich bilden demnach eine Einheit, in der psychische Prozesse zu tragen kommen und verhandelt werden. Das Ich als psychische Instanz sei bei Freud auf spezifische Art und Weise immer Bedrohungen ausgesetzt, nämlich „von der Außenwelt, von der Libido des Es und von der Strenge des Über-Ichs her“ (Gödde 2010, 28).

Das Instanzenmodell ist, in aller Kürze, so zu verstehen, dass dem Ich als Vertreter des Realitätsprinzips eine anspruchsvolle Aufgabe zukommt, die Anforderungen der anderen Instanzen und der Außenwelt zu regulieren. Der allgemein bekannte Ausspruch, dass wir »nicht mehr Herr im eigenen Hause sein«, meint also eben diesen Zustand des Ichs als eine hin und her gerissene Instanz zwischen Lust- und Moralprinzip, sowie die Annahme eines »dynamischen Unbewussten«.

„Freud denkt die Dezentrierung des Ich konsequent zu Ende“ wie Straub (1996, 2) treffend feststellt. Was Freud hiermit zum Ausdruck bringt, haben auch die Poststrukturalisten in ähnlicher Weise beschrieben, natürlich von einem

anderen Standpunkt aus und unter anderer Verortung. Wenn vom »Tod des Subjekts« die Rede ist, ist gemeint, „dass das neuzeitliche Subjekt auf der Suche nach seiner Identität in den ... differenten Wissensformen und wissenschaftlichen Diskursen verloren gegangen sei“ (Lippitz 2003, 45). Dieser sträflich kurze Hinweis auf Lippitzs differenzierte Betrachtungsweisen soll an dieser Stelle aber genügen und mit den Theorien Freuds fort gefahren werden.

Wie auch bei Erikson (1973) und Jacobson (1973) findet man schon bei Freud Hinweise darauf, dass Identifizierungen der maßgebliche Motor in der Entwicklung von Identität zu sein scheinen. „Freud spricht von »Identifizierung« als einem spezifischen psychischen Mechanismus und ... als dem Vorgang der Subjektkonstitution schlechthin, gebraucht aber den Ausdruck »Identität« so gut wie nie“ (Straub 1996, 1; H.i.O.).

Selbst wenn Freuds Fokus wie schon an anderer Stelle erwähnt nie auf Identitätsbildung lag, stellen seine Überlegungen doch die Grundlage psychoanalytischen Identitätsdenken dar, auf denen Erikson seine Theorien um Ich-Identität aufbaute. Während bei Fenichel (1937), Glover (1950), Federn (1952) und Spiegel (1959) auch das »Ich« im Zentrum der Überlegungen um »Ich-Identität« steht, wird in späteren Arbeiten ein erstes Bild von personaler Identität entwickelt (Akhtar 1992, 12f).

Mit Greenacres Überlegungen zu Identität tritt »der Andere« als bedeutungsvolle Figur hinzu: „the sense of identity always involves some relation to others. This is because identity includes self-observation by the person himself and through another person“ (Akhtar 1992, 13). Identität ist demnach eine Form der Selbstbeobachtung und Fremdbeobachtung, womit gemeint ist, dass personale Identität vom sozialen Anderen bewertet wird.

Greenacre sieht Identität ähnlich wie Erikson als lebenslang in Entwicklung begriffen: „identity consolidation is incomplete until adolescence resolution and ... there might be further reformulations of identity later in life“ (Akhtar 1992, 13f). Auch bei Greenacre markiert die Adoleszenz eine zentrale Schaltstelle.

Diese Phase der Individuation und zunehmenden Autonomie markiert eine besondere Stelle in der Entwicklung von Identität.

Eine andere Perspektive nimmt Mahler ein, deren Säuglingsforschung wichtige Ergebnisse betreffend Entwicklungs- und Individuationsprozesse generierte. Über die zunehmende »Objekt Konstanz« in Laufe der Entwicklung gewinnt das Kind zunehmend ein realistischeres Bild von sich selbst, das schließlich in der »Selbst Konstanz« mündet (Akhtar 1992, 14f). „»Self-constancy« consists of an awareness of being a separate entity and a beginning awareness of a gender-defined identity“ (Akhtar 1992, 15; H.i.O.).

Für Mahler macht Identität die Fähigkeit aus, sich selbst als separate Einheit zu begreifen und eine erste Idee der eigenen Geschlechtlichkeit auszubilden. Dies passiert über zunehmende Objekt- und Selbst Konstanz.

Diese gekürzten Einblicke in die Theorien von Mahler und Greenacre sollen an dieser Stelle allerdings genügen, da deren Überlegungen im Konzept von Jacobson aufgehen und weitergedacht werden. Jacobsons Vorstellung von Identitätsentwicklung wird im folgenden Abschnitt genauer untersucht.

### *2.1.5 Selbst und Objekt bei Jacobson*

Jacobson speist ihre Überlegungen zu Identität aus den Arbeiten von Freud, Fenichel, Mahler, u.a. und entwickelt eine bedeutsame und ausführliche Theorie um die Entstehung von Identität (Akhtar 1992, 16). Im nun folgenden Abschnitt soll den Thesen von Jacobson zum Identitätsbegriff gefolgt werden, die sich um einen zentralen Gedanken reihen: Die Unterscheidung von Selbst und Objekt.

Mit zunehmender Reife und fortgeschrittener Entwicklung des Menschen prognostiziert Jacobson, durch die wachsende Fähigkeit der (Selbst-) Wahrnehmung und Realitätsprüfung, die Ausbildung einer differenzierten Vorstellung vom »Selbst und der Welt der Objekte«. Darunter werden beispielsweise das Erkennen der Grenzen des körperlichen Selbst sowie der

Autonomie des Selbst oder das entstehende »Ich« als psychische Instanz subsumiert. Auch das »Über-Ich« und das »Es« gehören zum psychischen Selbst, dessen Einzelaspekte sich zunehmend zu einer Gesamtheit verdichten, zu einer persönlichen Identität (Jacobson 1973, 33f).

Erikson beschreibt den Begriff der »Ich-Identität« auf ähnliche Weise im Kontext der Persönlichkeitsentwicklung. Jacobson (1973, 37) betont allerdings, es sei „sehr schwierig, persönliche Identität von Ichidentität zu unterscheiden“. Zu diesem Schluss kommt Jacobson (1973, 37) vor allem, da Erikson den Begriff sehr flexibel auffasst. Ebenso unterscheidet Erikson nicht zwischen „der Identität des Individuums, wie sie sich entwickelt und objektiv beschreibbar ist und der subjektiven Erfahrung von Identität (oder dem Streben danach), die eine solche Identitätsbildung widerspiegelt“ (Jacobson 1973, 37f).

Jacobson hingegen versteht unter Identitätsbildung einen Prozess, „in dem sich die Fähigkeit bildet, die gesamte psychische Organisation – trotz ihrer wachsenden Strukturierung, Differenzierung und Komplexität – als eine hochindividualisierte, aber kohärente Einheit zu erhalten, die auf jeder Stufe der menschlichen Entwicklung Gerichtetheit und Kontinuität besitzt“ (Jacobson 1973, 38).

Ähnlich wie bei Eriksons Theorien um Identität bedeutet Identitätsbildung für Jacobson »Einheitlichkeit« und »Gerichtetheit« auszubilden. Identität scheint es also auszuzeichnen, die mannigfaltigen Einheiten des psychischen Apparats als Gesamtheit zu begreifen, sowie eine Balance zwischen den einzelnen freudischen Instanzen herzustellen: So scheint „Identitätsbildung auf der Fähigkeit der psychischen Organisation zu beruhen, eine optimale sekundäre Autonomie von Ich und Überich in ihrem Umgang mit der Realität und den Trieben, mit intersystemischen Konflikten und mit Spannungen innerhalb aller Systeme zu entwickeln und als Erwerbung festzuhalten“ (Jacobson 1973, 38).

Identitätsbildung beruht also auf der Fähigkeit mit innerpsychischen Konflikten und äußeren Anforderungen umzugehen, sowie diese ins eigene Selbst zu integrieren. Nur so kann sich der Mensch selbst als einheitliches, gerichtetes

Wesen empfinden und ein subjektives Gefühl seiner eigenen Identität verspüren: „Der objektive Prozeß der normalen Identitätsbildung findet auf jeder Entwicklungsstufe seinen Widerhall im normalen subjektiven Identitätsgefühl“ (Jacobson 1973, 38).

Damit schließt Jacobson jene »Lücke« zwischen objektiver Entwicklung und subjektiver Erfahrung von Identität, die sie zuvor bei Erikson festgestellt hatte. Betreffend diese Entwicklungsstufen führt Jacobson an, dass der Mensch auf jeder Entwicklungsstufe eine „doppelte Ausstattung“ (Jacobson 1973, 42) brauche, nämlich einerseits „mit seiner Umwelt in ... wechselseitiger Anpassung ... zu leben ... auf der anderen Seite ... sich selbst ... innerhalb dieser Umwelt zu behaupten“.

Hier findet man, wie bei vielen anderen AutorInnen, die Identitätskonstrukte beschreiben, eine erste Differenzierung zwischen innerer und äußerer Ebene. Identität umfasste neben dem »inneren Kern« auch eine Komponente, die das Individuum, etymologisch gesehen zum Dividuum macht, zu etwas Teilbarem. Identität zeichnet also nicht nur die Fähigkeit des Menschen aus, sich selbst als Einheit (in diesem Sinne als Unteilbar/Individuum) zu erleben, sondern Identität auch auf eine Umwelt zu spiegeln. So ist der Mensch immer »Teil« eines äußeren Bezugssystems aus dem sich seine Identität speist und innerhalb dessen er seine Identität behauptet.

Im folgenden Kapitel werden Jacobsons Theorien zur Entwicklung von Identität dargestellt und herausgearbeitet, welchen Entwicklungsschritten in diesem Kontext besondere Bedeutung zukommt.

#### 2.1.5.1 Entwicklung von Identität

Folgt man Akhtar lassen sich Jacobsons Überlegungen zu Entwicklung von Identität in fünf zentrale Stränge zerlegen:

„(1) the concept of self- and object representations, (2) the notion of a fused self-object representation as the first intrapsychic structure, (3) the emergence of identity from primitive identifications and its, in turn, facilitating further, more refined identifications, (4) the role of aggression in self-

delineation, and (5) the modifications of the theory of oedipal resolution and superego formation" (Akhtar 1992, 16).

Das Vorhandensein erster Selbst- und Objektrepräsentanzen stellt die frühe Form der innerpsychischen Struktur dar. Identifizierungen sind in Jacobsons Theorie der zentrale Mechanismus zur Identitätsgenerierung. Diese Identifizierungen werden mit der Zeit immer ausgereifter und zunehmend unabhängiger von äußeren Objekten. Eine zentrale Rolle spielt in der weiteren Entwicklung des Selbst die Aggression. Die Lösung des ödipalen Konflikts und die Entwicklung des Über-Ichs schließlich stellen den letzten dieser Stränge dar. Wie schon bei Erikson zuvor wird also auch bei Jacobson den Identifizierungen im Prozess der Identitätsbildung besondere Bedeutung zugemessen. Als bedeutende Instanz treten nun die Selbstrepräsentanzen hinzu: „Jacobson introduced the concept of self-representations, which are the endopsychic images of the bodily and mental self in the system ego“ (Akhtar 1992, 16).

Die beiden Konzepte der Identifizierungen und Repräsentanzen sind für Jacobsons Arbeit besonders kennzeichnend und werden in den folgenden Absätzen über die Entwicklung von einem ersten Gefühl von Identität eine bedeutungsvolle Rolle spielen.

#### 2.1.5.2 Frühe Identifizierung – Objektrepräsentanz

Als Ausgangspunkt und zentrale Einheit für die kindliche Identitätsentwicklung kann die frühe Mutter-Kind-Beziehung angesehen werden. Zwar handelt es sich bei dieser noch nicht um Identifizierungen im engeren Sinne, aber diese primitiven narzisstischen Identifizierungen stellen die Basis für die Entwicklung von späteren Identifizierungen dar (Jacobson 1973, 49).

Die frühkindlichen Phantasien der Verschmelzung mit der Mutter können als Basis für die weiteren Objektbeziehungen verstanden werden. Die ersten basalen Wünsche des Säuglings in der präödipalen Phase mit der Mutterbrust Eins zu sein, stellen die erste primitive Form von Identifizierung dar, indem »Selbst- und Objektimages« miteinander verschmelzen (Jacobson 1973, 50f). Laut Jacobson (1973, 56) beruhen diese „frühesten Identifizierungsweisen ...

auf primitiven, mit Verschmelzungen von Selbst- und Objektimages korrespondierenden Introjektions- oder Projektionsmechanismen, die sich über die realen Unterschiede zwischen Selbst und Objekt hinwegsetzen“.

Im Laufe der fortschreitenden Entwicklung verlieren diese introjektiven und projektiven Mechanismen an Bedeutung. Mit der gereiften Wahrnehmung bilden sich zunehmend realistischere Objekt- und Selbstrepräsentanzen sowie zunehmend selektivere Identifizierungen (Jacobson, 1973, 57f). Damit ist gemeint, dass die ersten Objektrepräsentationen, die internalisiert werden, die Unterscheidung zwischen Selbst und Welt nicht berücksichtigen. Im Laufe der zunehmenden Entwicklung werden zwar immer noch Objektrepräsentationen über Identifizierungen in das Selbst aufgenommen, die frühen Identifizierungen müssen aber zunehmend reiferen Formen weichen, um eine Unterscheidung zwischen Selbst und Objekt zu ermöglichen.

#### 2.1.5.3 Selektive Identifizierung – realistische Selbstrepräsentanz

Rund um das zweite Lebensjahr reduzieren sich die Wünsche nach Verschmelzung mit Objekten allmählich zugunsten realer Wünsche. Jacobson beschreibt den Mechanismus der »partiellen Introjektion« als eine Form der selektiven Identifizierung die sowohl das Bedürfnis des Kindes nach symbiotischer Abhängigkeit als auch nach wachsender Unabhängigkeit vereint (Jacobson 1973, 60ff).

Die zunehmende Fähigkeit der „Unterscheidung zwischen wunschbestimmten Selbstimages und realistische Selbstrepräsentanzen [ist] für die Entwicklung der Identitätsgefühle von größter Bedeutung“ (Jacobson 1973, 62). Diese Fähigkeit bildet laut Jacobson die Grundlage für die Entwicklung von Ichideal, Ichzielen und somit auch von Identität selbst (Jacobson 1973, 62).

Auf die allgemeine Bedeutung der wachsenden Fähigkeit zwischen Selbst und Welt zu unterscheiden weisen auch verschiedenen andere AutorInnen hin (vgl. dazu Winnicott, 1973). Schon Fromm macht darauf aufmerksam, dass diese Fähigkeit von zentraler Bedeutung ist: „Das Identitätsgefühl des Menschen

entwickelt sich in dem Prozeß, in dem er sich aus den »primären Bindungen« löst, die ihn an die Mutter und die Natur binden. Das Kind, das sich mit der Mutter noch eins fühlt, kann noch nicht »ich« sagen“ (Fromm 1960/2003, 58; H.i.O.). Wenn die Selbst- und Objektwahrnehmung sowie die Affekt- und Triebkontrolle zunehmen, bildet sich langsam die „Vorstellung vom Selbst als einer Einheit, die Kontinuität und Richtung besitzt“ (Jacobson 1973, 64).

Auch bei Jacobson findet man »Kohärenz und Kontinuität« als zentrale Kennzeichen eines Verständnisses von Identität. Diese Termini werden die weiteren Überlegungen, vor allem betreffend narrative Identitätsbildung, stets begleiten. Nun sollen aber Jacobsons Ausführungen zur Entwicklung von Identität weiter verfolgt werden.

Die fortschreitende Ausprägung von Selbstwahrnehmung und Selbstvorstellung, die zunehmende Körperkontrolle und die funktionelle Besetzung des Körpers münden schließlich in zunehmender Autonomie des jungen Menschen und stellen die Basis für dessen Identität dar. Identität ist hier nicht als »stabiles und dauerhaftes Bild« vom eigenen Selbst zu verstehen, sondern ein Konstrukt, das in Veränderung begriffen ist und nach und nach Kontinuität und Gerichtetheit ausbildet (Jacobson 1973, 70).

Mit zunehmender Differenzierung ist das Kind im Stande „sein Identitätsgefühl und seine innere und äußere Realitätsprüfung zu entwickeln, und auf dieser Grundlage seine Identifizierungen und Objektbeziehungen aufzubauen“ (Jacobson 1973, 72).

Jacobson (1973, 75) misst in diesem Prozess den libidinösen Kräften eine besonders bedeutsame Rolle zu und weist gezielt darauf hin, dass Identifizierungen nur dann ins Ich integriert werden können, wenn sie sich als „dauerhaft, selektiv und beständig“ (Jacobson 1973, 79) herausstellen und somit eine Identität unterstützen, die sich durch Kontinuität und Richtung auszeichnet.

#### 2.1.5.4 Über-Ich und Identitätsgefühl

In der ödipalen Phase richtet sich das Interesse des Kindes zunehmend auf die eigenen Genitalien (aber auch auf die der Anderen), was bedeutend für die voranschreitende Identitätsbildung wird, und schließlich in der sexuellen Identität mündet (Jacobson 1973, 82).

Zentral ist auf dieser Entwicklungsstufe aber vor allem das Hinzutreten einer neuen Instanz:

„Die Intensität der Triebkonflikte und die zunehmende strukturelle Differenzierung in der ödipalen Periode spiegeln sich in der wachsenden Komplexität der Identifizierungsvorgänge wider ... [und] führen gegen Ende dieser Phase zur Bildung eines neuen Systems von Funktionen, des Überichs, von dem nun ein enorm stimulierender Einfluß auf alle Entwicklungsprozesse ausgeht“ (Jacobson 1973, 101).

Ziele und Normen werden über bestimmte Identifizierungen internalisiert, die sich weiters in Charakterzügen und Verhaltensweisen zuspitzen. Die Realitätsprüfung wird immer ausgereifter und ermöglicht schließlich die Unterscheidungen zwischen Repräsentanzen des Selbst und der Welt (Jacobson 1973, 103).

Die im Über-Ich generierten Normen und Wertsysteme nehmen Einfluss auf die weitere Entwicklung des Individuums und seiner Identität, die sich nun zunehmend autonom gestalten kann: „Das Überich, das den Übergang von der früheren Abhängigkeitssituation des Kindes zu einer aktiveren, unabhängigeren Position widerspiegelt, entwickelt sich zu einer Struktur mit vielen Facetten und vielfältigen Funktionen“ (Jacobson 1973, 140).

In Hand mit der wachsenden Autonomie des jungen Menschen, der sich zunehmend als selbstständige Einheit begreift, geht die Entwicklung eines Selbstwertgefühls.

Dieses „Selbstwertgefühl ist der ideationale, besonders aber der emotionale Ausdruck der Selbstbewertung und der entsprechenden mehr oder weniger neutralisierten libidinösen und aggressiven Besetzung der Selbstrepräsentanzen“ (Jacobson 1973, 142).

Jacobson (1973, 148) sieht besondere Bedeutung in „der Entwicklung zielgehemmter körperlicher, praktischer, intellektueller und emotionaler Bestrebungen die [sich] von den erogenen Körperzonen abgezogenen narzißtischen Besetzungen auf Repräsentanzen des gesamten körperlichen und seelischen Selbst ausdehnen“.

Die Identität des Menschen wird an dieser Stelle zum ersten Mal als etwas Greifbareres beschrieben:

„Diese fortwährenden Besetzungsneuverteilungen und -verschiebungen auf Repräsentanzen aller exekutiven Organe und Funktionen des Ichs und die dementsprechend wachsende Zahl an Mannigfaltigkeit koordinierter Aktivitäten tragen immens viel dazu bei, daß das Kind sein Selbst als ein festgefügtes und kohärentes, mit sich selbst identisches Wesen erlebt“ (Jacobson 1973, 148).

Für Identitätsbildung ist nach Jacobson Kohärenz von zentraler Bedeutung. Der junge Mensch erlebt sich selbst als »mit sich selbst identisch«. An dieser Stelle müssen zwei Fehler vermieden werden: Weder sieht Jacobson, wenn sie von einem festen Gefüge vom Selbst spricht, Identität an einem bestimmten Punkt der Entwicklung vollkommen und fertig. Ebenso betrachtet sie wie weiter oben schon erwähnt nicht nur die individuelle Seite von Identität, sondern auch jene Seite, die sich über die Zugehörigkeit zu Anderen auszeichnet. Zentral ist an dieser Stelle nach Jacobson (1973, 150), dass „die Erfahrung der Zugehörigkeit zur entsprechenden Alters- und Geschlechtsgruppe nicht nur das Gefühl persönlicher Identität verstärkt, sondern auch die Entwicklung und das Akzeptieren allgemeiner Gruppennormen ermöglicht – ethischer, sozialer, körperlicher und intellektueller“.

Die Adoleszenz kennzeichnet aber wie bei Erikson zuvor den zentralen Entwicklungsmoment der psychoanalytischen Identitätstheorien. Die Organisation von Identität wird mit dieser Entwicklungsphase in Zusammenhang gebracht. Auch Jacobson (1973, 152) geht davon aus, dass „diese Organisations- und Reorganisationsvorgänge innerhalb des psychischen Systems gewöhnlich nicht vor dem Ende der Adoleszenz zum Abschluß kommen“.

#### 2.1.5.5 Adoleszenz und Autonomie

Jacobson (1973, 173f) beschreibt die Adoleszenz als Themenfeld, indem sich der junge Mensch allmählich vom Kindsein verabschieden muss und die ersten Schritte in Richtung Erwachsensein tätigt. Während infantile Besetzungen zunehmend an Bedeutung verlieren muss sich der junge Mensch neu orientieren und die psychische Organisation wird neu besetzt. Ebenso trägt auch die physiologische Veränderung des Körpers enorm zur Entwicklung von Identität bei. Die »objektlastigen« Identifizierungen sind weitestgehend realistischen Selbstrepräsentanzen gewichen.

Die Phase der Adoleszenz und die enormen Entwicklungsschritte die damit verbunden sind nehmen gezielt Einfluss auf die Identitätsbildung und das Identitätsgefühl, genauso wie auf das Ich und das Überich (Jacobson 1973, 176).

Wie Erikson misst auch Jacobson den Identifizierungen ab diesem Zeitpunkt weniger Bedeutung zu und ermöglicht so zunehmende Autonomie:

„Nach der Adoleszenz überschreitet die Ich-Entwicklung immer stärker den durch die Identifizierungen abgesteckten Rahmen und gewährt unabhängiger, kritischem und selbstkritischem Urteil und den individuellen, autonomen Tendenzen des Ichs und seiner »Anlage« wachsenden Raum“ (Jacobson 1973, 206; H.i.O.).

Jacobson (1973, 211) geht schließlich davon aus, dass „die Bildung und Existenz eines intakten, autonomen, wohlfunktionierenden Überichs mit Hilfe seines Einflusses auf das Ich und dessen Ziele die Aufrechterhaltung normaler Identitätsgefühle beim Erwachsenen sichern“.

Jacobson legt mit »Das Selbst und die Welt der Objekte« (1973) ein vielschichtiges Konzept von Identitätsentwicklung vor. Die über Identifizierungen aufgebauten Identitätsgefühle münden in der Phase der Adoleszenz, durch die Entwicklung des Über-Ichs gesteuert, in ein zunehmend autonomeres Bild von Selbst und Welt. Der Identitätsbegriff Jacobsons wurde genauer untersucht, um ein Programm von »Identitätsentwicklung« aufzuzeigen,

dass in der frühesten Kindheitsphase ansetzt und die »Entwicklung« bis zum jungen Erwachsenenalter beschreibt. Die besondere Qualität psychoanalytisch orientierter Identitätskonzepte ist eben durch dieses Strukturmerkmal gekennzeichnet, die Entwicklung im Kleinkindalter zu fokussieren. Dies zeichnet auch Kernbergs Theorie aus, die im folgenden Kapitel untersucht wird.

### *2.1.6 Internalisierung bei Kernberg*

„The development of ego identity is based on the internalization of early objekt relationships“ (Akhtar 1992, 19).

Kernberg stimmt mit Jacobson überein, dass sich Identität über die »Internalisierung« von frühen Objektbeziehungen konstituiert, auch wenn Kernberg den Begriff »Introjektionen« nicht im exakt selben Sinn verwendet wie Jacobson (Kernberg 1981, 23).

Im Prozess der Identitätsbildung betont Kernberg die Bedeutung von zunehmender Differenzierung zwischen Selbst- und Objektimages. Partielle Introjektionen und Identifizierungen verbinden sich zu einem realistischen Bild des eigenen Selbst und somit zur Basis für Identität (Akhtar 1992, 19f).

Eine zentrale These in Kernbergs Arbeiten zu Objektbeziehungen lässt sich als folgender Dreischritt verstehen: „Introjektionen, Identifizierungen und Ichidentität sind drei Ebenen des Prozesses der Internalisierung von Objektbeziehungen im psychischen Apparat“ (Kernberg 1981, 20f).

Die Arbeiten Jacobsons und Eriksons miteinbezogen, führen Kernberg zu diesem »Dreischritt«, der sich laut Akhtar wie folgend ausformulieren lässt: (1) Die »Introjektionen«, die die Grundzüge anderer internalisieren werden noch nicht gänzlich in das Selbst aufgenommen. (2) Die späteren »Identifizierungen« werden aufgrund ihrer Qualität stärker ins Selbst integriert als die frühen Introjektionen. (3) Schließlich kommt es zur »Formation der Ich-Identität«, in der die Kindheitsidentifizierungen in eine gesamtheitliche Form gebracht werden und von der ursprünglichen Beziehungsperson depersonalisiert werden (Akhtar 1992, 20).

Betreffend der Qualität der Identifizierungen und der Unterscheidung zu den Introjektionen lässt sich folgendes festhalten: „identification ... implies a less concrete and more role-oriented internalization of significant others in relationship to oneself“ and „Identifications, unlike introjekts, do not feel like a »foreign body« in the self“ (Akhtar 1992, 20).

„»Identifizierung« ist eine Form der Introjektion auf höchster Ebene“ (Kernberg 1981, 27; H.i.O.) und wird im übertragenen Sinne nicht als »körperfremd« empfunden. Sie nimmt eine Rollen-Funktion ein, was bedeutet, dass sie sich nicht mehr konkret auf die signifikante Person bezieht, sondern dass die qualitative Ebene der Identifizierung zunehmend mit mehr Bedeutung besetzt wird. In Kernbergs Theorie wird demnach eine Stufung von Introjektion, Identifizierung und Ich-Identität vorgenommen die unter dem Begriff der Internalisierung subsumiert wird (vgl. Witte 1991, [4ff]):

„Innerhalb dieser Theorie ist die Identifizierung der Hauptprozeß und zugleich die daraus abgeleitete Struktur, die die wechselnden Formen der internalisierten Objektbeziehungen bestimmt. Introjektionen kann man als primitive oder unreife Formen der Identifizierung auffassen, während man die Ichidentität als die übergeordnete Integration von Identifizierungen in eine dynamische, einheitliche Struktur ansehen kann. Im weitesten Sinne des Terminus bedeutet die Identifizierung eine Modellierung des Selbst nach einem Objekt“ (Kernberg 1981, 78f).

Kernberg stimmt mit Erikson und Jacobson überein, dass Identitätsbildung in der freudschen Phase der Adoleszenz ihren Höhepunkt erreicht, wenn die zentralen Mechanismen zu deren Gewinnung ausgereift sind. „Identity ... is finally consolidated in adolescence, when further individuation through »disidentification« with primary objects, role clarification, and psychosexual self-definition takes place“ (Akhtar 1992, 20; H.i.O.).

### *2.1.7 Von Identität und Psychoanalyse*

Mit Kernbergs Theorien endet der Abriss psychoanalytischer Identitätstheorien. Die Überlegungen von Erikson, Lichtenstein, etc. bis hin zu Jacobson und Kernberg zusammenfassend hält Akhtar folgendes fest:

„Identity is seen to emanate within the earliest infant-mother interactions; to gain further structure from primitive introjections; to refine itself through differentiation from early objects and with more selective later identifications; to acquire filiation, generational boundaries, and temporality in passage through the Oedipus complex; and to arrive at its more or less final shape through further synthesis of contradictory identifications, greater individuation, and renunciation of negative oedipal tendencies during adolescence” (Akhtar 1992, 24).

Der Beginn der Identitätsentwicklung lässt sich demnach in der frühesten Mutter-Kind-Beziehung festmachen. Über primitive Introjektionen festigt sich zum ersten Mal eine Form von Identität. Mit fortschreitender Entwicklung distanziert sich das Kind zunehmend von den frühen Objektbeziehungen und die Identifikationsmechanismen werden ausgereifter. Kontinuität wird durch die positive Bewältigung des Ödipuskomplexes aufgebaut und in der Adoleszenz erreicht die Identitätsbildung durch zunehmende Individuation schließlich ihren Höhepunkt.

Identitätsarbeit endet allerdings nicht mit der Adoleszenz, sondern bleibt ein Leben lang ein Entwicklungsprozess und ein Balanceakt des psychischen Apparats. Akhtar formuliert neben den einzelnen Stufen im Prozess der Identitätsgenese aber auch eine Liste von qualitativen Kennzeichen »gelungener« Identität:

“(1) a sustained feeling of self-sameness displaying roughly similar character traits to varied others, (2) temporal continuity in the self-experience, (3) genuineness and authenticity, (4) a realistic body image, (5) a sense of inner solidity ..., (6) subjektive clarity regarding one’s gender, and (7) an inner solidarity with an ethnic group’s ideals and a well-internalized conscience” (Akhtar 1992, 24).

Durch diese Auflistung wird gut sichtbar, dass Identität zwei zentrale Komponenten umfasst: Das Gefühl mit sich selbst »ident« zu sein, sowie sich mit bestimmten Gruppen gewisse Merkmale zu teilen. Dies zieht die logische Konsequenz nach sich, dass sich das Individuum von anderen Gruppen in bestimmten Merkmalen unterscheidet. Zeitliche Kontinuität, Authentizität und Kohärenz sind ebenso Kennzeichen »gelungener« Identität wie ein realistisches, ganzheitliches Bild der eigenen Körperlichkeit und des eigenen Selbst. Ein gefestigtes Gender-Bewusstsein und ein Zugehörigkeitsgefühl zu einer Gruppe

und den damit verbundenen Normen sind nach Akhtar ebenfalls Kennzeichen einer »gelungenen« Identität, wenn der Ausdruck »gelungen« auch etwas irreführend ist. Dieser kann nämlich implizieren, dass Identität, die jene Kennzeichen in sich verinnerlicht, die richtige, die gelungene Form von Identität sei. Erreichte man diese Kennzeichen nicht, würde man keine Identität haben. Identität »passiert« aber, davon kann ausgegangen werden. Inwiefern Identitätsgefühle davon beeinträchtigt werden, wenn beispielsweise Kohärenz nicht aufrechterhalten werden kann, wird an späterer Stelle aufgearbeitet.

Die Ausführungen, die mit den ersten Gedanken zu Identität von Erikson begannen und über Lichtenstein, Freud, Greenacre und Mahler bis hin zu der Arbeit von Jacobson führten haben uns ein umfangreiches Theoriekonstrukt geliefert, das eine erste Herangehensweise an Identitätskonstruktion aus psychoanalytischer Perspektive darstellt. Die Bedeutung dieser Theorien für das Forschungsfeld der Identität kann an dieser Stelle gar nicht genug betont werden. Wie Straub treffend feststellt wird durch „Eriksons Arbeiten ... der Ausdruck »Identität« zu einem theoretischen Begriff der Psychoanalyse. Seinem Einfluß verdankt sich sodann ein guter Teil der Popularisierung dieses Begriffs weit über die Grenzen der Psychoanalyse hinaus“ (Straub 1996, 2; H.i.O.).

Über diese Grenzen hinausgeblickt soll im zweiten übergeordneten Teil dieses Kapitels werden, indem die Bestimmung des Identitätsbegriffs innerhalb der Geistes- und Sozialwissenschaften untersucht wird.

## **2.2 Sozial- und geisteswissenschaftlicher Identitätsdiskurs**

Das Identitätsdenken außerhalb psychoanalytischen Theorieguts ist ebenso quantitativ umfangreich wie qualitativ unterschiedlich. Im folgenden Kapitel wird darum ein Sample an unterschiedlichen Zugängen zum Thema vorgestellt, das als Abriss verschiedener »sozial- und geisteswissenschaftlicher« Identitätskonzepte verstanden werden soll. Aufgrund der Unzahl an Veröffentlichungen zum Thema Identität kann dieser Abriss des Forschungsfeldes logischerweise kaum Vollständigkeit beanspruchen.

Als Einstieg in das Themengebiet soll Maaloufs »Mörderische Identitäten« dienen. Laut Maalouf (2000, 14) setzt sich die „Identität einer jeden Person ... aus einer Vielzahl von Elementen zusammen, die sich selbstverständlich nicht auf die in den Melderegistern verzeichneten Daten beschränken“ (Maalouf 2000, 14).

Zur Beschreibung von Identitäten können die unterschiedlichsten Daten herangezogen werden: „Natürlich besitzen die meisten Menschen eine bestimmte Religionszugehörigkeit, eine – oder auch mehr als eine – Nationalität, gehören sie einer ethnischen Gruppe oder Sprachgemeinschaft, ... einem Beruf, einer Institution oder einer bestimmten Gesellschaftsschicht an“ (Maalouf 2000, 14).

Folgt man Maalouf ist Identität allerdings mehr als die kollektive Ansammlung von Daten die sich unseren „Identitätspapieren“ (Krappmann 1975, 84) wie Reisepässen, Geburtsurkunden, Taufscheinen und Melderegistern entnehmen lassen. Identität erweist sich laut Maalouf (2000, 20ff) als unverwechselbar und einmalig, obwohl gemeinsame Zugehörigkeiten unterschiedlichste Menschen miteinander verbinden. Die Vielschichtigkeit einer singulären Identität unterscheidet das Individuum wieder von Anderen. Lediglich darauf zu beharren, man gehöre einer bestimmten Volksgruppe oder Religionsgemeinschaft an, macht noch keine Identität aus. Dies ist so zu verstehen, dass beispielsweise die österreichische Staatsbürgerschaft einer Person diese mit den anderen Staatsbürgern des Landes verbindet, aber seine serbischen Wurzeln oder sein Glaube an den Buddhismus unterscheidet diese Person wieder von anderen. Über diese Daten, können aber noch keine Aussagen über die Identität der jeweiligen Person getroffen werden, höchstens über einen kleinen Teilaspekt.

Maalouf (2000, 26; H.i.O.) stellt fest, „daß selbst Hautfarbe und Geschlecht keine »absoluten«, sondern nur »relative« Identitätsmerkmale darstellen – und das gilt erst recht für alle anderen Merkmale“. Unsere optischen Merkmale, Abstammung, Herkunft und Religionszugehörigkeit (etc.) scheinen also nicht das auszumachen, was der Mensch ist. Die Bedeutung solcher Merkmale soll an dieser Stelle aber nicht zur Gänze angezweifelt werden: Diese »relativen

Merkmale« können durchaus einen Bestandteil zur Identität eines einzelnen Individuums, vor allem aber auch zur Identität von Gruppen, beitragen. Identitätsmerkmale wie Kultur oder Religionszugehörigkeit stellen vor allem für Gruppenidentitäten eine fruchtbare Basis dar, und vermögen es eine Vielzahl an unterschiedlichsten Menschen miteinander zu verbinden. Wie diese Arbeit aufzeigen wird (was in Kapitel 2.1 in Grundzügen schon angedacht wurde) gilt es Identität stets von der »personalen« und der »sozialen« Perspektive zu beleuchten.

Auch Meyer (2007, 114) erkennt die doppelte Bedeutung von Identität, die für ihn einerseits die „Grundlage für die Fähigkeit des Einzelnen zur Selbstdefinition“, und andererseits „die Grundlage der Fähigkeit des Einzelnen zum Handeln in der Gemeinschaft“ darstellt. „Identität“ – so Meyer (2007, 136) weiters – „schließlich ist der Kern einer selbstbewussten Persönlichkeit, eines Menschen also, der aus selbstverantwortlicher Freiheit heraus zu handeln in der Lage ist. Diese Ebene der Persönlichkeit ... liegt parallel zum Freud'schen Ich“.

Durch diese kurzen Ausschnitte der Arbeiten Meyers, der sich an dieser Stelle an Mead (1934) orientierte, lassen sich zahlreiche Rückschlüsse darauf ziehen, was jene »absoluten Merkmale« von Identität ausmachen könnte, die Maalouf angedacht hat. »Selbstbestimmung« und »Persönlichkeitskern« sind Kennzeichen von Identität, die Meyer einer Ebene von Persönlichkeit zurechnet, die mit Freuds Instanz des Ichs korrespondieren. Meyer gibt damit den Hinweis, dass sich psychoanalytisch orientierte und geistes- und sozialwissenschaftliche Theorien nicht zwingend ausschließen müssen (vgl. Fromm 1960; Erikson 1973), und ermöglicht einen ersten Anknüpfungspunkt zu den unter 2.1 vorgestellten Identitätskonstrukten.

Meyers Ausführungen beinhalten allerdings auch die Vorstellung eines Menschenbildes. Meyer spricht von Individuen, die in der Lage sind, ihre Freiheit zu nutzen und selbstverantwortlich zu handeln. Ein solches, von Autonomie getragenes Menschenbild erinnert an Schriften der Aufklärung. Ein Menschenbild, das dem Individuum ein gewisses Maß an Autonomie und

Selbstbestimmung zuspricht, ist aber unabdingbar für pädagogische Überlegungen zu einem konstruktivistischen Konzept von Identität – dazu aber später mehr.

Selbstdefinition und Selbstverständnis sind bei Straub zentrale Eckpfeiler von Identitätsgefühl und er verweist innerhalb seiner Theorien um den Identitätsbegriff auf die Bedeutung von „Merkmale des praktischen Selbstverhältnisses bzw. des Selbstverständnisses von Menschen“ (Straub 1996, 14). „Der Identitätsbegriff muß darüber hinaus“ laut Straub (1996, 14; H.i.O.) „als ein Struktur- oder Formbegriff in den Blick genommen werden. »Identität« bezeichnet generell eine spezifische »Struktur« oder »Form« des Selbstverhältnisses von Personen“.

Das Bild, das sich nun von Identitätsmerkmalen in einem spezifischen Selbstverhältnis ergeben hat, ist noch ein recht kryptisches. In den folgenden Unterkapiteln werden darum verschiedene sozial- und geisteswissenschaftliche Zugänge vorgestellt, über die der Forschungsstand um Identitätskonstruktion nachgezeichnet werden soll. Versuche eines solchen Unternehmens gibt es zahlreiche, auf ein sehr gelungenes, nämlich das von Jörissen/Zirfas (2010) wird an zahlreichen Stellen zurückgegriffen. Aufgrund der Mannigfaltigkeit und Vielzahl an Identitätskonzepten wird hier eine Selektion getroffen, die den Fokus gezielt auf die weitere Bedeutung für das Konzept der narrativen Identität legt.

### *2.2.1 Identität, Geist und Gesellschaft*

Mead, seines Zeichens Philosoph und Psychologe, zählt vor allem aufgrund der Veröffentlichung seiner Vorlesungen unter dem Titel »Identität, Geist und Gesellschaft« zu den zentralen Figuren des Identitätsdenkens des 20. Jahrhunderts. Vorweggeschickt sei an dieser Stelle allerdings, dass diese Betrachtungsweise nicht gänzlich unproblematisch ist. Angesprochen ist hier weniger, dass Mead das betreffende Werk nicht selbst veröffentlicht hat, sondern die Übersetzungsproblematik vom Englischen ins Deutsche.

Das Werk, das im Original »Mind, Self and Society« (1934) heißt, wurde schon dahingehend problematisch übersetzt indem aus »Self« »Identität« wurde, obwohl Mead diese Begriffe durchaus voneinander zu unterscheiden wusste (Jörissen 2010, 91f).

Auf die allgemeine Problematik der Pluralität an Bezeichnungen und Unterscheidungen von verschiedenen Begriffen wie »Identität«, »Selbst«, »Subjekt«, etc. soll hier zu Ort hingewiesen werden, indem ein Klärungsversuch Reckwitzs nachgezeichnet wird.

„Wenn mit dem Subjekt die gesamte kulturelle Form gemeint ist, in welcher der Einzelne als körperlich-geistig-affektive Instanz in bestimmten Praktiken und Diskursen zu einem gesellschaftlichen Wesen wird, dann bezeichnet die »Identität« einen spezifischen Aspekt dieser Subjektform: die Art und Weise, in der in diese kulturelle Form ein bestimmtes Selbstverstehen, eine Selbstinterpretation eingebaut ist, wobei diese Identität immer direkt oder indirekt auch mit einer Markierung von Differenzen zu einem kulturellen Anderen verknüpft ist“ (Reckwitz 2008, 17; H.i.O.).

Reckwitz reiht die Identität dem Subjekt nach und bezeichnet sie als einen Bestandteil des Subjekts. Das Subjekt, das laut Reckwitz (2008, 17) von „Körper, Psyche und implizitem Wissen“ geprägt ist, ist, plastisch gesprochen, mehr als die Identität, die er auf die „Ebene der Selbstinterpretation“ reduziert. Selbst und Identität beschreiben nach Reckwitz (2008, 17; H.i.O.) ein und dasselbe: „Die Identität des Subjektes ist damit gleichbedeutend mit dem, was häufig auch das »Selbst« (»self«) genannt wird“.

Diese Überlegungen Reckwitzs können an dieser Stelle nicht gänzlich unterstützt werden. Zu einfach macht sich Reckwitz die Differenzierung von Subjekt und Identität, indem er Identität auf eine selbstverstehende Ebene reduziert. Die mannigfaltigen Diskurse um »Selbst« und »Identität« auf ein und dasselbe Konzept zurückzuführen und den Begriffen in einem Satz synchrone Bedeutung zuzuschreiben kann an dieser Stelle ebenfalls nicht ausreichen (vgl. Kernberg 1981, 28f; Lesmeister 2009, 39ff). Es soll aber weder versucht werden Reckwitz Gedanken zu korrigieren, was vermessen wäre, noch soll eine eigenhändige Differenzierung der Begriffe durchgeführt werden. Dies würde den Umfang der Arbeit sprengen und sie unweigerlich auf Umwege führen.

Schweitzer (1985, 11; H.i.O.) stellt bei der Untersuchung der beiden Begriffe folgendes fest: „Die Unterscheidung zwischen »Identität« und »Selbst« ist schwierig, weil diese Begriffe in der psychologischen und soziologischen Literatur häufig als weitgehend austauschbar behandelt werden“.

Meads »Self«, welches hier nicht ins Deutsche übersetzt wird, um weitere Verwirrung zu vermeiden, beschreibt „eine »reflexive« Figur der Einheit des Selbst auf Basis sozialer Bedeutung“ (Jörissen 2010, 92; H.i.O.). Den weiteren Ausführungen Meads folgend wird allerdings der Identitätsbegriff verwendet, da auf die deutsche Fassung zurückgegriffen wurde. Auf die nach wie vor bestehende Bedeutungsproblematik wurde aber nachdrücklich hingewiesen. Nichtsdestotrotz haben Meads Überlegungen mannigfaltige Bedeutung für das Konzept der (narrativen) Identität, vor allem durch Meads Betonung des Aspekts der »Erfahrung« im Prozess der Identitätsbildung.

Auf diese Differenzierungsschwierigkeiten und die allgemeine Problematik der Begrifflichkeiten am Beispiel Meads wurde hingewiesen, womit der kurze Exkurs auch wieder geschlossen werden soll um zu »Geist, Identität und Gesellschaft« zurückzukehren.

#### 2.2.1.1 Identität/Self bei Mead

Mead betrachtet Identität als einen gesellschaftlichen Entwicklungsprozess, indem er dem Konzept der Sprache und dem der Erfahrung besondere Bedeutung zumisst (Mead 1934/1998, 177f). Identität „ist bei der Geburt anfänglich nicht vorhanden, entsteht aber innerhalb des gesellschaftlichen Erfahrungs- und Tätigkeitsprozesses“, so Mead (1934/1998, 177).

Mead sieht innerhalb dieser gesellschaftlichen Einbettungen die „Sprache als Medium, mit dessen Hilfe er [das Individuum; Anm.d.V.] seine Persönlichkeit entwickelt“ (Mead 1934/1998, 205). Innerhalb dieses sprachgetragenen Subjektwerdungsprozesses ist es bei Mead (1934/1998, 178f) unabdingbar, dass das Individuum zuerst die Position des Objekts einnimmt. Die anderen Mitglieder der Gesellschaft erfährt das Individuum als Objekte, und genau als

solches muss es sich selbst auch erfahren. Dies geschieht „indem er [das Individuum – das Objekt; Anm.d.V.] die Haltungen anderer Individuen gegenüber sich selbst innerhalb einer gesellschaftlichen Umwelt oder eines Erfahrungs- und Verhaltenskontextes einnimmt, in den er ebenso wie die anderen eingeschaltet ist“ (Mead 1934/1998, 180).

Über diese selbstreflexiven und retrospektiven Prozesse entsteht, was Mead »Selbstbewusstsein« nennt. Mead betont, dass „die eigene Erfahrung als eine Identität etwas ist, das man von seinen Handlungen gegenüber anderen übernimmt. Man entwickelt insoweit eine Identität, als man die Haltungen anderer einnehmen und sich selbst gegenüber so wie gegenüber anderen handeln kann“ (Mead 1934/1998, 214).

Der Identitätsbildung geht nach Mead die Kommunikation mit anderen Individuen über Symbole voraus. Schon unter 2.1 angesprochene Charakteristika von Identität wie etwa zeitliche Gerichtetheit oder Veränderbarkeit sind bei Mead ebenso zentral. Identität/Self ist „eine reflexiv hergestellte bzw. immer wieder reflexiv herzustellende Einheit über einen Prozess, in den handelnde Individuen stets involviert sind“ (Jörissen 2010, 97).

Zusammenfassend lässt sich Meads transzendentalphilosophisches Identitätsdenken als ein sozialisationstheoretisches Modell begreifen. Der „Aspekt des Zusammenhangs zwischen Selbstbewusstsein, Sprache und Interaktion“ prägt Meads Denken ebenso wie die „Reflexion auf die »Bedingungen der Möglichkeit sprachlicher Intersubjektivität«“ (Schweitzer 1985, 25; H.i.O.). Die Interaktion mit Anderen und die Funktion der Sprache nehmen eine zentrale Stellung in Meads Konzept ein, dass stark mit dem symbolischen Interaktionismus korrespondiert. Identität/Self zeichnet sich vor allem über das Spannungsfeld von Selbstbewusstsein und Sozialisation aus. Das Individuum begreift sich selbst als ein Eigenes, das aber immer nur in Verbindung mit anderen existieren kann und sich über diese Verbindung konstituiert (Schweitzer 1985, 25ff).

Diese Vorstellungen werden für die weiterführenden Überlegungen zum Konzept der narrativen Identität leitend sein, sowie die Instanz der »Erfahrung«, die bei Mead immer wieder Betonung findet. Ein bereits erwähntes Charakteristikum von Identität findet sich bei Mead ebenfalls, nämlich „sich zugleich als handelndes Individuum wie auch als Teil eines sozialen Zusammenhangs erfahren [zu] können“ (Jörissen 2010, 93). Meads Identitätstheorie zeichnet sich auch dadurch aus, „Individualität und Sozialität so zu verbinden, daß sie als Aspekte ein und desselben Prozesses verständlich werden“ (Schweitzer 1985, 37). Die Erfahrung »des Anderen« beziehungsweise »der Anderen« ist für die Identitätsbildung und Selbstreflexion der fundamentale Mechanismus neben der Fähigkeit „Handlungen als Zeichen zu verstehen, die mit einer sozialen Bedeutung versehen sind“ (Jörissen 2010, 93).

Die doppelte Bedeutung von Identität als individuelle und soziale Positionierung wird bei Mead dadurch sichtbar, dass sich Identitäten über sprachlich-kommunikative Prozesse konstituieren. Die »Einheit« des Individuums kann nur über den sozialen Anderen reflektiert werden. Mit diesem kurzen Ausblick soll nun die Abhandlung von Meads Gedanken geschlossen werden, und die doppelte Perspektive auf Identität durch die Theorien von Goffman vertieft werden.

### *2.2.2 Persönliche und soziale Identität*

„Identität bildet ein selbstreflexives Scharnier zwischen der inneren und der äußeren Welt. Genau in dieser Funktion wird der Doppelcharakter von Identität sichtbar: Sie soll das unverwechselbar Individuelle, aber auch das sozial Akzeptable darstellbar machen“ (Keupp, u.a. 2008, 28).

Diese Textpassage schließt inhaltlich an die ersten Gedanken um die Herstellung einer »Balance« von Identität(en) an, die von Goffman angestellt wurden. Der Soziologe behandelt in seiner Schrift »Stigma – Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität« (1977) Personen, die in irgendeiner Form von der Norm abweichen (Rasse, Behinderungen, Straftaten, etc.) und dadurch spezifischen gesellschaftlichen Konventionen nicht entsprechen (Meyer 2007, 138f). „Diese normierten und stereotypisierten Erwartungen sind in Rollen institutionalisiert und machen die »soziale Identität« aus, die dem

Individuum von seinen Interaktionspartnern zugeschrieben wird“ (Meyer 2007, 140; H.i.O.).

Werte und Normen, die dem Individuum von der Gesellschaft auferlegt werden, werden nach Goffman also in der sozialen Identität internalisiert. In Frage steht hier inwiefern ein Individuum, ob der Norm entsprechend oder von ihr abweichend, überhaupt allen Normen und Werten eines Systems entsprechen kann, oder ob lediglich der Wunsch oder das Streben nach einer solchen Entsprechung existieren kann (vgl. Meyer 2007, 140).

Die Unterscheidung von sozialer und persönlicher Identität nach Goffman formuliert Meyer dahingehend wie folgend: „Soziale Identität bezeichnet somit die Tendenz des So-sein-Wollens beziehungsweise -Sollens wie alle anderen, der Ausrichtung an der sozialen Norm. Demgegenüber ist mit dem Begriff »persönlichen Identität« die Unverwechselbarkeit des Individuums gemeint“ (Meyer 2007, 140; H.i.O.).

Goffman stellt der sozialen Komponente von Identität – damit ist die Zugehörigkeit zu einem System gemeint – die persönliche Identität gegenüber, die die Individualität des Einzelnen ausmacht und das Individuum von den Anderen unterscheidet. Persönliche Identität entsteht nach Goffman „aus der organischen Einmaligkeit jeder Person, sodann aus der jeweils einmaligen Kombination lebensgeschichtlicher Daten“ (Meyer 2007, 140).

Beide Instanzen, soziale und persönliche Identität, bleiben bei Goffman allerdings von der Gesellschaft und den Anderen abhängig. Zum einen zeichnet sich soziale Identität durch die Gemeinsamkeiten des Selbst mit den Anderen aus, auf der anderen Seite unterscheidet die persönliche Identität das Selbst von anderen und macht es unverwechselbar. Goffman formuliert dies im Kontext der Stigmatisierung folgendermaßen:

„Der Begriff soziale Identität erlaubt uns, Stigmatisierung zu betrachten. Der Begriff persönliche Identität erlaubt uns, die Rolle der Informationskontrolle im Stigma-Management zu betrachten. Die Idee der Ich-Identität erlaubt uns, zu betrachten, was das Individuum über das Stigma und sein Management empfinden mag“ (Goffman 1977, 133).

Interessant scheint an dieser Stelle ein kurzer Exkurs zu Parsons (1973) Überlegungen: Werte und Normen kultureller und traditioneller Form werden in der freudschen Persönlichkeitsstruktur der Instanz des Über-Ich zugerechnet. Kombiniert man diese Gedanken mit denen Goffmans, lässt sich eine weitere Verbindung von Identitätskonzepten unterschiedlicher Schulen feststellen. Im Über-Ich internalisierte Normen und Werte stellen einen Teil der (sozialen) Identität dar, und diese wäre damit eine Instanz, die durchaus konfliktreich auf das Ich einwirken kann (vgl. Meyer 2007, 122ff).

Während bei Parson Identität eine Instanz ist, die die „Vermeidung von Rollenkonflikten“ und „die relative Konstanz der im Über-Ich introjizierten Orientierungsmuster sicherstellt“ (Meyer 2007, 124), soll an dieser Stelle, zumindest versuchsweise, eine etwas andere Positionierung eingenommen werden.

Die internalisierten Normen und Werte des Über-Ichs wirken im Wechselspiel mit dem Es auf die Instanz des Ichs ein, die die Triebe und Wünsche vereinbaren muss. Dieser Sachverhalt kann als gesichert angenommen werden. Die Frage, die nun im Raum steht ist, wenn die internalisierten Normen und Werte das sind, was über weite Strecken soziale Identität ausmacht, welches Verhältnis besteht dann zwischen sozialer Identität und Ich, wenn an dieser Stelle die persönliche Identität ein Stück weit ausgeblendet wird?

Dieser Frage kann an dieser Stelle nur dahingehend nachgegangen werden, indem einige Vermutungen angestellt werden. Soziale Identität scheint keine Instanz der Selbstbemächtigung zu sein, sondern zeichnet sich in gewissem Maße durch repressive Kräfte aus. Das Ich sieht sich nicht nur mit Trieben konfrontiert, sondern auch mit einer möglichen Form von Identitätszwang, die ihm von gesellschaftlich geprägten Introjektionen auferlegt wurde. Mit diesen Überlegungen gehen weitere Probleme einher, worunter das interessanteste sicher ist, was denn nun die »eigentliche Identität« ist. Wenn sich soziale Identität und deren Kehrseite, die persönliche, nicht als die tatsächlichen Instanzen des autonomen Selbstgefühls, sondern sich als weitestgehend synchron zu Teilen der Instanzen des psychischen Apparats herausgestellt haben, bleibt die Frage nach Identität nach wie vor offen.

Eine mögliche Antwort, oder zumindest einen Hinweis darauf, findet man bei Goffman, auch wenn dieser sich jene Fragen vermutlich nicht in dieser Form gestellt hat. „Diesen beiden Identitätsdimensionen [persönliche und soziale Identität; Anm.d.V.] stellt Goffman die vom Subjekt erfahrbare »Ich-Identität« gegenüber“ (Meyer 2007, 141; H.i.O.).

Diese »Ich-Identität« ist laut Goffman (1977, 132) „eine subjektive und reflexive Angelegenheit, die notwendig von dem Individuum empfunden werden muß, dessen Identität zur Diskussion steht“.

Ich-Identität ist demnach jene Instanz, die dem Individuum über reflexive und selbstbezügliche Prozesse zugänglich wird, die Instanz, die Identitätsgefühl bereitstellt. Ich-Identität besitzt demnach andere, »konstruktivistische« Qualitäten als personale und soziale Identität, wenngleich sie sich alle aus dem selben »Nährboden« speisen: „Natürlich konstruiert das Individuum sein Bild von sich aus den gleichen Materialien, aus denen andere zunächst seine soziale und persönliche Identifizierung konstruieren, aber es besitzt bedeutende Freiheiten hinsichtlich dessen, was es gestaltet“ (Goffman 1977, 133).

Von Engelhardt beschreibt Goffmans Ich-Identität auf ähnliche Weise, aber setzt in Goffmans Theorie bedeutende Akzente, die bis jetzt noch nicht zur Sprache gekommen sind:

„Unter Ich-Identität versteht Goffman das subjektive Empfinden der Person von ihrer eigenen Situation und ihrer Eigenart sowie ihrer Kontinuität (im Wechsel sozialer Rollen und Situationen und im Wandel der Biographie), das sich als Ergebnis der verschiedenen sozialen Erfahrungen herausbildet“ (Von Engelhardt 2010, 126).

Die Elemente der Kontinuität und der Erfahrung nehmen auch in Goffmans Theoremen eine bedeutende Rolle ein. Ich-Identität wird als Kontinuitätsgefühl über zuvor gemachte Erfahrungen spürbar. Erfahrungen stellen gleichsam die Basis für Ich-Identität dar, die Goffman als Vermittlerinstanz zwischen persönlicher und sozialer Ebene sieht: „Die Ich-Identität der Person steuert die soziale und die persönliche Identität in Bezug auf die soziale Umwelt“ (Von Engelhardt 2010, 128).

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Goffman sein Identitätskonzept vor dem Hintergrund der Dialektik »Stigma-Normalität« entfaltet. In diesem Spannungsfeld sind Goffmans Theorien der verschiedenen Normsysteme von zentraler Bedeutung für Identitätsarbeit. Er unterscheidet zwischen sozialer und persönlicher Identität, die stark mit den Gemeinsamkeiten und Unterschieden zu den Anderen korrespondieren und der Ich-Identität als Fundament der Selbstbetrachtung und Selbstreflexion. Das Spannungsfeld zwischen Stigma und Normalität kann schließlich aber ein wenig versöhnlich aufgelöst und als »normaler« sozialer Akt der Zwischenmenschlichkeit entlarvt werden:

„Identitätsnormen sind Identitätsideale, denen die wenigsten voll entsprechen können und denen auch nicht alle folgen wollen. Stigmamangement ... ist ein Bestandteil des von jedem Gesellschaftsmitglied zu leistenden Identitätsmanagements. Der Umgang mit der Normabweichung des sozialen Gegenübers ist ein Grundelement sozialer Interaktion. So sind nach Goffman unter »Normalen« und »Stigmatisierten« nicht zwei abgrenzbare Personengruppen zu verstehen“ sondern „zwei ... Perspektiven oder Rollen, die von jedem Menschen im Wechsel eingenommen werden“ (Von Engelhardt 2010, 138; H.i.O.).

Die zentralen Thesen Goffmans sind damit nachgezeichnet worden und deren Erörterung soll an dieser Stelle beendet werden, und mit Krappmanns Identitätskonzept nahtlos an diesen Diskurs angeschlossen werden.

### *2.2.3 Balancierende Identität*

Der Bildungsforscher und Soziologe Krappmann schließt in seinem Denken um »balancierende Ich-Identität« an die Theorien Goffmans an. Identität zeichnet sich durch die Balanceaufgabe des Ichs aus, die Ansprüche sozialer und persönlicher Identität zu verarbeiten. Zentrales Medium im Prozess der Identitätsbildung ist bei Krappmann ebenfalls Interaktion und Kommunikation über den Prozess der Sprache.

„Diese Balance [zwischen sozialen und persönlichen Identitätsansprüchen; Anm.d.V.] auszuhalten, ist die Bedingung für die Behauptung von Ich-Identität“ welche das Individuum erreicht indem es „die Erwartungen der anderen zugleich akzeptierend und sich von ihnen abstoßend, seine besondere Individualität festhalten und im Medium gemeinsamer Sprache darstellen kann“ (Krappmann 1975, 208).

Der Balanceakt, den Krappmann beschreibt, zeichnet sich dadurch aus, dass die sozialen Rollenerwartungen, die im Prozess der Interaktion an das Individuum gestellt werden, mit dessen Bedürfnis nach Subjektivität zu vereinbaren sind. Diese Balance wird von jener Instanz verrichtet, die als Ich-Identität beschrieben werden kann: „Ich-Identität ist ... die Form, in der sich eine Person als besonderes Individuum mit unverwechselbaren Merkmalen im sozialen Raum positioniert“ (Veith 2010, 188).

Wie sensibel dieser Balanceakt ist, und welche Anforderungen hierbei an die Instanz der Ich-Identität gestellt werden, soll folgender, bei Schweitzer entlehnter, Auszug von Krappmann veranschaulichen:

„Eine gelungene Identitätsbalance bewirkt, daß das Individuum einerseits trotz der ihm angesonnenen Einzigartigkeit sich nicht durch Isolierung aus der Kommunikation und Interaktion mit anderen ausschließen läßt und andererseits sich nicht unter die für es bereitgestellte sozialen Erwartungen in einer Weise subsumieren läßt, die es ihm unmöglich macht, seine eigenen Bedürfnisdispositionen in die Interaktion einzubringen“ (Krappmann 1976; zit. nach Schweitzer 1985, 72).

Die balancierende Identität ist folglich eine Identitätsform, die es dem Menschen erlaubt Individuum und Dividuum zugleich zu sein, um der in Kapitel 2.1.5 angestellten Analogie treu zu bleiben. Sowohl gesellschaftliche und soziale Ansprüche, als auch subjektive Kategorien wie Selbstbestimmung und Autonomie werden in einer Identität synthetisiert. Dabei muss Rücksicht darauf genommen werden, dass sich der Mensch weder auf Kosten der sozialen Kontakte zu sehr auf seine Individualität besinnt, noch auf Kosten dieser gänzlich unter der Norm einer Gruppenrolle untergeht (vgl. Veith 2010, 189f).

Wäre dies nämlich der Fall, ergäben sich für die Ich-Identität ebenfalls schwerwiegende Konsequenzen, „wenn Interaktionsteilnehmer die Übernahme sozialer Rollen verweigern würden oder aber die Erwartung, etwas Persönliches in die Interaktion einzubringen, als Zumutung zurückweisen bzw. schlichtweg nicht erfüllen könnten“ (Veith 2010, 190).

Gelingt die Balance zwischen den eigenen Ansprüchen und derer von Anderen zu einer Ich-Identität, so muss diese Balance laut Krappmann vier Kriterien

erfüllen: Autonomie (und damit Reflexionsfähigkeit betreffend den sozialen Anforderungen), Einzigartigkeit (wie sich der Einzelne selbst sieht und von Anderen gesehen wird), Individualität (als Unterscheidungsgrundlage von Anderen) und Kontinuität (in der eigenen Lebensgeschichte, der verdichteten Biographie) (Veith 2010, 191).

Diese oder inhaltlich ähnliche Kennzeichen von Identität tauchen in unterschiedlichster Kombination in den diversesten Konzepten auf (vgl. Jacobson 1973; Straub 1996; etc.). Diese Kennzeichen scheinen zentrale Charakteristika von einem breiten Verständnis von Identität innerhalb verschiedener Wissenschaftsdisziplinen zu sein. In Krappmanns Konzept wird die zentrale Rolle der sozialen Interaktionen im Prozess der Identitätsbildung betont und vor allem die Integrationsleistung hervorgehoben, die das Individuum zu verrichten hat: „Eine starke Ich-Identität als individuelles Entwicklungs- und gesellschaftliches Bildungsziel zeichnet sich durch die Fähigkeit aus, in ihrem Handeln Vergesellschaftungsanforderungen und Individualisierungserwartungen ausgewogen zu integrieren“ (Veith 2010, 198).

Krappmann geht mit seinem Konzept der balancierenden Ich-Identität allerdings einen Schritt weiter, indem er nicht nur die Integration der momentanen und vergangenen Anforderungen an das Selbst berücksichtigt, sondern auch die in die Zukunft gerichteten (Meyer 2007, 147).

Identität wird damit ein prozesshafter Charakter zugeschrieben, indem die zukünftigen Identitätsaufgaben und sozialen Anforderungen berücksichtigt werden. Denn „Ich-Identität ist kein fester Besitz des Individuums. Da sie ein Bestandteil des Interaktionsprozesses selber ist, muss sie in jedem Interaktionsprozeß angesichts anderer Erwartungen und einer ständig sich verändernden Lebensgeschichte des Individuums neu formuliert werden“ (Krappmann 1975, 208).

Folgt man den Thesen Veiths (2010, 180) „bezeichnet Identität also kein unveränderliches Wesensmerkmal der Person, sondern ein dynamisch sich entwickelndes subjektives Potential zum balancierenden Ausgleich der

verschiedenen, an den Einzelnen herangetragenen Vergesellschaftungs- und Individualisierungserwartungen“.

Identität als einen lebenslang zu vollziehenden, dynamischen Prozess von Bildung und Umstrukturierung zu verstehen ist ein zentrales Anliegen dieser Arbeit, vor allem in Betracht des Konzeptes der narrativen Identitätsbildung, indem die Lebensgeschichten und Erfahrungen zu kontingenten Erzählungen geformt werden. Dem Aspekt der lebenslang in Entwicklung begriffenen Identität widmet sich das folgende Unterkapitel.

### 2.2.3.1 Der unendliche Regress

„In die Identität gehen immer auch zeitliche Vorstellungen von dem ein, was das Individuum in der Vergangenheit war, wie es sich aktuell sieht und wie es in der Zukunft sein wird. Über die (temporalen) Identitätsperspektiven und -entwürfe hinaus ist Identität mit Entwicklungs- und Bildungsvorstellungen verknüpft, mit lebenslangen Identitätsprozessen“ (Zirfas 2010, 15).

Dieses Zitat von Zirfas scheint ein geeigneter Einstieg in den Exkurs um die lebenslange Aufgabe der Identitätsarbeit zu sein. Vergangenheit, Gegenwart und zukünftiges Handeln werden reflektiert, und, wie mit dem Konzept des narrativen Selbst aufgezeigt wird, innerhalb von Lebensgeschichten zu Identitätselementen verdichtet. Der lebenslange Entwicklungsprozess von Identität wird dabei von Zirfas mit Bildungsprozessen in Verbindung gebracht. Die Vorstellung von Identität als lebenslange Entwicklungsaufgabe hat Erikson in seiner Arbeit über »Identität und Lebenszyklus« bereits mitgedacht. Erikson (1973) bezieht sich hierbei auf Entwicklungsaufgaben, denen in einem bestimmten Entwicklungsstadium besondere Bedeutung zukommt, grundsätzlich behalten diese Themen jedoch das ganze Leben Bedeutung. In jeder dieser Entwicklungsphasen ist eine Neuorganisation von Vergangenem und Zukünftigem zu bewerkstelligen (Noack 2010, 44).

Identität lässt sich also als eine lebenslange Aufgabe betrachten, die es notwendig macht, das Verständnis vom eigenen Selbst immer wieder zu aktualisieren und neu zu reflektieren. Identität ist also kein gesicherter »Kern« des Selbst, der über das Leben hinweg immer identisch bleibt. Zwar ist Identität

so zu verstehen, dass sich das Individuum als eine kohärente »Einheit« erlebt, die über die Jahre hinweg ein Verständnis von sich als dasselbe Individuum bewahren und aufrechterhalten kann. Dies ist allerdings an die Bedingung geknüpft das eigene Selbst immer wieder zu modifizieren und die Anforderungen von Selbst, Welt und dem sozialen Anderen in das Selbstbild zu integrieren, was als fundamentale Bildungsaufgabe gesehen werden kann.

„Um Bildung für den Einzelnen zu ermöglichen und das Bildungsproblem offen zu halten, kann Identität demnach ... kein gesicherter Sachverhalt oder anzustrebender Zustand sein, sondern ist nur dann bildungstheoretisch bedeutsam, wenn die Unabgeschlossenheit und Unabschließbarkeit der in die Zukunft gerichteten Suche nach Identität, also das prozesshafte Moment im Identitätsbegriff, anerkannt wird“ (Dörpinghaus, u.a. 2006, 141f).

Identität, soll sie nach Dörpinghaus bildungstheoretisch bedeutend sein, ist also eine unabschließbare Entwicklungsaufgabe, der sich der Mensch Zeit seines Lebens zu stellen hat. Wie Bildung ist auch Identität nicht an einem Endziel festzumachen, sondern bleibt Zeit des Lebens fließend und dynamisch. Straub (1996, 14) sieht Identität ebenso nicht als gefestigtes und unveränderliches Konstrukt. Ihm gelingt es ansatzweise, die doppelte Bedeutung von Identität im Kontext der »unabschließbaren Einheit« auszuformulieren: Der zukunftsorientierten Veränderlichkeit steht die Fähigkeit gegenüber, sich trotz dieser fortdauernden Veränderungen als das selbige Individuum zu verstehen.

„Das Subjekt, das mit sich selbst identisch ist, ist und bleibt dasselbe, obwohl es ... in wechselnden Handlungs- und Lebenskontexten sehr unterschiedliche Rollen und Funktionen übernimmt, Orientierungen und Ziele verfolgt ... neue Fertigkeiten und Fähigkeiten erwirbt, aber auch einst besessene verliert“ (Straub 1996, 14).

Die Notwendigkeit der ständigen Aktualisierung und Neuschreibung unserer Identitäten ist eine Mitbedingung moderner Lebensläufe. Die Kontingenz der menschlichen Entwicklung lässt sich als Offenheit der Identität des Individuums für zukünftige Erfahrung verstehen. Das Individuum hat sich in seinem individuellen Lebensverlauf den verschiedensten Anforderungen von Umwelt etc. zu stellen und muss diese in einem lebenslangen Entwicklungsprozess in die eigene Biographie integrieren. Dieser Gedanke, Identität über die individuellen, sich dauerhaft in Entwicklung befindlichen Biographien zugänglich

zu machen, taucht schon bei Habermas (1973) auf, und soll in einem nächsten Schritt expliziert werden.

#### *2.2.4 Identität und Lebensgeschichte*

Habermas, seines Zeichens Vertreter der kritischen Theorie der Frankfurter Schule, bemühte sich um den Entwurf einer „Theorie der Gesellschaft auf der Grundlage vernünftiger, verständigungsorientierter und herrschaftsfreier Kommunikation der Subjekte“ (Geulen 2010, 161).

Das Eingebundensein des Individuums in gesellschaftliche Kontexte und kommunikative Prozesse ist bei Habermas ebenso zentral wie der Demokratiedanke und die allgemeine Vernunft im Prozess der Identitätsbildung. Das Konzept der »Erfahrung« spielt in Habermas Gedanken um Identität, angelehnt an Dilthey, eine tragende Rolle (Habermas 1973, 178ff). Zur Einführung von Habermas Identitätsbegriff soll einer längeren Stelle aus seiner Arbeit »Erkenntnis und Interesse« (1973) gefolgt werden. Dies geschieht vor allem um zu zeigen, wie nahe Habermas in seinem Denken einem Konzept der narrativen Identität schon war.

„Die Einheit der Lebensgeschichte konstituiert sich durch das Aufstocken retrospektiver Deutungen die implizit immer den gesamten Lebenslauf einschließlich aller früheren Interpretationen umfassen“ (Habermas 1973, 193).

... „Die Lebenserfahrung integriert die in einem Lebenslauf konvergierenden Lebensbezüge zur Einheit einer individuellen Lebensgeschichte. Diese Einheit ist verankert in der Identität eines Ich und in der Artikulation eines Sinnes oder einer Bedeutung. Die Identität des Ich bestimmt sich zunächst in der Dimension der Zeit als die Synthesis der in Mannigfaltigkeit fortrückenden Erlebnisse: sie stiftet die Kontinuität des lebensgeschichtlichen Zusammenhangs im Strom psychischer Ereignisse“ (Habermas 1973, 193f).

Kontinuität, zeitliche Gerichtetheit und Einheit als zentrale Kennzeichen einer Identität sind auch bei Habermas klar zu identifizieren. Habermas erkennt, dass sich die Lebenserfahrungen von Individuen zu Biographien verdichten lassen und dass über diese Synthesis Identität konstruiert werden kann. Die Konstruktion von Identität über Geschichten und verdichtete Biographien ist ein zentrales Kennzeichen eines narrativen Modus der Identitätsbildung. Über

deren einzigartige Biographien konstruieren Individuen ihre eigenen Identitäten. In diesem Prozess der Identitätskonstruktion schreibt Habermas der »Narration« bereits eine bedeutende Rolle zu (Habermas 1973, 193).

Deutungen und Verstehen werden in Habermas Theorien zu zentralen Leitbegriffen betreffend einem Identitätskonstrukt, das sich über die Reflexion der eigenen Biographie ausdrückt. „Die reflexive Lebenserfahrung, die die Kontinuität der Lebensgeschichte durch ein kumulatives Sich-selber-Verstehen als eine Staffel autobiographischer Deutungen herstellt, muss sich immer schon im Medium der Verständigung mit »anderen« Subjekten bewegen“ (Habermas 1973, 197; H.i.O.).

Dieses zentrale Medium der Verständigung ist bei Habermas die Sprache: „Sie ist einerseits ... das Medium, in dem das Subjekt seine individuelle Lebensgeschichte bzw. deren Einheit artikuliert, andererseits ist sie auch das intersubjektive Medium unserer Kommunikation mit Anderen“ (Geulen 2010, 167).

Habermas sieht das Individuum, ähnlich wie Erikson oder Mead, in gesellschaftliche und soziale Prozesse eingebunden, welche die Identitätsbildung nicht unbeeinflusst lassen. Gemeinsam ist dem Subjekt und den Anderen die Sprache als Mittel der Kommunikation und des Ausdrucks: „Sprache [ist] allgemein und es haben alle in gleicher Weise Anteil an ihr, aber gleichzeitig bietet sie uns die Möglichkeit, unsere Individualität ... auszudrücken“ (Geulen 2010, 168).

Habermas Identitätskonzept zeichnet sich aber vor allem durch folgende »Balance« (vgl. Krappmann 1975) aus: Durch den Modus der Sprache werden die Deutungen der eigenen Geschichten und Lebenserfahrungen, und damit die sprachliche Kommunikation mit dem eigenen Selbst, mit dem Austausch mit den sozialen Anderen fusioniert und durch diese Verbindung Identität geformt (Habermas 1973, 198f).

In diesen Feststellungen findet man Hinweise auf ein bereits ausführlich besprochenes Identitätskonzept. Habermas übernimmt inhaltlich die Goffmansche Differenzierung in soziale-, persönliche- und Ich-Identität, die auch bei Krappmann zu finden ist.

Es wurde bereits festgehalten, dass „Persönliche Identität ... durch die unverwechselbare, kohärente Lebensgeschichte des einzelnen“ (Meyer 2007, 142) entsteht, während „soziale Identität ... durch die Zugehörigkeit des Individuums zu verschiedenen Bezugsgruppen“ (Meyer 2007, 143) konstituiert wird.

Den Mechanismus der Sprache identifiziert Habermas als das Element, das soziale und persönliche Identität über Kommunikation und Interaktion hervorbringt. Die »Balance« dieser beiden Instanzen wird auch bei Habermas von der Ich-Identität hergestellt (Habermas 1973, 198f). Ich-Identität zeichnet sich nach Habermas also über die Kontinuität der Lebensgeschichte aus, die über Kommunikation mit sich Selbst und Anderen sprachlich synthetisiert wird (Habermas 1973, 199).

In diesem Prozess von Identität hat der Mensch eine Anzahl an »Abgrenzungen« zu treffen, womit die zunehmende Fähigkeit verstanden wird, zwischen Welt und Selbst zu unterscheiden. Allenfalls zu nennen sind hier „die Abgrenzung zur Welt der äußeren Natur und ihrer Gegenstände (die schon im Säuglingsalter eingeleitet wird); ... die Abgrenzung von anderen Handlungssubjekten; ... [und] die Abgrenzung vom vorgefundenen konventionellen Gebrauch der Sprache“ (Geulen 2010, 171).

In Habermas Identitätsdenken lässt sich, wie aufgezeigt wurde, eine Vielzahl von Kriterien auffinden, die auch bei anderen Autoren (Goffman; Mead; etc.) eine zentrale Position betreffend Identität und deren Entwicklung eingenommen haben. Der Mechanismus der Verdichtung von Biographien weist zum ersten Mal ganz gezielt in die Richtung des Konzepts der narrativen Identitätsgenerierung. Auch das Element der Erfahrung (welches im Laufe dieser Arbeit noch zusehends mit Bedeutung versehen wird) findet bei

Habermas Erwähnung, indem er Erfahrung als die Basis von Biographien beschreibt: „Lebensgeschichten konstituieren sich ... als ein zeitgeschichtlicher Zusammenhang von kumulativen Erfahrungen eines Individuums“ sowie über die „Ebene der Intersubjektivität einer verschiedenen Subjekten gemeinsamen Kommunikation“ (Habermas 1973, 196f).

Zusätzlich findet man bei Habermas, wie bei Goffman und Krappmann zuvor, eine Fusion von persönlicher Identität und sozialer Identität. Um dieses Gedankenkonstrukt rund um eine Ich-Identität, die soziale und persönliche Identitäten integriert, abzuschließen, soll darauf hingewiesen werden, dass hier lediglich verschiedene Facetten einer individuellen Identität beschrieben werden – wie sich sie zusammensetzen und entstehen – nicht aber multiple Identitäten. Ich-Identität beschreibt ein kohärentes, selbstreflexives und einheitliches Konstrukt, das sich aus verschiedenen Quellen speist und differenzierte Ansprüche integrieren muss. Es soll hier nicht der Eindruck des Vorhandenseins verschiedener einzelner Identitäten (im Sinne multipler Persönlichkeiten) in einem Individuum entstehen: „Von der Identität »einer« Person kann, solange es nicht um Identitätsspaltungen geht, nur im Singular gesprochen werden“ (Straub, 1996, 15; H.i.O.).

Habermas, der in seinem Identitätskonzept die Bedeutung der »Einheit der eigenen Lebensgeschichte« unterstreicht, steht in seinem Denken einer prozesshaften Vorstellung von Identität (siehe 2.2.3.1) sehr nahe. Die einzelnen Elemente einer Biographie zu einer Identität zu verdichten ist eine Aufgabe, die nie beendet ist und sich ein Leben lang stellt. „Angesichts einer solchen Veränderung der Perspektive [Keupp bezieht sich hier auf die Fokussierung von Identität als ein lebenslanger, offener Prozess; Anm.d.V.] wird Identitätsforschung wesentlich mehr noch als bisher zur Identitätskonstruktionsforschung, zum Nachdenken also über den Prozeß der Identitätsbildung“ (Keupp, u.a. 2008, 83).

Auf genau dieses Forschungsfeld der »Identitätskonstruktion« wird im nachstehenden Kapitel eingegangen.

### 2.2.5 Identität als Konstruktion

Keupp betrachtet Identitätsbildung unter einer sozialpsychologischen Perspektive. Vor dem Hintergrund einer sich ständig verändernden Welt, die an das Individuum differenteste Ansprüche stellt, ist Identitätsbildung für Keupp zum »Patchwork« geworden, stellt aber immer noch die Grundlage für Handlungsfähigkeit der Subjekte dar (Keupp, u.a. 2008, 7f).

„Die reflexive Sozialpsychologie [deren Standpunkt Keupp vertritt; Anm.d.V.] ... will vor allem in dynamischen gesellschaftlichen Veränderungsphasen herausfinden, wie sich Subjekte in diesen Veränderungen positionieren, sich entwerfen und Handlungsfähigkeit erlangen“ (Keupp, u.a. 2008, 9).

In Keupps Statement schwingt bereits eine pädagogische Vorstellung unter besonderen Voraussetzungen mit. Die Annahme handlungsfähiger Subjekte, die sich selbst zu entwerfen in der Lage sind, stellt vor dem Hintergrund einer sich verändernden Gesellschaft folgende voraussetzungsvolle Möglichkeit bereit: Handlungsfähige Subjekte können auf Veränderungsprozesse reagieren, sie sind ihnen nicht gänzlich ausgeliefert. Dies legt die Vorstellung nahe, dass unter der Voraussetzung, dass Subjekte mit der Möglichkeit zum Selbstentwurf ausgestattet sind, Selbstentwurf eine Notwendigkeit darstellt, führt man sich die Bedingungen einer sich verändernden Gesellschaft vor Augen.

Die Perspektive von Identität, die in den »Identitäts-Konstruktionen« von Keupp (u.a. 2008) vorgestellt wird, lässt sich folgendermaßen festmachen:

„Identität verstehen wir [Keupp u.a.; Anm.d.V.] als das individuelle Rahmenkonzept einer Person, innerhalb dessen sie ihre Erfahrungen interpretiert und das ihr als Basis für alltägliche Identitätsarbeit dient. In dieser Identitätsarbeit versucht das Subjekt, situativ stimmige Passungen zwischen inneren und äußeren Erfahrungen zu schaffen und unterschiedliche Teilidentitäten zu verknüpfen. Auf dem Hintergrund von Pluralisierungs-, Individualisierungs- und Entstandardisierungsprozessen ist das Inventar kopierbarer Identitätsmuster ausgezehrt“ (Keupp, u.a. 2008, 60).

Wie diese von Keupp angesprochenen gesellschaftlichen Veränderungsprozesse aussehen können wird an späterer Stelle in einem Diskurs abgehandelt, soviel sei aber an dieser Stelle gesagt, dass die

momentane Lebenssituation und die dynamischen Veränderungen stets auch das Bild vom Selbst, und damit die Identität der Gesellschaftsmitglieder beeinflussen. Die Annahme dieser Vorbedingung ist mit Grund, dass Keupp (u.a. 2008) ein »konstruktivistisches Bild« von Identität entwickelt. Identität sei demnach „ein subjektiver Konstruktionsprozeß“, indem Individuen die „Passung von innerer und äußerer Welt suchen“ (Keupp, u.a. 2008, 7).

Das Individuum muss sich nach Keupp, wie der Titel seiner Arbeit »Identitäts-Konstruktionen« erahnen lässt, in innerer und äußerer Passungsleistung selbst in der Welt verorten und „Architekt und Baumeister des eigenen Lebensgehäuses ... werden“ (Keupp, u.a. 2008, 55). Identität ist dabei das »Rahmenkonzept« über das die gemachten Erfahrungen verarbeitet werden, und in ein gesamtheitliches Bild von Selbst und Welt integriert werden können.

Diese Sichtweise vertritt nicht nur Keupp, auch bei Pamminger findet man Hinweise auf ein ähnliches Subjektverständnis: „Menschen konstruieren ihre eigenen Identitäten. Je nach persönlicher Prioritätensetzung, Möglichkeiten und Notwendigkeit unterscheidet sich diese Konstruktion ganz entschieden voneinander und fühlen sich Menschen verschiedensten Gruppen zugehörig“ (Pamminger 2009, 228).

Pamminger erweitert die Vorstellung von Individuen, die sich aktiv selbst hervorbringen, um eine soziale Komponente. Auch die soziale Identität wird im Ansatz der Identitätskonstruktion mitgedacht. Diese Perspektive auf Identität geht in einem weiteren Schritt Hand in Hand mit den Überlegungen des lebenslangen Entwicklungsgedanken. Die Vorstellung von Kontingenz in der Identitätskonstruktion ist ebenso bei Keupp (u.a. 2008, 76ff) zu finden und als eine prozesshafte Entwicklung zu verstehen. Das Individuum ist mit der Konstruktionsaufgabe seiner Identität dauerhaft konfrontiert: „Glücklicherweise steht die Identität nicht fest, sind Identitäten nicht unveränderlich, statisch – so bleibt der Person Raum für Entwicklung. Menschliches Leben als ständiges Lernen, als permanente individuelle Ausformung des persönlichen Weges ist das, was die subjektive Identität ausmacht“ (Pamminger 2009, 229).

Dieser Ansatz, der lebenslang zu leistenden Entwicklungs- und Bildungsprozesse von Identität, ermöglicht dem Individuum, über die selbstschöpferische Gestaltung der eigenen Identität, ein hohes Maß an Autonomie und Handlungsfähigkeit. Eine Vorstellung die fruchtbare Voraussetzungen für weiterführende pädagogische Überlegungen bereitstellt.

Mit dem Ansatz der Identitätskonstruktion ist der Streifzug durch das Forschungsfeld der Identität fast am Ende angekommen. Der aufmerksame und geschulte Leser wird an dieser Stelle festgestellt haben, wie nahe die Ausführungen der letzten Seiten, vor allem die über die Theorien der Konstruktion von Identität, schon am Konzept der narrativen Identität angrenzen.

Aus den Thesen dieses Kapitels können folgende wichtige Schlüsse gezogen werden: Identität muss also nicht determiniertes oder vorgegebenes sein. Identität scheint vielmehr konstruktivistisch betrachtbar zu sein, also als Produkt des Selbst. Ist der Mensch folglich selbst für das Hervorbringen seiner Identität verantwortlich, stellt sich die Frage auf welche Art und Weise er das tut. Ziel der folgenden Ausführungen wird es sein, spezifisch auf die Ideen der »Konstruktion narrativer Identität« und deren Kontexte einzugehen.

#### *2.2.6 Die narrative Konstruktion*

Die Überlegungen zu einer narrativen Konstruktion von Identität gehen in ihren Grundzügen auf Ricoeur zurück. In seinen Bänden »Zeit und Erzählung« (1988, 1989, 1991) entfaltet Ricoeur den ersten „Versuch einer groß angelegten Theorie der Narrativität“ (Meuter 1995, 122). Durch die Verknüpfung von Zeit und Erzählung identifiziert Ricoeur die Narration als „eine, wenn nicht die adäquateste Zugangsweise zum Phänomen der Zeit“ (Meuter 1995, 123).

Der Fokus soll hier aber weniger am Phänomen der Zeit liegen, als in der Bedeutung der Narration für Identitätsbildung. Narrative Prozesse, wie Erzählungen oder Geschichten, stellen nach Ricoeur und Meuter eine Möglichkeit dar, das Selbst zu organisieren und sich innerhalb der Zeit und Welt zu orientieren. Diese Verortung eines Individuums kann über narrative

Prozesse zugänglich gemacht werden und der Mensch kann über selbstschöpferische Prozesse seine Identität aktiv hervorbringen (Meuter 1995, 122ff).

In Keupps Arbeiten um die »Identitäts-Konstruktionen« (2008) wird dem Konzept der narrativen Identität bereits große Bedeutung hinsichtlich »Konstruktionsprozessen« zugemessen. Dies ist auch nicht weiter verwunderlich, scheint doch Kraus als Co-Autor auf. Kraus selbst ist einer der zentralen Denker im Kontext narrativer Identitäten und seine Arbeit »Das erzählte Selbst« (2000) nimmt eine bedeutende Stellung innerhalb der Literatur um das narrative Konzept ein.

Keupp (u.a. 2008, 101) und Kraus wenden sich von der Idee ab, die Antworten auf Fragen von Identitätskonstruktionen im Inneren des Selbst zu suchen, sondern identifizieren den Mechanismus der »Sprache« als das zentrale Element der Identitätsbildung. Dieser Gedanke ist, wie die Arbeit bereits aufgezeigt hat, durchaus kein neuer und wird von zahlreichen identitätstheoretischen Pionieren vertreten (vgl. Mead 1934; Habermas 1973; Krappmann 1975;).

Die Sprache stellt im Konzept der narrativen Identität den fundamentalen Mechanismus dar, über den sich das Individuum im kommunikativen Prozess erzählend Wirklichkeit erschafft. Narrative Identitäten sind sozial konstruierte, sich immer in Bewegung befindliche Identitäten, die Geschichten und Erzählungen zu einer Identität formen. Die Erfahrungen, die ein Individuum macht, werden so in die eigene Identität verwoben: „Narrationen“ so Keupp (u.a. 2008, 101f) „sind in soziales Handeln eingebettet. Sie machen Ereignisse sozial sichtbar und dienen dazu, vergangene Ereignisse mit der Gegenwart zu verbinden und die Erwartungen zukünftiger Ereignisse zu begründen“.

Narrationen sind demnach ein Werkzeug, um Kontinuität herzustellen und die eigenen Erfahrungen und das eigene Selbst dabei als kohärent zu empfinden. Dies passiert über lebenslange Identitätsarbeit, denn Identitätsbildung muss als dauerhafter Prozess verstanden werden (Keupp, u.a. 2008, 102). In diesem

Kontext betont Keupp (u.a. 2008, 102) vor allem „die Offenheit und Unabgeschlossenheit des Sich-Erzählens“. Individuen stehen demnach vor der Aufgabe, sich ein Leben lang weitererzählen zu müssen, aber auch vor der Möglichkeit, auf Veränderungsprozesse und Problemstellungen konstruktiv reagieren zu können. In diesem Zusammenhang wird vor allem die Kontingenz in der Entwicklung von Individuen zum Thema narrativer Identitäten.

Die (narrativ) erzählten Geschichten reflektieren die innere Realität des Erzählers, aber vielmehr bilden sie die Identität auch aus, bringen sie hervor. Die narrative Identität kann also nur als immerwährender Prozess der ständigen Konstruktion und Bildung von Identität gesehen werden (De Fina 2003, 17).

Neben dem ubiquitären Prozess der Identitätsbildung und Umformung von Identität kann Narration aber auch noch auf andere Weise allgegenwärtig sein: Narrativität versteht sich als „eine basale Sinnstruktur, die geeignet ist, die Genese von Lebenswelt zu organisieren. Narrativität ist, anders formuliert, ein basales Organisationsprinzip, mit und in dem sich sinnhafte Ordnungen ausbilden“ (Meuter 1995, 98).

Der Ansatz der Narrativen Identität lässt sich also als eine erzählerische Form der Selbstdefinition verstehen. Das Individuum verdichtet die Episoden seiner Erfahrungen erzählerisch zu einer Biographie. Dies passiert über das Medium der Sprache in sozialer Interaktion. Narration kann so die Organisation unserer Lebenswelt anleiten, das Individuum innerhalb der Welt verorten und dazu dienen, die gemachten Erfahrungen mit Sinn zu verknüpfen.

Diese ersten Gedanken rund um narrative Identitätsbildung wurden hauptsächlich von Seiten der Psychologie angestellt. Wie die vorliegende Arbeit aber aufzeigen wird, kann dieses Konzept gerade für pädagogische Überlegungen zu Identität eine fundamental wichtige Basis darstellen.

### 2.2.6.1 Forschungslücke

Nun ist aber das Konzept der narrativen Identität eines, das im Feld der Pädagogik noch nicht genau untersucht worden ist. Wenn man das »Verstehen des Menschen« als eine der zentralen Aufgaben der (psychoanalytischen) Pädagogik interpretiert, dürfen das Verständnis um die Identitäten und deren Konstruktion sowie die damit verbundenen spezifischen Konflikte nicht außer Acht gelassen werden. Das Konzept der narrativen Identität wird im Folgenden speziell unter pädagogischen Gesichtspunkten und unter Berücksichtigung ihrer Nachbardisziplinen auf dessen Grundbedingungen hin analysiert. Die Tatsache allein, dass Autoren wie Sennett (1998) oder Jörissen/Zirfas (2007) die Identitätsbildung in der Gegenwart mit wachsenden Anforderungen konfrontiert sehen und ernstzunehmende Konsequenzen für die Entwicklung und Bildsamkeit von Menschen sichtbar machen, ist Grund genug dieses Forschungsfeld einer genaueren pädagogischen Untersuchung zu unterziehen.

Die zentralen Grundbedingungen, die eine narrative Form der Identitätsbildung auszeichnen, werden im folgenden Teil der Arbeit analysiert. Diese werden den gesellschaftlichen Umständen, in die »Identitätsbildung heute« eingebettet scheint, gegenübergestellt. Anhand der Untersuchung der notwendigen Bedingungen des narrativen Modus können sowohl die gesellschaftlichen Veränderungsprozesse als auch die besonderen Möglichkeiten eines narrativen Modus auf diese Prozesse zu reagieren sichtbar gemacht werden. An ein grundlegendes Verständnis dieser Bedingungen können pädagogische Überlegungen zum narrativen Identitätsdiskurs anschließen.

## 2.3 Ein erster Umriss von Identität

Wer die zurückliegenden Kapitel dieser Arbeit aufmerksam verfolgt hat, wird nun ein erstes Bild davon haben, was sich hinter dem Begriff der Identität verstecken könnte, auch wenn Identität nur schwer zu fassen ist: „Ich weiß eher, »dass« ich eine Identität habe, als »worin« diese besteht“, wie Lesmeister (2009, 44; H.i.O.) treffend feststellt. Die folgenden Ausführungen werden

versuchen diesen Umriss zu konkretisieren und zentrale Charakteristika der vorgestellten Identitätskonzepte zusammenfassend herausarbeiten.

Über Erikson und andere psychoanalytische Zugänge wurde aufgezeigt, dass die frühesten Identifikationen bedeutenden Einfluss auf die Entwicklung eines Identitätsgefühls haben und Identität schon in der frühen Kindheit Entwicklungsthema ist. Ein Charakteristika von Identität ist nach Erikson (1973/2000, 107) „Einheitlichkeit und Kontinuität ... aufrechtzuerhalten“. Jacobson (1973, 64) betont ebenfalls die „Vorstellung vom Selbst als einer Einheit, die Kontinuität und Richtung besitzt“.

Die zentralen Begriffe dieser beiden Textausschnitte sein hier noch einmal gesondert betont: »Einheitlichkeit« - »Kontinuität« - »Richtung« bzw. »Gerichtetheit«.

Unter diesen durchaus schwammigen Begriffen ist vor allem zu verstehen, dass das Individuum durch sein Selbst- und Identitätsgefühl eine Vorstellung vom eigenen Selbst als gerichtetes, kontinuierliches und einheitliches Wesen hat. Dies bedeutet, dass das Individuum über einen unbestimmten Zeitraum hinweg ein Gefühl von sich als das selbige Wesen mit bestimmten Charakteristika aufrecht erhalten kann. Alle drei Begriffe verweisen auf ein in die Zukunft gerichtetes Strukturelement, und wie bereits erwähnt, ist das hier nachgezeichnete Verständnis von Identität so konzipiert, dass Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft innerhalb von Biographien zu Erzählungen verdichtet werden. Straub (1996, 22) sieht diesen Sachverhalt ähnlich, wenn er feststellt, dass die „Identitätsfrage ... »temporalisiert« [wird], sobald die »Kontinuität« eines Lebens thematisch wird. Damit wird explizit die spezifisch biographische und/-oder historische Dimension von Identität eröffnet“.

Dieses temporäre Verständnis von Straub wird klarer wenn der folgenden, längeren Passage gefolgt wird.

„Kontinuität wird dabei in jedem Fall nicht schon dadurch gewährleistet, daß alles beim Alten bleibt im Laufe eines Lebens, sondern vielmehr dadurch, daß jemand bei allen wechselnden Umständen, denen er ausgesetzt war, bei allen Entwicklungen, die er durchlaufen und allen Veränderungen, die er

durchgemacht hat, dennoch der nämliche geblieben und von sich selbst (und anderen) als dieser selbe identifizierbar ist. Das Denken von Kontinuität ist unabdingbar ein Denken von Veränderung, speziell ein Denken und reflexives Bearbeiten von Kontingenz“ (Straub 1996, 22).

Kontinuität zeichnet sich vornehmlich dadurch aus, dass das Individuum über den lebenslangen Entwicklungsprozess und die eigenen Veränderungen trotzdem ein kohärentes Bild von sich selbst aufrecht erhalten kann. Straub beschreibt jene Prozesse über ein Verständnis von Kontingenz. Damit ist eine Vorstellung von Identität zu verstehen, die sich über die Offenheit und Unabschließbarkeit von ständig reflexiv zu bearbeitender Identitätsarbeit auszeichnet. Der lebenslange Entwicklungsbegriff geht in diesen charakteristischen Kategorien Kontinuität, Einheitlichkeit und Gerichtetheit ebenso auf, wie jener der Identitätsbalance, indem unter Einheitlichkeit auch die Vereinigung von sozialer und persönlicher Identität subsumiert wird. Diese Kategorien wurden von Goffman über Krappmann bis hin zu Habermas ausreichend referiert und bedürfen an dieser Stelle keiner weiteren Erklärung mehr.

»Einheitlichkeit«, »Kontinuität«, »Richtung« und »Kontingenz« sind Schlagwörter, die auch in älteren Identitätskonzepten Anwendung gefunden haben und den Anforderungen der globalisierten Gesellschaft nur mehr erschwert standhalten können. Ähnliches gilt sicherlich für den »Kohärenzbegriff«, den, in variierenden Formen, jedes Konzept von Identität enthält.

Gerade die Fähigkeit sich innerhalb einer diffusen Welt an verschiedenen Standorten positionieren zu können, trotz aller Stolpersteine unter Ausrichtung auf das schwankende soziale Gegenüber eine Identität aufrecht zu erhalten und die mannigfaltigen Fragmente dieser als zusammenhängend zu erleben, ist ein unverzichtbares Werkzeug von narrativer Identitätsbildung. Darum soll hier am Kohärenzgefühl, das für das Konzept der narrativen Identität noch von zentraler Bedeutung werden wird, als Charakteristikum für »gelungene« Identität festgehalten werden, genauso wie es auch Keupp (u.a. 2008, 246), auf seine Forschungsergebnisse gestützt, tut.

Die Kohärenz von Identität lässt sich als „die sinnhafte Relationierung ihrer Elemente, der vereinheitlichende »rote Faden«“ verstehen (Lucius-Hoene/Deppermann 2004a, 284). Kohärenz beschreibt demnach die Fähigkeit, die einzelnen Fragmente der Identität über den Lebenslauf hinweg in einer zusammenhängenden Form zu erleben. Lucius-Hoene und Deppermann (2004a, 285) bringen die Entwicklung dieser Fähigkeit mit der Adoleszenz in Verbindung.

Diese Ansichtswiese kann das »Puzzlestück« sein, das an die Theoreme von Erikson und Jacobson anschließen kann. Diese sprechen vom Beginn der Identitätsbildung „wo die Brauchbarkeit der Identifikationen endet“ (Erikson 1973/2000, 140). Wenn mit der Adoleszenz die Fähigkeit zur Kohärenzbildung einsetzt, werden Identifizierungen immer weniger benötigt. Der junge Mensch kann »selbst« einen Zusammenhang zwischen den einzelnen Elementen seiner Identität herstellen und diesen als kohärent erleben. Kohärenz meint laut Straub (1996, 15; H.i.O.), „daß unter »Identität« ein »in sich stimmiger Zusammenhang« zu verstehen ist, eine Struktur, die aus miteinander verträglichen, zueinander passenden Teilen oder Elementen gebildet wird, ... die – ganz im Sinne der berühmten Formel – etwas anderes ist als die bloße Summe ihrer Teile.“

Mit der Fähigkeit Kohärenz herzustellen setzt auch das Konzept der narrativen Identität an, dass einen speziellen Modus zur Gewährleistung von Kohärenzgefühl bereitstellt. Dieser ist ein Modus, der sich über kognitive und konstruktive Merkmale kennzeichnet und verschiedenste Episoden der Biographie zu verbinden vermag.

### *2.3.1 Ergänzende Anmerkungen zu den Identitätsdiskursen*

Zahlreiche zentrale Elemente der verschiedenen vorgestellten Konzepte um Identität finden sich im narrativen Ansatz wieder. Während im Konzept der narrativen Identität die Sprache als fundamentaler Mechanismus, die Verdichtung von Biographien oder etwa ein Verständnis von aktiver

Identitätskonstruktion fruchtbar aufgehen, ist die Verbindung zu anderen Identitätskonzepten undurchsichtiger.

Beispielsweise implizieren einige der vorgestellten psychoanalytischen Ansätze ein Identitätsempfinden und eine Entwicklung des Selbst auf einer vorsprachlichen oder nichtsprachlichen Ebene (vgl. Keupp, u.a. 2008, 105ff). Diese Tatsache muss der vorliegenden Arbeit und ihrer Theoriebildung aber keine Abstriche tun: Neben der schlichten Tatsache, dass unterschiedliche Fachdisziplinen aufgrund ihrer differenten Perspektiven andere Erklärungsmuster heranziehen und den wissenschaftlichen Diskurs in die Breite ziehen, wird Identität in modernen Ansätzen stets als Entwicklungsprozess gesehen. Ebenso wie der Körper und die Psyche des Menschen in dauerhafter Entwicklung stehen, ist auch die Identitätsbildung in dauerhafter Formung und Umformung begriffen. Dies impliziert natürlich auch die Annahme, dass die Mechanismen, die zur Identitätsbildung herangezogen werden, nicht immer die Selben bleiben, und sich ebenso als »in Entwicklung befindlich« herausstellen wie das Individuum als Ganzes. Es wird hier als Selbstverständlichkeit angesehen, dass für das Verständnis eines so komplexen und facettenreichen Konstruktes wie dem der Identität mehr als nur einen Erklärungs- oder Deutungsversuch herangezogen wird.

Dem Verständnis der vorliegenden Arbeit nach ist es ungemein schwierig jene Entwicklungsphase festzumachen, ab der von konstruktivistischer Identitätsarbeit gesprochen werden kann. Diese impliziert voraussetzungsvolle kognitive Leistungen, die noch nicht in jeder menschlichen Entwicklungsphase erbracht werden können. Vor allem in der Kleinkindphase fällt die Vorstellung von narrativer Identitätsbildung schwer, wenn die geistige und sprachliche Entwicklung noch nicht die nötigen Ressourcen bereitstellt. Psychoanalytische Identitätstheorien können diese Lücke füllen, bis das Individuum seine Identitätskonstruktion aktiv gestalten kann. Diese hypothetische Vorstellung bedarf allerdings noch gründlicher Untersuchungen, die in der vorliegenden Arbeit nicht geleistet werden können. Es sei allerdings in einem Satz angemerkt, dass sich auch Mentalisierung und Narrativität sich nicht gegenseitig ausschließen müssen, sondern jeweils die Bedeutung des Anderen

unterstreichen können. Es bleibt dem Leser an dieser Stelle überlassen, diese vorläufige Ansicht zu teilen oder ein Erklärungsprinzip oder Identitätskonzept für sich zu präferieren.

Autoren, auf deren Identitätskonzepte oder Beiträge zum Thema in dieser Arbeit aus Platz- und Zeitgründen nicht eingegangen werden konnte, deren Beiträge allerdings von unschätzbarem Wert sind und auch diese Diplomarbeit bereichert hätten, seien an dieser Stelle (alphabetisch) genannt: Adorno, Beck, Biermair, Bhabha, Brecht, Bruner, Derrida, Foucault, Frey, Giddens, Klein, Lacons, Luckmann, Magiros, Marcia, Parsons, Ricoeur, Stern, Turkles, Welsch, uvm.

An dieser Stelle muss klar gestellt werden, dass der postmoderne Identitätsdiskurs und die Dezentrierung der Subjekte bewusst ausgespart wurde. Auf die Gründe dieser Auslassung wird an späterer Stelle noch eingegangen.

Nun ist es aber kein Zufall, dass genau jene vorgestellten Identitätskonzepte (von Erikson bis Mead) aus der breiten Forschungslandschaft ausgewählt wurden. Zum einen stellen sie Klassiker und zentrale Identitätskonzepte innerhalb der jeweiligen Disziplinen dar, auf der anderen Seite kann deren Auswahl auch als ein Hinweis auf die »Entwicklung« des identitätstheoretischen Denkens gedeutet werden. Diese »Entwicklung« der verschiedenen Diskurse hat die vorliegende Arbeit schrittweise in Richtung eines Verständnisses von narrativer Identität geführt.

Dem Konzept der narrativen Identität und dessen Grundbedingungen widmet sich das vierte Kapitel ausführlich. Bevor dieser Diskurs eröffnet wird, soll jedoch noch ein kurzer Exkurs unternommen werden, der die Arbeit auf einen kleinen, jedoch nicht unbedeutenden Umweg schickt. Dazu soll ein Dreischritt unternommen werden:

Die rezenten gesellschaftlichen Veränderungen, die unter anderem von Keupp (u.a. 2008) thematisiert wurden, und die damit einhergehenden Diffusionsgefühle werden in einem ersten Schritt aufbereitet und analysiert.

In einem zweiten Schritt wird in diesem Kontext der Orientierungslosigkeit auf die mannigfaltige Bedeutung des Identitätsgefühls, nicht zuletzt für die

körperliche und psychische Gesundheit des Menschen, hingewiesen. Die besondere Bedeutung des narrativen Modus in Anbetracht der ersten beiden Schritte wird in einem dritten Schritt erläutert, der gleichzeitig in den titelgebenden Teil der Diplomarbeit mündet, der Diskussion der grundlegenden Bedingungen narrativer Identitäten.

### 3. Identität im Brennpunkt der Gegenwartsgesellschaft: Eine Zeitdiagnose

Zahlreiche AutorInnen, deren Thesen im Forschungsstand zusammengetragen wurden, haben bereits auf eine gewisse Problematik hingewiesen (Sennett 1998; Jörissen/Zirfas 2007; Keupp, u.a. 2008), derer sich Individuen in der »spätmodernen Gesellschaft« (vgl. Kraus 2000) der Gegenwart stellen müssen. Die Verortung von identitätskonstituierenden Elementen in der Gesellschaft hat sich dahingehend verändert, dass veraltete Mechanismen der Identitätsbildung nicht mehr zu greifen scheinen. Dies kann zu schwerwiegenden Ambivalenzen im Identitätsgefühl führen. Genau diese Schwierigkeiten um Identität sind es, die laut Zirfas und Jörissens (2007, 11) phänomenologischen Standpunkt aus den Begriff der Identität wieder in den Brennpunkt wissenschaftlicher Auseinandersetzung rücken: „Es sind die Schwierigkeiten und Problematiken in den diversen Lebenssituationen, die es notwendig erscheinen lassen, auf den Gedanken der Identität zu reflektieren.“ Im folgenden Teil wird Identitätsbildung in der gegenwärtigen Gesellschaft unter dem Fokus dieser Problematiken untersucht.

»Die Welt ist im Wandel« – lässt sich als die programmatische Figur der Gegenwartsdeutung festmachen. Ein Versuch einer Zeitdiagnose, wie er hier unternommen wird, ist stets eine heikle und etwas abenteuerliche Angelegenheit. An dieser Stelle muss vorsichtig vorgegangen werden, um nicht einer einseitigen, monokausalen Argumentationsschiene zu verfallen. Vor allem wenn versucht wird, gesellschaftliche Charakteristika der Gegenwart zu beschreiben, liegt der Hang zur Verallgemeinerung nahe. „Der »Trend der Zeit«“ so stellt Maalouf (2000, 79; H.i.O.) fest, „ist zweifellos kein sehr scharfer Begriff. Wenn ich mich seiner bediene, dann um der diffusen und schwer faßlichen Realität Rechnung zu tragen“, so Maalouf.

Es soll in der folgenden Erörterung an diesen Erklärungen Maaloufs angeschlossen werden. Wenn plurale, kategorisierende Begriffe wie »der Trend der Zeit« oder »Globalisierung« verwendet werden, dann nur aus Mangel an trennschärferen, besser geeigneten Begriffen. Der Begriff der Globalisierung

kann aber einen entscheidenden Dienst leisten, nämlich die gesellschaftlichen Veränderungsprozesse der Gegenwart subsumieren. Aber was ist eigentlich unter Globalisierung zu verstehen? Es sollen Jörissen und Zirfas dies betreffend zu Wort kommen:

„Ob man nun unter Globalisierung oder Transkulturalität die Internationalisierung der Wirtschaft und der kapitalistischen Machtverhältnisse, den Prozess der Vermittlung zwischenstaatlicher Kontakte und Entwicklung einer globalen Politik, die zunehmende Intensität weltweiter Kontakte durch Migration und Tourismus, die kulturelle Vereinheitlichung und globale Kommunikation durch die neuen Kommunikationstechnologien, den Versuch einer globalen Geschichte oder das Resultat der Verdichtung von Distanz und Zeiträumen bzw. Beschleunigungsprozesse der Enträumlichung versteht – Globalisierung und Tanskulturalität beziehen sich auf den Zustand kontingenter, komplexer, permissiver, transistorischer und pluraler Dynamiken in primär kultureller, aber auch in sozialer, politischer, ökonomischer und ökologischer Perspektive und auf die damit verbundenen Problematiken der Identität einer Kultur, aber auch des Individuums, des Sozialen, des Staatlichen, des internationalen Systems von Gesellschaften und des Transstaatlichen, der Menschheit“ (Jörissen/Zirfas 2007, 146).

Globalisierung lässt sich demnach als »der« ökonomische Prozess schlechthin verstehen, der auf alle Ebenen des zwischenmenschlichen Zusammenlebens Einfluss nimmt: Politik, Kultur, (Markt-)Wirtschaft, Arbeitsteilung, etc.; Das Individuum, die soziale Gruppe und weiter die Gesellschaft bleiben von diesen Entwicklungen nicht unbetroffen. Räume, die zuvor von Tradition, Religionsbekenntnis und Konformität besetzt waren, müssen zunehmend einer multikulturellen Gesellschaft der Pluralität weichen. Der Mensch findet sich heute in einer dynamischen Welt wieder, deren Schnelllebigkeit und dauernde Veränderung die Fixpunkte und Orientierungspunkte der Individuen zunehmend verschwimmen lassen. Innerhalb einer solchen »globalisierten« Gesellschaft kommen dem Individuum zunehmend traditionelle Muster und Anhaltspunkte zur Identitätsbildung abhanden.

Wenn Sennett (1998) von einem »flexiblen Menschen« spricht, meint dies vor allem, dass das Individuum in einer solchen globalisierten, sich ständig verändernden Welt immer flexibler werden muss, um den »Anforderungen der Zeit« noch genügen zu können und sich innerhalb dieser Welt zurechtzufinden. Traditionelle Anhaltspunkte für Identitätsbildung wie die Religions-, Kultur- oder

Staatszugehörigkeit scheinen in einer zunehmend trans- und multikulturellen Gesellschaft der beschleunigten Lebensverhältnisse immer mehr zu verschwimmen. Es stellt sich nun die Frage wie sich Individuen in einer solchen Gesellschaft verorten und sich in ihr zurechtfinden können? Es sei an dieser Stelle noch einmal an Maaloufs Gedanken erinnert, die bereits in der Einleitung diskutiert wurden:

„Wenn sich die Realität verändert, sind wir gezwungen, unsere Einstellungen und Gewohnheiten zu überdenken; wenn solche Veränderungen zu schnell eintreten, sind wir mit unserem geistigen Rüstzeug nicht mehr auf der Höhe der Zeit und stehen plötzlich vor der Situation, mit Wassereimern gegen Feuersbrünste anzukämpfen“ (Maalouf 2000, 35).

Der Mensch steht nach Maalouf also vor einem Problem, für dessen Lösung ihm möglicherweise das nötige Handwerkszeug fehlt. Allenfalls ist das Individuum aber mit einer schwierigen Aufgabe konfrontiert, nämlich die Anforderungen der Zeit in ein Selbstbild zu integrieren, sich in einer verändernden Welt zu verorten. Dazu mögen aber, wie bereits erläutert, vielleicht nicht mehr genügend Bezugspunkte vorhanden sein.

„Bedingt durch die bereits genannten Prozesse [Egger und Schabler beziehen sich hier auf die eben erläuterte Thematik; Anm.d.V.] verändern sich wesentliche Anhalts- und auch Bezugspunkte, die zur Gestaltung des gesellschaftlichen und individuellen Lebens notwendig sind – notwendig waren“ (Egger/Schabler 2009, 33).

Genau diese andersartige Verortung der Bezugspunkte traditioneller Identitäten bedingt die neuerliche wissenschaftliche Zuwendung zum Identitätsbegriff. Diese Arbeit wird von der zentralen Annahme geleitet, dass »Identität stattfindet«. Die Frage, die hier im Raum steht, ist nun die nach dem »Wie«, und unter welchen Bedingungen sich Identität angesichts der explizierten Problemstellungen bildet. AutorInnen wie Egger/Schabler (2009) oder auch Meyer (2007) kommen zu dem Schluss, dass die globalisierte Welt an den Menschen Anforderungen stellt, die Identitätsfragen und –probleme vor einem völlig neuen Horizont sichtbar machen. Die dynamischen Veränderungsprozesse im lebensweltlichen Miteinander konfrontieren die

Subjekte auf der Suche nach ihrer Identität zunehmend mit Orientierungslosigkeit (Egger/Schabler 2009, 35).

Jörissen und Zirfas (2007, 17) resümieren die Frage nach der »Identitätsarbeit heute« folgendermaßen: „So lässt sich zunächst festhalten, dass in der gegenwärtigen sozialen und politischen Situation, die von Diskussionen um den Zerfall des Sozialen, den Verlust von Werten und der Suche nach Tradition geprägt sind, die Frage nach individueller, geschlechtlicher, kollektiver und kultureller Identität eine größere Bedeutung gewinnen.“

Diese Bedeutungsverortung von Identität, im Kontext zunehmend schwieriger zu gestaltender Identitätsbildung, lässt nun wieder an die Diskurse der Postmoderne anschließen. Diese zeichnen ein Bild von dezentrierten, orientierungslosen Subjekten nach. An dieser Stelle soll in aller Kürze Antwort auf die Fragen der postmodernen Denker gegeben werden. Selbstverständlich ist damit nicht gemeint, dass auf die Fragen des »Todes des Subjekts« (Foucault) hier eine allgemeingültige Antwort gegeben werden kann und die poststrukturalistischen und postmodernen Diskurse aufgelöst werden können. Vielmehr ist die folgende Passage als pädagogische Positionierung gegenüber postmodernen (und poststrukturalistischen) Subjektverständnissen zu verstehen. Es wird erklärend dargestellt, warum die Diskurse um das »dezentrierte Subjekt« (vgl. Koller 2001) in der vorliegenden Arbeit gänzlich ausgeblendet wurden.

Als Einstieg soll ein Textausschnitt von Keupp (u.a 2008, 53) dienen, der versucht aufzuzeigen, „daß sich die Alltagserfahrungen der Subjekte in der Gegenwart kaum mehr mit einem Subjektverständnis vereinbaren lassen, das sich in der Aufstiegsperiode der Moderne etabliert hat. Diese Einsicht ist wohl letztlich gemeint, wenn vom »Tod des Subjekts« geraunt wird“ (Keupp, u.a. 2008, 53).

Die postmodernen Denker üben gezielt Kritik an jenem Verständnis von Identität und Selbst, über das sich moderne Ansätze auszeichnen. Ein Bild von autonomen, handlungsfähigen Subjekten wird entscheidend in Frage gestellt.

Bedeutsam ist hier das Verständnis um die Bedingungen dieser Kritik – das Verständnis um einen Diskurswechsel:

„Die zentrale These des »Postmodernen Wissens« [Studie Lyotards; Anm.d.V.] besagt nun, daß »in der Postmoderne« die Legitimation des Wissens in eine Krise geraten sei, weil der Rückgriff auf diese »große[n] Erzählungen« zunehmend problematisch werde“ (Koller 1993, 84; H.i.O.).

Postmoderne Subjektkritik lässt sich kurz gefasst als Kritik an einer Vorstellung von autonomen Subjekten erfassen. Das Individuum gebe sich einer Illusion hin, wenn es glaube, ein kohärentes und kontinuierliches Wesen sein zu können. Ebenso beeinflussen gesellschaftliche Instanzen und Kontrollmechanismen die Identitätsbildung nachhaltig. (Heinrichs 1999, 222f)

„Die Unauswählbarkeit des Ichs wird zur Fiktion erklärt, Identitätsformierung als (unabweichlicher) Gewaltakt verstanden“ (Heinrichs 1999, 223).

Wie Keupp (u.a. 2008, 16) treffend feststellt, werden hier die „Messer ... gewetzt, um eine der heiligen Kühe der Moderne zu schlachten“, nämlich die Vorstellung eines autonomen Subjekts. Warum sollte man sich aber von einer Vorstellung des Menschen als autonomes Subjekt verabschieden? Allein aus dem pädagogischen Standpunkt, der in der vorliegenden Arbeit vertreten wird, kann sich dem »Mord des Subjekts« nicht angeschlossen werden. Die Vorstellung autonomer Subjekte und bildungsfähiger Individuen, die sich kritisch reflektierender Vernunft bedienen können, muss die Basis eines pädagogisch geleiteten Verständnisses narrativer Konstruktionen sein. Nur wenn dem Individuum ein gewisses Maß an Autonomie zugesprochen wird, kann von selbstschöpferischen Prozessen die Rede sein.

Es kann Individuen durchaus gelingen zu einem für sich als kohärent empfundenen Selbst zu finden und eine gelungene Verortung des Selbst in der Welt zu gewährleisten (Keupp, u.a. 2008, 16), wie Keupp in einem eindrucksvollen Plädoyer festhält:

„Da gelingt es jemandem, seinen inneren Haushalt in Ordnung zu bringen, »Herr im eigenen Haus« zu sein und damit zu einem verlässlichen Mitglied im gesellschaftlichen Raum zu werden. Welche guten Gründe sollte es geben, sich von einer solchen Vorstellung gelungenen Lebens zu verabschieden?“ (Keupp, u.a. 2008, 16; H.i.O.).

Kraus schließt sich der postmodernen Subjektkritik ebenfalls nicht an, wenn er dem »toten« Identitätsbegriff wieder »Leben einhaucht«:

„Auch wenn manche Vertreter der Postmoderne den Begriff der Identität zu Grabe getragen haben, so läßt sich – schon nach einem kurzen Blick in die Fachdiskussion – doch kaum bestreiten, daß der Kadaver lebt, und wenn es stimmt daß Totgesagte länger leben, dann steht ihm noch eine lange Zukunft bevor“ (Kraus 1999, [1]).

Diese durchaus optimistische Vorstellung von Keupp und Kraus sollte in der vorliegenden Diplomarbeit ein Stück weit mitgetragen werden, indem der Versuch angestellt wird, mittels eines neuen Modus von Identitätskonstruktion auf die postmoderne Dekonstruktion moderner Identitätstheorien zu antworten.

„Denn selbst dort“, wie Erikson (1975, 119) feststellt, „wo neue Bewußtseinformen und neue Sozialstrukturen sich in verwirrendem Wechsel bilden, ändert sich das Grundbedürfnis nach einer vertrauten Identität, wie wir gesehen haben, nur unendlich langsam“. Aber wie sieht diese Suche nach einer vertrauten Identität in einer globalisierten Gesellschaft aus? Kann überhaupt noch von Identitäten im traditionellen Sinne die Rede sein?

### **3.1 Die Aussage: Identitäten werden brüchig**

Auf einen ersten flüchtigen Blick scheint es in der »heutigen Zeit« doch viel einfacher geworden zu sein, etwas über die Identität des Gegenüber herauszufinden – darüber wer »Sie« ist und was »Ihn« ausmacht. Technologisierung und Medialisierung haben dem »Web 2.0« den Weg in die Haushalte, Mobiltelefone, Autos, ja sogar in die Universitäten bereitet, so hat beispielsweise die »Universität Innsbruck« (uva.) auch eine Profilseite auf dem Community-Portal »Facebook«. Will man heute also jemanden kennen lernen und sich die mühsame Qual des zwischenmenschlichen Gesprächs und des langwierigen Kennenlernprozesses ersparen, wählt man einfach das Profil der jeweiligen Person auf »Facebook« an. Dort hat jede Person Raum, alle wichtigen Informationen über sich zu teilen, sei es Namen, Wohn- oder Geburtsort, Religions- und Staatszugehörigkeit, die eigenen Hobbys, die

Haarfarbe oder die Namen der beiden Meerschweinchen, die man damals von Tante Irma geschenkt bekommen hat. Sinn des Ganzen ist es natürlich, diese Informationen mit seinen Freunden und Bekannten in aller Welt zu teilen und ein interaktives Netzwerk aufzubauen. Dabei bleibt dem Menschen eine Vielzahl von Möglichkeiten sich selbst darzustellen, warum Jörissen und Zirfas (2007, 17) auch von Identität als einer „Umkleidekabine, die vom Self-Fashioning lebt“, sprechen.

Dass hierbei aber nicht von einem tatsächlichen Identitätserleben gesprochen werden kann, und dass Identität weit mehr ausmacht als diese Meldedaten kombiniert mit Hobbys (etc.), wurde bereits erörtert. Fromm bezeichnet solche formalen Identitätsmerkmale als eine Ersatzlösung:

„Es wurden mancherlei Ersatzlösungen für ein echtes individuelles Identitätserleben gesucht und auch gefunden. Nation, Religion, Klasse und Beruf dienen als Lieferant dieses Identitätsgefühls. »Ich bin Amerikaner«, »ich bin Protestant«, »ich bin Geschäftsmann«, das sind die Formeln, die zu einem Identitätsgefühl verhelfen, nachdem die ursprüngliche Clan-Identität verlorengegangen und bevor man sich ein echtes individuelles Identitätsgefühl erworben hat“ (Fromm 1960/2003, 59; H.i.O.).

Nationalität, Religion oder berufliche Identität sind es also nicht, die das Zentrale an unserer Identität ausmachen. Es soll an dieser Stelle allerdings nicht bezweifelt werden, welche mannigfaltige Bedeutung diese Kategorien für die Einzelnen und ihr Erleben von sozialer Sicherheit und Orientierung haben mag. Wie im folgenden Abschnitt aufgezeigt werden soll, verlieren problematischer Weise gerade diese Kategorien in der globalisierten Welt immer mehr an Zugkraft, was dem Menschen zunehmend Sicherheiten nimmt.

Aufgrund der gesellschaftlichen Veränderungsprozesse, die im vorangegangenen Kapitel angedeutet wurden, scheinen langfristige berufliche Identitäten unweigerlich flexiblen Strukturen der Umorientierung zu weichen. Religiöse und binnenstaatliche Zugehörigkeiten lösen sich immer mehr in einer zunehmend trans- und multikulturellen Gesellschaft auf. Von diesen Entwicklungen bleiben auch die individuellen Muster der Identitätsbildung nicht unbeeinträchtigt: „So stellt sich die Frage, ob wir heute nicht ohnehin von einer »fraktalen« Identität sprechen müssen“ (Jörissen/Zirfas 2007, 18; H.i.O.).

Jörissen und Zirfas verfolgen die dynamischen Veränderungsprozesse bis hin zu der Feststellung einer brüchigen Identität. Maalouf sieht diese Entwicklung ähnlich: In Zeiten der Veränderung, in denen die Menschen kaum mit der rasanten Entwicklung Schritt halten können, ist es nur verständlich, dass eine grundlegende Veränderung in der Selbstwahrnehmung, Zugehörigkeit und Identität zu verzeichnen ist. Ebenso gehen raschen Veränderungen mit existenziellen Ängsten, Orientierungslosigkeit und Unsicherheiten einher, allesamt Umstände, die die Identitätsentwicklung beeinflussen. (Maalouf 2000, 84f)

Die Globalisierungserscheinungen und die Veränderung der lebensweltlichen Kontexte scheinen es für Menschen zunehmend schwieriger zu machen, eine kohärente Identität auszubauen, zumindest in dem Sinne, Identität als ein »stabilen Kern« zu betrachten. Diese auf traditionellen Modi basierende Identitätsform verliert sich in der dynamischen Gegenwartsgesellschaft zunehmend und kann den beschriebenen Umbruchserfahrungen nicht standhalten. Eine Sichtweise von Identität als ein stabiles Konstrukt muss an dieser Stelle verabschiedet werden. Identität wird und ist notwendigerweise eine »fließende« und »veränderbare« Substanz, wenn sie auf die zunehmenden Anforderungen der spätmodernen Gesellschaft reagieren will.

Keupp (u.a. 2008, 22) verabschiedet sich ebenso von der Vorstellung von Identität, „wenn sie als geglückt betrachtet werden sollten, als etwas Stabiles, Dauerhaftes und Unverrückbares“ und erkennt die „Notwendigkeit der Dekonstruktion bisheriger Identitätsvorstellungen, die auf einem Subjektverständnis beruhen, dem die gesellschaftliche Basis abhanden gekommen ist“ (Keupp, u.a. 2008, 61).

Vor dem Hintergrund der beschriebenen mannigfaltigen gesellschaftlichen Veränderungsprozesse, die mittels der durchgeführten Zeitdiagnose unter »Globalisierungserscheinungen« subsumiert wurden, lässt sich festhalten, dass traditionelle Identitätsbildungsmechanismen nicht mehr zu greifen scheinen und das spätmoderne Subjekt vor einer schwierigen Aufgabe steht. Nämlich der,

sich in einer schnelllebigen Gesellschaft zurechtzufinden und sich selbst in einer Umwelt positionieren zu müssen, die zunehmend weniger Orientierung und Sicherheit bietet. All diese Gedankengänge und Voraussetzungen werden im Folgenden unter dem Operator »Gegenwartsgesellschaft« subsumiert. Ist also von den Voraussetzungen der Gegenwartsgesellschaft die Rede, wird damit auf die explizierten Entstandardisierungs-, Veränderungs- und Globalisierungsprozesse (etc.) verwiesen, die Identitätsbildung erschweren. Diese Umstände der Gegenwartsgesellschaft können in ein Szenario führen, dass von verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen als »Identitätsdiffusion« bezeichnet wird.

### *3.1.1 Identitätsdiffusion?*

Schon Erikson (1975, 118) weist in seinen Arbeiten zu Identität „auf die alten Extreme zu enger und zu weiter Identitäten“ hin. »Identitätsdiffusion« wie sie beispielsweise Sennett (1998) begreift ist aber nicht gleich bedeutend mit dem, was Erikson (1973) oder Jacobson (1973) unter diesem Begriff beschreiben. Identitätsdiffusion wird aus einer soziologischen Sichtweise, die die dynamischen Veränderungsprozesse einer Globalisierungsgesellschaft thematisiert, gänzlich anders beschrieben als aus psychologischer oder psychoanalytischer Betrachtungsweise: „So werden Identitätsverlust oder schwere Identitätsstörungen [Jacobson bezieht sich hier auf soziologische Deutungsversuche; Anm.d.V.] weniger vom individuellen und psychiatrischen als vielmehr vom soziologischen Standpunkt aus betrachtet und als generalisierte Gruppenphänomene begriffen“ (Jacobson 1973, 35f).

Jacobson (1973, 36) geht deshalb davon aus, dass aufgrund solcher soziologischer Orientierungen „Problemen bei Kindern oder bei Psychotikern keine Beachtung“ geschenkt wird und die „kindliche Entwicklung und die ontogenetischen Faktoren“ ignoriert werden. Jacobson hat mit dieser Behauptung sicherlich Recht, wenn sie darauf hinweist, dass die innerpsychischen Probleme in vielen Disziplinen nicht im Fokus der Betrachtung liegen. Ebenso finden aber die sozialen und gesellschaftlichen

Veränderungsprozesse in psychoanalytisch orientierter Literatur (eine Ausnahme stellt sicher Fromm [1960] dar) oft kaum relevante Erwähnung.

Mit dieser Feststellung soll in der vorliegenden Arbeit sensibel umgegangen werden, beeinflussen sich soziale Umstände, personale Entwicklung und das innerpsychische Gleichgewicht doch wechselseitig.

Es gilt zu bedenken, dass sich Individuen mit den im dritten Kapitel beschriebenen Phänomenen in allen Entwicklungsphasen auseinanderzusetzen haben und diese maßgeblichen Einfluss auf die weitere Entwicklung nehmen können. Ebenso können erwachsene Identifikationsfiguren mit Identitätskonflikten zu kämpfen haben, die möglicherweise durch diese beschriebenen Globalisierungserscheinungen ausgelöst werden. Es soll an dieser Stelle dezidiert darauf hingewiesen werden, dass psychiatrische Probleme mit Identitätsdiffusion und die soziologisch-globalen Sichtweisen einander nicht zwingend ausschließen müssen. Anhand der momentanen Situation in der transkulturellen Psychiatrie (vgl. Stompe 2009), die seit den frühen 90ern einen zunehmenden Aufschwung zu verzeichnen hat, lässt sich folgender Schluss ziehen:

„Migrant[Inn]en leiden häufiger an psychischen Erkrankungen als die Bevölkerung des Aufnahmelandes. Tatsächlich ist Migration der stärkste bekannte psychosoziale Prädiktor für Psychosen aus dem schizophrenen Formenkreis und für bipolar affektive Erkrankungen“ (Stompe 2009, [1]).

Es gilt hier sicherlich zu differenzieren, von welchem Herkunftsland in welches Aufnahmeland emigriert wird. Die Veränderungsprozesse, die durch Migration erlebt und verarbeitet werden müssen, können den Menschen allerdings vor schwerwiegende psychische Probleme stellen: „Gerade die heutigentags hohe Mobilität zwischen Völkern und Bevölkerungsgruppen bringt zwangsläufig bedeutungsvolle Veränderungen im jeweiligen kulturellen Bestand (z. B. Brauchtum), aber auch erhebliche ... Integrationsprobleme mit sich“ (Köck 2008, 330).

Was durch diesen kurzen Einblick in die transkulturelle Psychiatrie zum Ausdruck gebracht werden sollte, ist folgendes: Zu einem besseren Verständnis

des Phänomens der Identitätsdiffusion muss ein mehrdimensionaler Blickwinkel eingenommen werden. Wie schon bei der Untersuchung des Identitätsbegriffs (Kapitel 2) wird auch hier auf verschiedene Perspektiven (und damit auf verschiedene Disziplinen) zurückgegriffen.

Innerpsychische Probleme, die mit dem Identitätserleben verbunden sind und nach therapeutischer Behandlung verlangen, müssen nicht unweigerlich allein auf die frühen Phasen der Entwicklung und Individuation zurückzuführen sein. Die Deutung der vorliegenden Problematik kann durchaus in der Gegenwart oder der nahen Vergangenheit liegen. Identitätsdiffusionsphänomene der Psychoanalyse und die soziologischen Gegenwartsbeobachtungen könnten folglich in einem engeren Zusammenhang stehen als dies oft von VertreterInnen beider Disziplinen angenommen wird. Szenarien, bei denen MigrantInnen im Aufnahmeland plötzlich mit zurückliegenden Identifizierungsproblematiken (beispielsweise mit dem Vater im Herkunftsland) zu kämpfen haben oder die Orientierungsprobleme im Aufnahmestaat zu innerpsychischen Problemen und zu Identitätsdiffusion führen, sind absolut vorstellbar.

In solchen Fällen kann „Identität ... als bedroht, risikobehaftet und prekär erfahren werden. Zugehörigkeit muss dann neu ausgehandelt, die Grenzziehung von Eigenheit und Fremdheit neu vorgenommen, Traditionen und Werte neu verteidigt oder verändert, Verinnerlichungs- und Aneignungsprozeduren neu überdacht werden“ (Zirfas 2010, 10).

Identität ist heute also keinesfalls mehr ein gesicherter Sachverhalt, noch ein Konzept, das sich durch die Annahme eines »festen Kerns« beschreiben lässt. Identität als etwas »Stabiles« zu verstehen stellt sich als zunehmend problematische Sichtweise heraus (vgl. Krappmann 1975, 95f). Vielmehr muss Identität »heute« fließend gedacht werden, als ein Prozess der Entwicklung. Identität umfasst ein Verständnis vom eigenen Selbst, das von innerpsychischen Kräften wie von gesellschaftlichen Veränderungsprozessen gleichermaßen »bedroht« zu sein scheint.

Zahlreiche AutorInnen sprechen in den letzten Jahren davon, dass Identitätsbildung zunehmend schwieriger wird (Sennett 1998; Jörissen/Zirfas 2007; uvm.) und zeigen Szenarien auf, die bis zur Identitätsdiffusion gehen. Festgehalten kann in dieser kurzen Diagnose allenfalls werden, dass die Verortung von Identität und der Mechanismen, die zur Identitätskonstruktion herangezogen wurden, sich in der Gegenwartsgesellschaft grundlegend verändert hat. Während Identitätsbildung zu einem gewissen Grad immer von sozialen Anderen und gesellschaftlichen Institutionen abhängig bleibt, verschwimmen in dieser Gesellschaft die Rahmenbedingungen zur Identitätsbildung zunehmend. Die Setzung von Traditionen und traditionellen Mechanismen in der schnelllebigen Globalgesellschaft verändert sich ständig in Richtung einer unübersichtlichen Welt. »Identität« und deren Bildung stellt nach wie vor ein zentrales Thema für wissenschaftliche Auseinandersetzung dar, vor allem in Anbetracht des Problemhorizonts, den dieses Kapitel versucht hat aufzuzeigen.

Im Anschluss an diese Gedanken stellt sich die Frage, warum sich Individuen dann überhaupt noch um Identitätsbildung bemühen sollten, wenn diese mit so mannigfaltigen Schwierigkeiten verbunden ist. Ist Identität dann tatsächlich noch notwendig?

### **3.2 Die Frage: Wozu noch Identität?**

In Anbetracht der Tatsache, dass sich Identitätsbildung in der Gegenwartsgesellschaft aufgrund der Globalisierungserscheinungen, der Enttraditionalisierungsprozesse und durch die Pluralisierung der Lebenswelt als zunehmend schwieriger gestaltet, stellt sich die Frage, wozu man Identität dann eigentlich braucht? Warum sollte man sich der mühevollen Aufgabe stellen, in einer sich ständig verändernden Welt den Fragmenten seiner Identität nachzujagen?

Um auf diese Fragen zu antworten soll Fromm (1960/2003, 58; H.i.O.) zu Wort kommen:

„Man kann den Menschen als das Lebewesen definieren, das »ich« sagen kann, das sich seiner selbst als einer eigenständigen Größe bewußt werden kann. Da das Tier innerhalb der Natur steht und sie nicht transzendiert, ist es

sich seiner selbst nicht bewußt und hat kein Bedürfnis nach Identitätserleben. Da der Mensch aus der Natur herausgerissen ist, da er mit Vernunft und Vorstellungsvermögen begabt ist, muß er sich eine Vorstellung von sich selber bilden, muß er sagen und fühlen können: »Ich bin ich.«.

Das Individuum muss sich nach Fromm also ein Bild von sich selbst machen, was er auf die anthropologische Grundausstattung des Menschen zurückführt. Der Mensch ist ein Mängelwesen, das nicht (mehr) mit der Natur verbunden ist. Er muss sich selbstständig in der Welt verorten und seine Identität selbst erfahren. Fromm geht sogar einen Schritt weiter, wenn er feststellt, dass das „Bedürfnis nach Identitätserleben so lebenswichtig und gebieterisch [ist], daß der Mensch nicht gesund bleiben könnte, wenn er nicht irgendeine Möglichkeit fände, es zu befriedigen“ (Fromm 1960/2003, 58).

Identitätserleben macht Fromm nicht nur an der Empfindung eines Gefühls von Kohärenz oder Autonomie, also einer rein geistigen Instanz fest, sondern konnotiert Identitätsgefühl mit psychischer und physischer Gesundheit.

„Das Problem des Identitätserlebens ist nicht, wie meist angenommen wird, ein rein philosophisches Problem oder ein Problem, das nur unseren Geist und unser Denken betrifft. Das Bedürfnis nach einem gefühlsmäßigen Erleben von Identität entstammt den Bedingungen der menschlichen Existenz selbst und ist der Ursprung unseres intensivsten Strebens. Da ich ohne ein »Ich-Gefühl« nicht geistig und seelisch gesund bleiben kann, treibt es mich, alles zu versuchen, um mir dieses Gefühl zu verschaffen“ (Fromm 1960/2003, 59f; H.i.O.).

Fromm schreibt Identität tatsächlich eine überlebenswichtige Funktion zu und spricht davon, dass der Mensch mit einem andauernden Trieb konfrontiert ist Identitätserleben herzustellen. Erikson schließt sich diesen Überlegungen weitestgehend an, wenn er feststellt, dass es „in dem gesellschaftlichen Dschungel menschlicher Existenz kein Lebensgefühl ohne dieses Gefühl der Ich-Identität“ gibt (Erikson 1973/2000,108).

An diese Gedanken Eriksons und Fromms lässt sich mit Keupp anknüpfen, der Identität ebenso als essentielles Bedürfnis des Menschen beschreibt. Keupp begreift Identität als notwendige Konstante im Leben, die sich über ein Gefühl von Zusammenhalt und Anerkennung auszeichnet und die Grundlage für die Verortung des Selbst in der Welt darstellt (Keupp, u.a. 2008, 28).

Kohärenzherstellung bleibt, wie schon erläutert, in Keupps Vorstellung von Identität eine zentrale Aufgabe. Eben in diesem Kohärenzgefühl sieht Keupp eine zentrale Grundlage gesunder menschlicher Existenz. Ebenso wie Fromm zuvor postuliert er die Möglichkeit einer gesundheitlichen Beeinträchtigung, falls dieses Identitätskriterium nicht erfüllt werden könne: „Auf der Basis unserer eigenen Forschung zu Identität und Gesundheit kommen wir zu der These, daß Kohärenz für die alltägliche Identitätsarbeit von Menschen eine zentrale Bedeutung hat, deren Fehlen zu schwerwiegenden gesundheitlichen Konsequenzen führt“ (Keupp, u.a. 2008, 59).

Diese zusammengetragenen Gedanken reflektierend lässt sich festhalten, dass Identität nicht lediglich als eine praktische Eigenschaft eines Menschen zu verstehen ist, die, wenn man sich ihrer sicher sein kann, zu einem einfacheren Leben führt. Identität ist vielmehr eine notwendige Voraussetzung unseres Lebens im Streben nach Zugehörigkeit, Autonomie, Selbstverortung, Anerkennung und Kohärenz. Ein Fehlen von Identität kann unweigerlich mit gesundheitlichen Schwierigkeiten verbunden sein, bis hin zu psychopathologischen Problemen. Auf dieses Phänomen wurde schon im Kapitel 3.1.1 betreffend »transkulturelle Psychiatrie« hingewiesen, als mit gesellschaftlichen Veränderungsprozessen Identitätsprobleme in Verbindung gebracht wurden.

Identität kann im Kontext ihrer Notwendigkeit aber nicht nur mit der psychischen Gesundheit in Verbindung gebracht werden, sondern auch mit Fragen nach Bildung und Erziehung.

„In bildungstheoretischen Überlegungen spielt der Zusammenhang von Bildung und Identität ... insofern eine Rolle, als die Frage nach der Bestimmung des Menschen nur dadurch beantwortbar erscheint, dass der Mensch selbst sich diese Bestimmung zu erarbeiten habe, die aber gleichwohl – via Erziehung – auch mit der reflexiven Selbstbestimmung aller anderen vermittelt werden soll“ (Jörissen/Zirfas 2007, 79).

Identitätsbildung ist immer auch eine Frage der Erziehung und eine Frage des Menschenbildes. Ein autonomes Subjekt steht vor der Aufgabe sich seine Identität selbst zu erarbeiten, sowie vor der Aufgabe, über Vermittlung anderer

Individuen zur eigenen Identität zu finden. Dieses voraussetzungsvolle Verhältnis von Identität und Erziehung stellt eine essentielle Bedingung für Bildungsprozesse im Allgemeinen dar: „Identität wird so als Voraussetzung, nicht als Ergebnis von Bildungsprozessen betrachtet“ (Jörissen/Zirfas 2007, 83f). Laut Jörissen und Zirfas (2007, 84) sind „Identität und Bildung ... dabei keine Alternativen, sondern sich wechselseitig erhellende Konzeptionen“. Dieses komplexe Verhältnis wird im Laufe der vorliegenden Arbeit noch detailgenauer herausgearbeitet, an dieser Stelle soll der verkürzte Hinweis genügen.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass wenn von der Identität eines Menschen die Rede ist, immer auch Fragen der Bildung, der Erziehung, der Selbstverortung, der psychischen Gesundheit und des Bewusstseins von Kohärenz mitthematisiert werden. AutorInnen unterschiedlicher wissenschaftlicher Fachdisziplinen sehen laut Schweitzer (1985, 7) „in der Identitätsbildung übereinstimmend eine grundlegende Aufgabe der menschlichen Entwicklung“.

In Anbetracht dieser Vielzahl an fundamentalen Konzeptionen, an die das Identitätserleben gebunden zu sein scheint, fällt es zunehmend schwerer, sich mit den postmodernen Gedanken eines »toten Subjekts« abzufinden. Identitätsherstellung wird in dieser Arbeit nicht als Luxus oder als eine Möglichkeit, sondern immer als eine Notwendigkeit betrachtet. Vor dem Hintergrund der beschriebenen Problematiken der Identitätsbildung in der Gegenwartsgesellschaft und der Unmöglichkeit auf Identitätserleben zu verzichten stellt sich nun die Frage nach einem möglichen Herstellungsprozess von Identität. Notwendig scheinen Überlegungen zu einem Konzept von Identität, das den Anforderungen der spätmodernen Gegenwartsgesellschaft Rechnung tragen kann. Die Fragen nach solch einem Konzept stellt sich auch schon Sennett:

„Wie aber können langfristige Ziele verfolgt werden, wenn man im Rahmen einer ganz auf das Kurzfristige ausgerichteten Ökonomie lebt? Wie können Loyalitäten und Verpflichtungen in Institutionen aufrechterhalten werden, die ständig zerbrechen oder immer wiederumstrukturiert werden? Wie bestimmen wir, was in uns von bleibendem Wert ist, wenn wir in einer

ungeduldigen Gesellschaft leben, die sich nur auf den unmittelbaren Moment konzentriert? Dies sind die Fragen zum menschlichen Charakter, die der neue flexible Kapitalismus stellt“ (Sennett 1998, 12).

In solch einem Szenario, wie es Sennett beschreibt, kann ein Spannungsfeld zwischen Autonomie und Beliebigkeit entstehen. Mehr Freiheit im Prozess der Identitätsbildung bedingt mehr Verantwortung. Mehr Verantwortung wiederum eröffnet Fragen nach mehr Bedarf an Bildung. Wenn traditionelle und normative Muster der Identitätsgenerierung nicht mehr greifen und ihre Wirksamkeit an der veränderten Gesellschaft verloren haben, wie lassen sich die Fragmente von eigener Identität zu einem kohärenten Ganzen zusammenfügen? Wie kann der Mensch die differenten Ansprüche der Welt noch in eine einheitliche Identität verweben? Mögliche Antworten auf diese Fragen können in einem Verständnis um eine narrative Form der Identitätsbildung gefunden werden.

### **3.3 Die Antwort: Narrative Identitätsbildung!**

Sennett beschäftigt sich in seiner Monographie »Der flexible Mensch« (1998) ausgiebig mit der Thematik der veränderten lebensweltlichen Bezüge. Er skizziert eine detailreiche Vorstellung von den Anforderungen, die die spätmoderne Gesellschaft der Globalisierung und des Kapitalismus an den Menschen stellt. Dabei muss der Mensch lernen, zunehmend flexibler zu agieren, um sich in einer auf Kurzfristigkeit angelegten Berufswelt zu orientieren, die kaum mehr Sicherheit bietet. Das Individuum findet sich in einer kapitalistischen Zeit ohne feste Ordnung wieder, die sich durch gesellschaftliche Entwurzelung und Entstandardisierung auszeichnet (vgl. Sennett 1998).

Diese Veränderungsphänomene stellen Sennett immer wieder vor Fragen, wie sich Individuen in dieser dynamischen Welt noch verorten und zu einer Identität finden können.

„Wie lassen sich langfristige Ziele in einer auf Kurzfristigkeit angelegten Gesellschaft anstreben? Wie sind dauerhafte soziale Beziehungen aufrechtzuerhalten? Wie kann ein Mensch in einer Gesellschaft, die aus Episoden und Fragmenten besteht, seine Identität und Lebensgeschichte zu einer Erzählung bündeln? ... so bedroht der kurzfristig agierende Kapitalismus ... besonders jene Charaktereigenschaften, die Menschen

aneinander binden und dem einzelnen ein stabiles Selbstgefühl vermitteln“ (Sennett 1998, 31).

Mit diesen Überlegungen zu einer Fähigkeit, Fragmente und Episoden zu einer Erzählung der eigenen Biographie zu verdichten, ist Sennett in seinem Denken dem narrativen Ansatz schon deutlich nahe. Klarer wird dieses Bild, wenn man sich Sennetts Verständnis von Identitäten vor dem kapitalistischen Horizont vor Augen führt: „Die Bedingungen der Zeit im neuen Kapitalismus haben einen Konflikt zwischen Charakter und Erfahrung geschaffen. Die Erfahrung einer zusammenhanglosen Zeit bedroht die Fähigkeit der Menschen, ihre Charaktere zu durchhaltbaren Erzählungen zu formen“ (Sennett 1998, 37).

Was Sennett hier unter Charakter versteht, ist nahezu identisch mit der Idee eines erzählten Selbst – einer narrativen Identität. Erzählungen sind das zentrale Element der Gestaltung der individuellen narrativen Identität. Über narrative Prozesse werden Erfahrungen in Wirklichkeit gehoben und in einer Identität konstruktivistisch verarbeitet. Sennett erkennt diese Bedeutung von Erzählungen für die Strukturierung der Lebenswelt: „Erzählungen sind mehr als einfache Chroniken von Geschehnissen; sie gestalten die Bewegung der Zeit, sie stellen Gründe bereit, warum gewisse Dinge geschehen, und sie zeigen die Konsequenzen“ (Sennett 1998, 36).

Über diese Erzählungen kann der Mensch nach und nach seine Erfahrungen in ein kohärentes Selbstbild integrieren. So wird dem Individuum „sein Leben als lineare Erzählung verständlich“ (Sennett 1998, 17). Sennett (1998, 183f) spricht dem Narrativen latent eine positive Wirkung betreffend den diffusen gesellschaftlichen Ansprüchen zu, vor allem in Bezug auf die Strukturierung der lebensweltlichen Erfahrungen dieser Anforderungen. Kraus (1999, [13]) geht sogar soweit, dass er annimmt, dass der „Verzicht auf einen narrativen Selbstentwurf und auf die damit konstruierte Kohärenz ... die Selbstauflösung des Subjektes zur Folge“ hat.

Diese Auffassung teilt Keupp, in dessen Theorien die Narration eine zentrale Stelle einnimmt. Wie schon erwähnt vertritt Keupp ein Verständnis von Identität, in dem die Kohärenz als sinnstiftende Instanz ein zentrales Charakteristikum

von Identität darstellt. „Kohärenz wird über Geschichten konstituiert“ so Keupp, (u.a. 2008, 58), während die „traditionsreichen »Meta-Erzählungen«“ (Keupp, u.a. 2008, 59; H.i.O.) als Basis der Narrationen zunehmend ins Hintertreffen geraten.

Keupp erkennt die prekäre Situation in der Gegenwartsgesellschaft und zieht den Schluss, dass diese »Zeichen der Zeit« in Richtung eines konstruktiven, narrativen Modus deuten: „Architekt und Baumeister des eigenen Lebensgehäuses zu werden, ist allerdings für uns nicht nur Kür, sondern zunehmend Pflicht in einer grundlegend veränderten Gesellschaft“ (Keupp, u.a. 2008, 55).

In diesem Kontext stellen die Soziologen Eickelpasch und Rademacher fest, „dass die Erfahrung einer widersprüchlichen, zerrissenen Alltagswelt keineswegs ein fragmentiertes, zerrissenes Selbst erzwingt“ (Eickelpasch/Rademacher 2004, 22). Es ist dieser optimistischen Perspektive nach also möglich zu einer kohärenten Identität zu kommen. Dazu benötigt es allerdings einen Modus von Identitätsbildung, der die konfusen und diffusen Alltagsumstände produktiv verarbeiten kann: „Das Selbst wird in der zersprungenen Sozialwelt zum »reflexiven Projekt«. Es zeichnet sich durch ein bislang unbekanntes Maß an Selbstreflexivität und Kreativität aus und muss sich in einem kontinuierlichen Prozess der Selbstbefragung und Selbststilisierung stets von neuem erschaffen“ (Eickelpasch/Rademacher 2004, 22).

Mit Kraus (2000) und Meyer (2008) übereinstimmend wird im »Ansatz der narrativen Identität« die Lösung der spätmodernen Identitätskrise gesucht. Wie dieses Kapitel versucht hat aufzuzeigen, findet man bei verschiedenen Autoren Hinweise darauf, dass in diesem Konzept mögliche Antworten auf aktuelle Identitätsfragen gefunden werden können. Weder soll das Konzept der narrativen Identität in den folgenden Kapiteln als die »Wunderwaffe« zu Identitätsgenerierung verkauft werden, noch können die vorgestellten Theoreme allgemeine Gültigkeit beanspruchen. Um zu spezifizieren, was hier

zum Ausdruck gebracht werden soll, wird auf Maaloufs reflektierte Gedanken zurückgegriffen:

„Ich bin nicht so vermessen, eine allgemeingültige Erklärung ... liefern oder gar ein wundersames Allheilmittel vorschlagen zu wollen. Ich glaube so wenig an einfache Lösungen wie an einfache Identitäten. Die Welt ist eine komplexe Maschinerie, der nicht mit einem Schraubenzieher beizukommen ist. Das darf uns aber nicht daran hindern, zu beobachten und verstehen zu wollen, zu mutmaßen, zu diskutieren und manchmal den einen oder anderen weiterführenden Gedanken zu entwickeln“ (Maalouf 2000, 30).

Diese weiterführenden Gedanken sollen in den folgenden Kapiteln entwickelt werden und der narrative Ansatz wird auf seine Grundbedingungen hin untersucht. Wie die Arbeit aufzeigt, umfasst dieser Ansatz eine Palette vielversprechender Möglichkeiten den wachsenden Anforderungen der Gegenwartsgesellschaft entgegenzuwirken. In den notwendigen und grundlegenden Bedingungen der narrativen Identitätsbildung lassen sich Faktoren auffinden, den Anforderungen der Zeit gerecht werden zu können und die »vielfältigen Facetten der Zeit« ins Selbst integrieren zu können. In diesem Sinne wird das Konzept der narrativen Identität als ein zukunftsorientierter Ansatz untersucht, der in der Lage sein kann, den mannigfaltigen Ansprüchen der globalisierten Gesellschaft Rechnung zu tragen.

## 4. Narrative Identität

Vor dem Horizont, der im dritten Kapitel skizziert wurde, kann nun das Konzept der narrativen Identität entfaltet werden. Unter Mitbedingung der Problematik der perturbativen Gegenwartsgesellschaft und der Notwendigkeit, Identität herzustellen, kann das »Konzept der narrativen Identität« als möglicher Lösungsansatz betrachtet werden. Die untersuchten Grundbedingungen der narrativen Identitätsbildung stellen sich als dahingehend resistent heraus, den Veränderungsprozessen und Anforderungen der spätmodernen Gesellschaft standhalten zu können. Es lassen sich Hinweise darauf finden, dass narrative Identitätsbildung Möglichkeiten beinhaltet, auf die gegenwärtigen Problemstellungen zu reagieren.

So sieht auch Kraus (1999, [1]) »das Konzept der narrativen Identität« als „Indikator für Veränderungen der Subjektkonstruktion“. In einer Gegenwart der Veränderungen ist es von besonderer Bedeutung neue Konzepte zu entwickeln und alternative Sichtweisen in Betracht zu ziehen. Die »narrative Identitätsbildung« und ihre »grundlegenden Bedingungen« werden darum in den nachfolgenden Kapiteln expliziert und untersucht.

Zum Vorverständnis eines narrativen Identitätskonzepts wird in einem ersten Schritt die Sichtweise der narrativen Psychologie einer »narrativen Welt« analysiert (4.1). Narrative Strukturen sind demnach in unserem Leben allgegenwärtig und stellen die Basis für die Erzählung unserer Lebensgeschichten dar. Auf die Bedeutung der Erzählung (4.1.1) im Kontext narrativer Identitätsbildung wird in einem nächsten Schritt eingegangen. Aus einem selbstschöpferischen Modus von Erzählungen wird dem narrativen Verständnis nach Identität gebildet und behauptet. Über diese Annahmen, wie ein narratives Konzept von Identitätsbildung zu denken ist (4.1.2), lässt sich die Lücke identifizieren, an der die Überlegungen der zentralen Bedingungen eines narrativen Identitätskonzepts (4.2) anschließen.

## 4.1 Eine narrative Welt

„Die narrative »Psychologie« geht davon aus, ... daß wir unser ganzes Leben und unsere Beziehung zur Welt als Narrationen gestalten ... aber auch die alltägliche Interaktion und die Organisation von Erlebtem narrativ betreiben“ (Kraus 1999, [4]; H.i.O.)

Der narrativ orientierten Psychologie nach erfahren und begreifen Menschen ihr gesamtes Leben und die Welt narrativ – Denken und Handeln passiert in erzählerischer Form. Menschen treten über narrative Prozesse miteinander in Verbindung und gestalten diese Interaktionen über Narration. Auch die Organisation von Erlebnissen wird von Kraus in erzählender Form gedacht. Diese Argumentationsschiene wird zu späterem Zeitpunkt wieder bedeutsam, wenn die Bedingungen um Erfahrung behandelt werden. Erzählstrukturen bieten demnach die Möglichkeit Erfahrungen mit Sinn zu verknüpfen und sich als Selbst zu begreifen. Narration ist für das Verständnis von menschlicher Erfahrung unabdingbar, da diese auf temporären Sequenzen basiert die erzählerisch verhandelt werden müssen. Erfahrung selbst wird erst über Narration verständlich und nachvollziehbar.

Die Menschen leben und gestalten ihre Beziehung zu Welt nach der narrativen Psychologie stets in erzählerischer Form. An dieser Stelle sein nochmals die bereits explizierten Gedanken Hardys zu Narration ins Gedächtnis gerufen: "Wir träumen narrativ, tagträumen narrativ, erinnern, antizipieren, hoffen, verzweifeln, glauben, zweifeln, planen, revidieren, kritisieren, konstruieren, klatschen, hassen und lieben in narrativer Form" (Hardy 1968; zit. nach Kraus 2000, 170).

Narrationen stellen somit ein zentrales Moment der Kommunikation und des Verstehens von Lebenswelt dar. Um noch einen Schritt weiter zu gehen kann über Narration aber auch die Organisation dieser Lebenswelt sichergestellt werden. Narration ist demnach zu verstehen als „eine basale Sinnstruktur, die geeignet ist, die Genese von Lebenswelt zu organisieren“ (Meuter 1995, 98).

Geschichten und Erzählungen können als Hilfestellung zur Strukturierung von Selbst und zur Orientierung in der Welt herangezogen werden. Über narrative Strukturen kann sich das Individuum selbsttätig organisieren. Meuter spricht, angelehnt an Ricoeur, in diesem Zusammenhang davon, „»daß narrative Strukturen besonders fundamentale Strukturen unserer lebensweltlichen Orientierung darstellen«. Narrativität wäre, anders formuliert, zu verstehen als eines der fundamentalen Organisationsprinzipien menschlichen Erlebens und Handelns“ (Meuter 1995, 122; H.i.O.).

#### *4.1.1 Die Bedeutung der Erzählung*

Wie bereits erläutert wurde geht die narrative Psychologie davon aus, dass Erfahrungen über weite Strecken narrativ verarbeitet werden. Über erzählerische Prozesse werden Erfahrungen in Wirklichkeit gehoben und mit Sinn verknüpft. Erzählungen stellen das fundamentale Werkzeug zur Konstitution des Selbst dar. In Geschichten entwickeln sich Charaktere und Identitäten. Zentral ist in diesem Zusammenhang nach Brockmeier/Harré (2001, 41), dass Geschichten Charaktere beinhalten, die mit einem zeitlich gerichteten Plot in wechselseitiger Entwicklung stehen. ProtagonistInnen entwickeln sich in Erzählungen über einen bestimmten Zeitraum hinweg und bewegen sich auf ein Ziel oder eine bedeutsame Erfahrung zu.

Die Erfahrungen, die der Mensch erzählend bearbeitet, müssen aber nicht zwingend aus seinem Selbst heraus entstanden sein. Narrationen beinhalten auch »fremde« Teile, die mit in die Identität gespeist werden (Lucius-Hoene/Deppermann 2004a, 31).

Laut Neisser (1994) umfassen Erzählungen „auch von anderen übernommene Elemente (wie Geschichten über unsere Geburt oder Berichte über Handlungen anderer in unserer Abwesenheit), die wir gar nicht selbst erlebt haben, die aber für unser Identitätsgefühl von hoher Bedeutung sind“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2004a, 31).

Das Individuum nimmt in die Erzählungen seines Selbst also nicht nur die eigens erlebten Erfahrungen auf, sondern auch Geschehnisse, bei denen es

selbst nicht beteiligt war. In diesem Sinne werden auch die Narrationen anderer in die eigenen Lebenserzählungen miteinbezogen. Die Geschichten über die eigene Geburt (etc.), über die das Gedächtnis selbst nicht verfügen kann, werden dem Selbst über die Erzählungen anderer zugänglich und können so in ein kohärentes Selbstbild integriert werden. Andere Personen gestalten unsere Narrationen über deren Erzählungen genauso mit, wie die Personen, an die sich unsere eigenen Narrationen richten (Lucius-Hoene/Deppermann 2004a, 33).

Der Ansatz der narrativen Identität ist demnach keiner, der auf einen monokausalen Erklärungsmechanismus zurückzuführen ist, auch wenn die Ebene der »persönlichen Identität« (vgl. Goffman 1977) im narrativen Modus besonders fruchtbar aufgeht. Die Identität über die persönliche, individuelle Lebensgeschichte und die Lebenserfahrungen des Einzelnen aufzubauen, steht diesem Teilaspekt von Identität denkbar nahe. Der Aspekt der »sozialen Identität« ist im Konzept der narrativen Identität aber ebenso enthalten. Wie erörtert wurde nimmt das Individuum Erzählungen des sozialen Gegenübers in seine Erzählungen auf und passt die eigenen Narrationen an andere an. Die Erzählungen des Selbst richten sich immer an jemanden, egal ob an andere Individuen, Gruppen oder, in einer selbstreflexiven Variante, an die eigene Person. Die eigenen Narrationen werden von Anderen akzeptiert oder nicht, sie werden als wahr angesehen oder als Lüge zurückgewiesen, sie werden verstanden oder als unverständlich erlebt. Das Individuum muss die eigenen Erzählungen situativ anpassen können. Aus einer sozialen Perspektive heraus ist das Erzählen auch immer ein Versuch soziale Akzeptanz herzustellen und sich selbst in einer Welt zwischen anderen zu verorten (vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2004a, 33ff).

Die Funktionen der »Ko-Narration« beziehungsweise »Ko-Konstruktion« der eigenen Identität nehmen diesem Verständnis nach die sozialen Anderen ein. Diese Implikation macht bedeutsame Konsequenzen für die pädagogische Praxis sichtbar. Pädagogische Begleitung im Prozess der Identitätsbildung kann demnach über die Rolle der Ko-Narration erfolgen. In der pädagogisch begleiteten Kommunikation können Erzählungen in wechselseitiger Narration

aufgearbeitet werden. Unsere Narrationen werden aber nicht nur vom sozialen Anderen mitgeformt, sondern auch von Glaube, Religion, Ethik (etc.).

Demnach ist das narrative Selbst, bei allen konstruktivistischen Freiheiten, die es besitzt, „nicht mehr nur unsere private Konstruktion“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2004a, 33), und narrative Identitäten sind keine reinen „Kopfgeburten“ (Kraus 2000, 170). Die grundlegenden Freiheiten, die das Individuum im Prozess der Narration trotzdem hat, meinen unter anderem, dass nicht immer das exakte Erlebnis dargestellt werden muss. Über interpretative Prozesse werden die Erfahrungen selektiert und abgewandelt. Es ist in diesem Kontext von einem spezifischen Modus der Erfahrungsbildung und der Gestaltung der Erzählung auszugehen (Lucius-Hoene/Deppermann 2004a, 32f).

Zentral für die Annahme eines selektiven Modus der Erzählung und der Erfahrungsbildung ist das »Moment der Selbstbezüglichkeit«. Die Erfahrungen, die in einer Erzählung zum integralen Bestandteil der Identität gemacht werden, zeichnen sich über Selbstbezug aus, der als ein zentraler Mechanismus der narrativen Identitätsbildung verstanden werden kann. Die Elemente der Erfahrung werden über Narration zugänglich gemacht und mit Selbstbezug verknüpft: So kann eine Erfahrung zu einer Geschichte werden, und so kann über selbstbezügliche Prozesse Identität aus Erzählungen entstehen. Dieses Moment der Selbstbezüglichkeit bezieht sich auch auf die soziale Ebene der Identitätsbildung. Um die Geschichten anderer Individuen in das Selbstbild aufnehmen zu können müssen auch diese in Bezug zum eigenen Selbst stehen oder dahingehend aufgearbeitet werden, dazu aber an späterer Stelle mehr.

Innerhalb der Thesen, die auf den letzten Seiten vorgestellt wurden, stellen die Erinnerung und das Gedächtnis eine zentrale Bedingung dar. Erst die Annahme eines funktionierenden Gedächtnisses macht die Überlegungen über einen narrativen Modus der Identitätsbildung möglich. Dieses Detail soll an dieser Stelle nicht verschwiegen werden, auch wenn in der vorliegenden Arbeit nicht auf die Konstitution des Gedächtnisses im Speziellen eingegangen werden kann. Zentral für Auseinandersetzung ist die Annahme von Erinnerung als „selektiver, konstruktiver und aktiver Prozess des Zugriffs auf Information zu

einem Geschehen, die bereits selektiv kodiert, partiell vergessen und vielfältig transformiert wurde“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2004a, 30).

Bedeutung kommt in diesem Kontext vor allem den Möglichkeiten der Verarbeitung zu: Wie wurde ein Ereignis erlebt? Wie steht die heutige Darstellung des Erlebnisses dem Vergangenen gegenüber? Wie wird erinnert und wie wird dann erzählt? Wie positioniert sich das Selbst in diesen Prozessen? Das Moment konstruktivistischer Handlung als kognitiver Prozess steht im Mittelpunkt dieses Komplexes (Lucius-Hoene/Deppermann 2004a, 29f).

Informationen und Erfahrungen können im Dienste der Selbstbezüglichkeit abgewandelt und angepasst werden. Das Material, aus dem unsere Geschichten entstehen, kann über selbstbezügliche Deutung zentraler Bestandteil eigens konstruierter Identitäten sowie unserer Denk- und Handlungsschemata werden.

„Wir verfügen über einer Fülle von selbstbezogenen Erinnerungen, die wichtige Funktionen für unser Selbst-, Identitäts- und Kontinuitätsgefühl, unsere Emotionen, Ziele und Motive haben. In unseren Erinnerungen verdichten sich Erfahrungen zu Schemata des Denkens, Handelns und Erlebens“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2004a, 30).

Erfahrungen, die über das Gedächtnis zugänglich gemacht werden können, stellen die Basis für Identitätskonstruktion dar. Auf die Grenzen der konstruktivistischen Mechanismen soll an dieser Stelle aber ebenfalls mit Nachdruck hingewiesen werden. Bestimmte Erfahrungen lassen sich auch über diese kognitiven Prozesse nicht in ein Selbstbild integrieren. Über bestimmte innerpsychische Mechanismen kann dies aber kompensiert werden. Der psychoanalytischen Perspektive nach können laut Lucius-Hoene/Deppermann (2004a, 30) „ängstigende und kränkende oder unverständliche und nicht einzuordnende Erfahrungen verdrängt oder vergessen, transformiert oder uminterpretiert werden“ wodurch gewährleistet werden kann, dass „unsere entsprechenden Erinnerungen dennoch als sicheres Wissen um wahrhaft Erlebtes erscheinen können“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2004a, 30).

Über diese innerpsychischen Mechanismen kann die Herstellung und Sicherung von Identitätserleben aufrechterhalten werden. Psychische Abwehrmechanismen scheinen also ebenfalls im Dienste der Selektion von Erfahrungsgrundlagen zur Herstellung von Identitätsgefühl zu stehen, sowie im Dienste der Gewährleistung und Sicherung von Kohärenzgefühl (Lucius-Hoene/Deppermann 2004a, 30).

Erfahrungen können demnach vom Individuum auf unterschiedlichste Art und Weise verarbeitet werden. Zentral ist in diesem Kontext, dass bedeutungsvolle, selbstbezügliche Erfahrungen in ein kohärentes Selbstbild integriert werden können. Die Basis einer solchen kohärenten Identität stellt die Fähigkeit dar, über narrative Prozesse mit sich selbst in Bezug zu treten. Lucius-Hoene und Deppermann resümieren die selbstbezüglichen Mechanismen der narrativen Identität in Kombination mit selbstreflexiven und konstruktivistischen Möglichkeiten des Selbst folgendermaßen:

„Im Erzählen kann er [der Mensch; Anm.d.V.] sich zugleich darstellen und über sich reflektieren, er erarbeitet sich Bilder und Konzepte einer Erfahrungen und seiner Person und lässt sie auf sich wirken. Indem er sich als handelnder, fühlender und erlebender Mensch zum Ausdruck bringt, nimmt er auch zu sich Stellung, er interpretiert und bewertet sich, differenziert und vergleicht seine Erfahrungen und Erinnerungen. Damit vergewissert er sich seiner selbst und treibt gleichzeitig seine Selbsterkenntnis voran“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2004a, 67).

Narration bietet dem Individuum mannigfaltige Möglichkeiten, Erfahrungen mit Selbstbezug zu versehen. Menschen können über erzählerische Prozesse zu sich selbst Bezug nehmen und die eigene Entwicklung reflektieren. In diesem Kontext ist die Verarbeitung, Reflexion und Interpretation der eigenen Erfahrungen von zentraler Bedeutung für die Identität. Die unterschiedliche Qualität dieser identitätsstiftenden Erfahrungen wird im Kapitel 4.2.3 genauer expliziert. Soviel sei aber vorweggenommen, dass das Moment der Selbstbezüglichkeit von zentraler Bedeutung sein wird und der Mechanismus der Erfahrungsbildung mit konstruktivistischen Elementen in Verbindung gebracht wird. Eine erste Vorstellung solcher Mechanismen wird in der folgenden Passage erkennbar:

„In inneren Monologen und alltägliche Erzählaktivitäten mit Interaktionspartnern verdichten und reflektieren wir unsere narrativierten Erfahrungen, gestalten sie im Lauf unserer biographischen Entwicklung immer wieder neu und passen sie an die sich wandelnden Anforderungen und Bedürfnisse unseres Lebens an“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2004a, 31).

In diesem Textausschnitt wird eine Vielzahl zentraler Stellungen narrativen Denkens sichtbar. Zum einen spiegelt er die Passung zwischen persönlicher und sozialer Ebene von Identität wieder, zum anderen wird die konstruktive Ebene sowie die zeitliche Ebene von Identitätsbildung betont. Nicht zuletzt findet man auch Hinweise auf die gesellschaftlichen Veränderungsprozesse, betreffend derer das Individuum Passung und Lösung sucht. Mögliche Lösungsansätze für die Problemstellungen der globalen Gegenwartsgesellschaft können aber nicht in dieser selbst gesucht werden, sondern nur im Individuum.

Über Selbsterzählungen und Konstruktionsprozesse schafft sich das Individuum eine zusammenhängende Biographie. Diese Aufgabe ist eine, die sich über die gesamte Lebensspanne zieht. Das Individuum muss sich an mannigfaltige Lebenslagen anpassen und immer wieder Aktualisierungen betreffend der eigenen Erzählungen vornehmen. Dabei werden zentrale Erzählungen beibehalten und adaptiert, andere werden gänzlich formatiert oder abgeändert. Eine zentrale Aufgabe in diesem Prozess ist es, Kohärenz zwischen Vergangenen, Gegenwärtigen und Zukünftigem herzustellen und aufrecht zu erhalten.

Lucius-Hoene und Deppermann (2004, 24) sprechen von einer „doppelten Zeitperspektive“, über die sich das Individuum in der Zeit verortet: „Erzählen von Selbsterlebtem bedeutet, dass eine vergangene Erfahrung vergegenwärtigt und als Geschichte wiedergegeben wird. Im Erzählen der Erfahrung verfügt der Erzähler jedoch über eine grundlegend andere Erkenntnisperspektive als während des Erlebens“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2004, 24).

In dieser »doppelten Perspektive« werden dem erzählenden Individuum vergangene Handlungen, Gefühle, Erfahrungen, (etc.) interpretativ und selbstreflexiv zugänglich. Das Individuum kann zu seinen Erfahrungen Stellung

beziehen, urteilen und weitere Erfahrung auf ihnen aufbauen. In diesem Prozess wird das Individuum selbst zum Objekt der Reflexion. Erfahrung kann über diese Möglichkeit selbstbezüglich aufgearbeitet werden – es passiert Bildung. An dieser Stelle sei angemerkt, dass die individuellen Erfahrungen einem analytischen Verständnis nach stets »zweizeitig« zu interpretieren sind. Gemachte Erfahrungen können im Laufe der Biographie neu interpretiert, bewertet oder besetzt werden. So kann ein und dieselbe Erfahrung zu zwei unterschiedlichen Zeiten auch unterschiedliche Bedeutung für das Individuum und seine Identität haben.

Zusammenfassend kann „autobiographische[s] Erzählen als Medium der Selbstverständigung und der Interpretation der eigenen Erfahrung“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2004a, 47) verstanden werden, über das Passung zwischen Selbst und äußerer Welt gesucht wird. Im Ansatz einer erzählenden Identität lassen sich die im zweiten Kapitel niedergelegten Fäden einer Ich-Identität, die sich aus sozialer und persönlicher Ebene speist, einer Vorstellung von Identitätsbildung als lebenslanger Prozess der zeitlichen Gerichtetheit und einer selbstschöpferischen Identitätskonstruktion zur Generierung von Kohärenz wieder aufnehmen und verknüpfen. Ebenso kann über einen narrativen Zugang den Problemfeldern, die im dritten Kapitel thematisiert wurden, Rechnung getragen werden. Diese bedeutsamen Thesen werden die Kapitel über die Bedingungen narrativer Identität anleiten.

#### *4.1.2 Von erzählten Identitäten*

„In the first approach, the relationship between narrative and the expression of identity has been widely conceived in terms of the relationship between the self and the act of narrating, positing the act of narrating as an act of constitution of identity“ (De Fina 2003, 16)

De Fina stellt den Ausdruck von Identität und die Narration dem Selbst als Erzähler gegenüber. Dabei wird die Erzählung als das Werkzeug betrachtet, über das Identität hergestellt werden kann. Das Selbst ist die psychologische Instanz, die über narrativ-kognitive Prozesse Identität bildet. Geschichten und Erzählungen bilden die innere Realität des Selbst ab und reflektieren sie auf verschiedenen Ebenen. Im Prozess der Narration bildet sich Identität, ein

Prozess, der auch an dieser Stelle als ständig zu leistender Konstruktionsprozess betrachtet wird (De Fina 2003, 17).

Narrative Identität beschreibt nach Kraus (1999, [4]) aber nicht nur einen Modus zur Generierung von Identität, sondern auch einen „grundlegenden Modus der sozialen Konstruktion von Wirklichkeit.“ In diesem Konstruktions- und Abbildungsprozess der Wirklichkeit kann „»die« Lebensgeschichte ... nicht als ein stabiles Konstrukt verstanden werden, das nach Belieben präsentiert werden könnte“ (Kraus 1999, [4]).

Identität ist demnach ein komplexer Konstruktionsprozess und eine kognitive Leistung des Individuums, die immer damit korrespondiert, soziale Wirklichkeit abzubilden. Das soziale Gegenüber muss in gewisser Weise die Erzählungen des Selbst akzeptieren können, genauso wie das erzählende Individuum seine biographischen Erzählungen andauernd neu aushandeln und an die Wirklichkeit anpassen muss.

Lucius-Hoene und Deppermann (2004a, 61) gehen davon aus, dass „Identitätskonstruktion ... im Erzählen sozial verortet und verhandelt“ wird und zwischen „soziale[r] Akzeptanz und Selbstbehauptung“ balanciert wird. Dabei muss das Individuum in verschiedenen Situationen unterschiedlich agieren und reagieren, Passungen und Veränderungen vornehmen, sowie eine kohärente Geschichte aufrechterhalten können. „Autobiographisches Erzählen lässt sich also als situierte und interaktive Arbeit an der Identität verstehen“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2004a, 56).

Narrative Identitätsbildung findet nicht »nur« auf der Ebene der Konstruktion statt, sondern auch auf sozialer Ebene, in wechselseitigem Kontakt zu sozialen Anderen. Ebenso lassen sich verschiedene zeitliche Dimensionen feststellen: Die Dimension des aktuellen und des vergangenen Selbst vor dem Horizont eines in die Zukunft gerichteten Entwicklungsprozesses. Narrative Identitätsbildung kann demnach als „Identitätskonstruktion auf verschiedenen Ebenen“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2004a, 63) betrachtet werden.

Diese Arbeit an der eigenen Identität lässt sich an zwei Ebenen festmachen, die nochmals die lebenslange Entwicklung von narrativer Identität zum Ausdruck bringen. Die doppelte Bedeutung der Narration besteht darin, „dass ein Erzähler Aspekte seiner Identität explizit zum Ausdruck bringt, darüber hinaus aber auch im Erzählprozess selbst Identität entwickelt“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2004a, 56).

Ein Individuum kann im Prozess der Narration also eigene Positionen und Teile seiner Identität zum Thema der Erzählung machen und in diesem Prozess die Identitätsepisoden fortschreiben und reflektieren. Diese selbstreflexiven Prozesse ermöglichen es dem Erzähler über Narration auf frühere Versionen seines Selbst Bezug zu nehmen, Entwicklungen nachzuvollziehen, kritisch zu reflektieren und zeitliche Dimensionen des eigenen Selbst zu verstehen (Lucius-Hoene/Deppermann 2004a, 60).

Die Thesen der letzten Unterkapitel zusammenfassend kann festgehalten werden, dass der Mensch sein ganzes Leben narrativ gestaltet. Erzählungen können die menschliche Lebenswelt organisieren und helfen Erfahrungen zu verarbeiten. Schließlich stiftet Narration dadurch Identität und bietet die Möglichkeit, die eigene Identität zu reflektieren. Narrative Identitätsbildung basiert auf Konstruktionsprozessen auf verschiedenen Ebenen der Zeit und der Selbstbezüglichkeit. Diese »Vorbedingungen« sind grundlegend für ein Verständnis narrativer Identitäten, wenn in einem weiteren Schritt die notwendigen Bedingungen analysiert werden. Die besondere Qualität der Narration, über Selbsterzählungen auf die Anforderungen der Gegenwartsgesellschaft zu reagieren, kann durch die Untersuchung der Grundbedingungen des narrativen Ansatzes besonders deutlich sichtbar gemacht werden.

#### **4.2 Bedingungen narrativer Identität**

An die bisherigen Ausführungen schließt nun die Frage nach den Bedingungen narrativer Identität an. Über unterschiedliche Stationen wurde schrittweise ein narratives Verständnis von Identität aufgebaut. Die Arbeit hat aufgezeigt, dass

sich das Konzept der narrativen Identität aus diversen anderen Identitätskonzepten speist. Dabei wurden differenzierte Perspektiven eingenommen und Hinweise auf den narrativen Ansatz aus diversen Identitätstheorien herausgearbeitet. In einem weiteren Schritt wurden die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen abgeklärt und ein Bild von »fraktalen Identitäten« nachgezeichnet. Über das Vorverständnis des narrativen Modus wird an dieser Stelle nun auf die Bedingungen eines narrativen Ansatzes eingegangen. Diesen Bedingungen kann betreffend den gesellschaftlichen Umständen, die im dritten Kapitel beschrieben wurden, doppelte Bedeutung zugemessen werden.

Die Bedingungen narrativer Identität stehen einerseits stellvertretend für die perturbativen gesellschaftlichen Bedingungen, die Identitätsbildung beeinflussen. Wie bereits erwähnt kann im narrativen Modus eine Antwort auf jene Fragen gefunden werden, wie Identitätsbildung »heutzutage« noch denkbar ist. In diesem Sinne lässt sich über die narrativen Bedingungen ein besonders geeigneter Zugang zu den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen ausmachen, nicht zuletzt, weil die Bedingungen der narrativen Identitätsbildung als Lösungsstrategie betreffend der Identitätsproblematik und Diffusion (vgl. Sennett 1998) interpretiert werden können.

Narrative Identität reagiert auf das Wegfallen von traditionellen Mechanismen zur Identitätsbildung und auf die zunehmend verschwimmende Satzung von identitätskonstituierenden Elementen in der Gegenwartsgesellschaft dahingehend, dass Identität selbst hergestellt wird. Dadurch kann die Lebenswelt organisiert und mit Sinn verknüpft werden kann.

Auch Meuter (1995, 27) kommt zu dem Schluss, dass „der Verzicht auf Identitätsvorgaben, ... der Gedanke, daß Identitäten hergestellt werden müssen, und ... die Verknüpfung der Frage nach Identität mit derjenigen nach Sinn“ die zentralen Elemente eines narrativen Konzeptes ausmachen. Innerhalb dieses Auszuges von Meuter lassen sich folgende Hinweise auf die Bedingungen eines narrativen Ansatzes herauslesen: Traditionelle Identitätsvorgaben können den Rahmenbedingungen gesellschaftlicher Wandlungsprozesse nicht mehr

bedingungslos standhalten. Identitätsbildung wird deshalb als ein Akt der Selbstkonstruktion angenommen. Innerhalb dieses Konstruktionsprozesses vermag das Individuum einzelne (selektive) Erlebnisse selbstschöpferisch in eine Reihenfolge zu bringen und miteinander zu verbinden. Diese narrativen Verbindungen münden in Geschichten und Erzählungen. Über diese Geschichten erschafft das Individuum selbst Ordnung und Struktur im Lebenslauf und ermöglicht sich selbst Anhaltspunkte in einer konfusen Welt zu errichten.

Eine zentrale These lautet, dass der Grundbaustein und das zentrale Bildungsmoment innerhalb dieser Episoden, die zu Erzählungen verdichtet werden, die »Erfahrung« ist. Erfahrungen, die das Individuum im Laufe seines Lebens macht, sind die Bausteine über die narrative Strukturen angelegt werden. Die Kategorie der »Erlebnisse«, welche von Meuter (1995) an zahlreichen Stellen als Basis der Narrationen herangezogen wird, erfüllt die notwendigen Voraussetzungen für die vorliegende Auseinandersetzungen nicht. Denn besondere Bedeutung wird in der folgenden Abhandlung dem »selbstbezüglichen Moment« der Bedingungen narrativer Identität zukommen. Erlebnisse werden in diesem Kontext nicht notwendigerweise mit Selbstbezug in Verbindung gebracht, im Gegensatz zur Erfahrung, dazu aber an späterer Stelle mehr.

Damit sind die drei notwendigen und grundlegenden Bedingungen eines narrativen Ansatzes von Identitätsbildung genannt:

- das selbstschöpferische Element
- die Verbindung von Fragmenten und Episoden zu Geschichten
- und die Erfahrungsbildung als Grundbaustein der Narration

Alle drei Bedingungen zeichnen sich über das zentrale Moment der Selbstbezüglichkeit aus und sind die Grundvoraussetzungen für Identitätsbildung in einem narrativen Kontext. Die zentralen Momente, die ein narratives Konzept auszeichnen, scheinen gerade jene Momente zu sein, die es braucht, um sich »in der Welt von Heute« als Subjekt verorten zu können. Diesen Hinweisen betreffend dem Leistungsvermögens narrativer

Identitätsbildung wird im Zuge der folgenden Untersuchung in einem Nebenstrang nachgegangen. Allenfalls stellen der Ansatz der narrativen Identität und dessen grundlegende Bedingungen eine besonders dienliche Möglichkeit dar, die Anforderungen, die an Identitätsbildung gestellt werden, vor dem Horizont der Identitätsproblematik sichtbar zu machen. Die folgenden Kapitel dienen der gründlichen Analyse dieser Bedingungen narrativer Identitäten.

#### 4.2.1 *Autopoiesis*

„A narrator, in the here and now,  
takes upon himself or herself the task  
of describing the progress of a protagonist  
in the there and then“ (Bruner 2001, 27).

Der Begriff »Autopoiesis« geht auf Maturana und Varela (1980) zurück und beschreibt den Moment der Selbsterschaffung und Selbsterhaltung. Autopoiesis stellt auch in Meuters (1995) Theorie der narrativen Identität einen zentralen Operator dar. Dieses selbstbezügliche Moment der Konstruktion von eigener Identität ist gleichsam als die erste zentrale Grundbedingung eines narrativen Modus von Identitätsbildung zu verstehen.

In Anlehnung an Luhmann (1984) spricht Meuter (1995, 30; H.i.O.) von „»Autopoiesis«“ als dem selbsterzählerischen Prozess, durch den narrative Identität entsteht. Die besonders gelungene terminologische Wahl Meuters wird deutlich, wenn ein Blick auf die Etymologie des Wortes geworfen wird. Nach Aristoteles ist „unter »poiesis« das bildende, formende oder gestaltende Hervorbringen der »Einheit eines Werkes« [zu] verstehen“ (Meuter 1995, 29; H.i.O.).

Diese Definition bietet sich aus zweierlei Gründen besonders gut für den Ausgangspunkt eines Verständnisses von autopoietisch-narrativer Identität an: Die ästhetische Komponente der Identitätsbildung kommt deutlich zum Ausdruck – Identität wird selbst gestaltet und hervorgebracht. Die Diktion scheint aber gerade durch die Verwendung der Phrase „»Einheit eines

Werkes«“ (Meuter 1995, 29; H.i.O.) besonders gelungen. Dadurch kommt zum Ausdruck, dass über ein autopoietisches Element die Einheit eines gesamten Werkes gewährleistet werden kann, man könnte auch sagen die »Identität«. Sich selbst über die Zeit hinweg als kohärente Einheit erleben zu können, wurde bereits zuvor als Kennzeichen von Identität identifiziert, auch wenn von einer höchst voraussetzungsvollen Einheit die Rede sein muss. Die Verwendung des Wortes »Werk« legt ein Verständnis vom Erschaffen eines literarischen Werks oder eines Kunstwerkes nahe. Diese Diktion scheint nahezu ideal, ist doch hier von einem selbstschöpferischen narrativen Modus die Rede. Im Folgenden wird darum das Moment der »Autopoiesis« als Operator verwendet, der zum Ausdruck bringen soll, dass das Individuum über selbstschöpferische Prozesse an dem Hervorbringen der eigenen Identität beteiligt und verantwortlich ist.

„Unter »Autopoiesis« kann man zunächst ... verstehen, daß der Prozeß der Produktion einer Identität ein Prozeß ist, der seine eigenständige Richtung und Dynamik entfaltet, oder ... daß er ein Prozeß ist, der sich »selbst« organisiert und fortschreibt und in diesem Sinne sich »selbst« herstellt“ (Meuter 1995, 30; H.i.O.).

Autopoiesis ist nach Meuter ein dynamischer Prozess der Bildung von Identität. Dieser Prozess ist einer, der sich auf Dauer stellt und dem Individuum eine kognitive Leistung abverlangt. Identität wird demnach vom Individuum selbst hergestellt und aufrechterhalten. Autopoiesis bedingt die stetige Fortschreibung der eigenen Identität. Folgt man Hipp ist in diesem Zusammenhang die konstruktivistische Komponente von zentraler Bedeutung:

„Der soziale Konstruktivismus ist die Grundlage des narrativen Denkens. Wirklichkeit wird danach in einem sozialen Prozess konstruiert. Während im Radikalen Konstruktivismus Konstrukte und Wahrnehmungen so gesehen werden, daß sie ihre Form durch das »Anstoßen« des Organismus an seine Umwelt erhalten, sieht der soziale Konstruktivismus Ideen, Bilder und Erinnerungen als etwas, das durch sozialen Austausch hervorgebracht wird. Sprache ist das Medium dieses Prozesses. Sie ist dabei sowohl Produkt als auch Produzent menschlicher Wirklichkeit.“ (Hipp 2003, 2f; H.i.O.)

Dieser Passage von Hipp ist zu entnehmen, dass narrative Identitäten im sozialen Austausch mit Anderen und der Umwelt entstehen. Die Synthesis von sozialer und personaler Identität wurde bereits zur Genüge diskutiert und muss

hier nicht noch einmal expliziert werden. Es soll hier der Hinweis genügen, dass in einem Verständnis von narrativer Identität stets »beide Seiten der Medaille« mitgedacht werden müssen. Die Sprache als zentraler Organisator sozialer Wirklichkeiten ist laut Hipp in diesem Kontext das zentrale Medium im Prozess narrativer Konstruktionen.

Diese Bedingungen eines narrativen Verständnisses gelten gleichwohl auch für die Autopoiesis als narrative Grundbedingung. Das Werkzeug, über das Narrationen entstehen und über welches Wirklichkeit zum Ausdruck gebracht wird, ist jenes der Sprache. Um das wirklichkeits- und identitätskonstruierende Element nochmals zu betonen, soll ein Operator von Stephenson (2011, 99) entlehnt werden, und zwar das „In-Sprache-Heben des Gewährwerdens“. Damit ist gemeint, dass über Sprache ein Ausdruck von sozialer Wirklichkeit stattfindet und dass das Individuum sich selbst, die Welt und die Dinge in ihr begreiflich machen kann.

In diesem Verständnis Stephensons ist somit auch ein Bildungsgedanke enthalten (Engel 2008, 122f). Auch wenn Stephensons Vorstellung nicht in direktem Zusammenhang mit narrativer Identitätsbildung steht, kann sie den hier explizierten Modus der Autopoiesis an entscheidender Stelle ergänzen und mit Bildungsmomenten versehen. Der Prozess, der das Moment der Autopoiesis im Besonderen auszeichnet, lässt sich über das „In-Sprache-Heben des Gewährwerdens“ (Stephenson 2011, 99) beschreiben, indem narrative Strukturen erzählerisch ausgebildet werden. Soziale Wirklichkeit kann so in narrative Formen gebracht werden und sich zu einer Identität verdichten.

„Unsere Sprache stellt demnach den Rahmen dar, vor dem unsere Erfahrungen Bedeutungen bekommen“ (Hipp 2003, 3). Auch Hipp weist in diesem Kontext darauf hin, dass Sprache das zentrale Instrument der narrativen Identitätsbildung ist. Besonders ins Auge sticht in dieser kurzen Passage Hipps jedoch die Betonung der Verarbeitung von Erfahrungen und der Konnotation derselben mit Bedeutung. Die Erfahrungen, die Individuen in wechselseitigem Austausch mit ihrer Umwelt machen, müssen mit Bedeutung und Sinn verknüpft werden, damit sie integraler Bestandteil einer Identität werden können. Auf die

spezielle Bedeutung der Erfahrung im Kontext der Narration und dem selbstbezüglichen Moment der Erfahrung wird an später Stelle ausführlich eingegangen. An dieser Stelle soll der Hinweis darauf genügen, dass über das Moment der Autopoiesis Erfahrungen mit Sinn verknüpft werden und das Selbst und Welt narrativ mit Bedeutung versehen werden kann.

Hipp (2003, 3) kommt zu einem ähnlichen Schluss: „Wir erzählen uns selbst und uns gegenseitig ständig wie die Welt ist und halten sie dadurch stabil.“ In diesem Zusammenhang sprechen Lucius-Hoene und Deppermann (2004a, 69) von so genannten „Eigentheorien“. Damit sind Erklärungsmuster zu verstehen, die über Selbstreflexion dazu beitragen, das Individuum innerhalb seiner Umwelt zu verorten. Über Autopoiesis kann das Individuum seine Erfahrungen mit Sinn und Bedeutung versehen und die eigenen Identität gleichsam herstellen und weiterentwickeln.

Folgt man Lucius-Hoene und Deppermann (2004b, 167) ist es dem Menschen möglich, sich im Prozess der Narration selbst als handelndes Individuum, als vergangenes und gegenwärtiges Individuum und als Erfahrung sammelndes Wesen zu verstehen. Der Erzähler bezieht Stellung zwischen vergangenen und gegenwärtigen Versionen des Selbst, macht Erfahrungen und Entwicklungsschritte erkenntlich und bildet aktiv seine Identität (Lucius-Hoene/Deppermann 2004b, 176).

Bruner weist darauf hin, dass die Fähigkeit bedeutend ist, über Kontinuität ein Kohärenzgefühl aufrecht zu erhalten. Damit ist gemeint, das vergangene und das aktuelle Ich als Bestandteile ein und derselben Identität zu verstehen: “He [the narrator; Anm.d.V.] must by convention bring that protagonist from the past into the present in such a way that the protagonist and the narrator eventually fuse and become one person with shared consciousness.” (Bruner 2001, 27)

Durch diese Ausführungen von Lucius-Hoene, Deppermann und Bruner wird deutlich, auch wenn sie nicht explizit von »Autopoiesis« sprechen, dass ihrem Verständnis nach das Individuum mit selbstschöpferischen Kräften ausgestattet ist. Diese Kräfte ermöglichen die Fusion von einem vergangenen, einem

gegenwärtigen und einem zukünftigen Ich innerhalb einer Identität. Es ist hier von einer aktiven Möglichkeit die Rede, zu sich selbst Stellung zu beziehen. Damit stehen die eben erwähnten AutorInnen einem Verständnis von Autopoiesis sehr nahe, wie folgender Auszug andeutet, wenn von einem „Spiegelbild der vielfältigen Möglichkeiten, zu sich und dem Selbsterlebten in sozialen Interaktionen Stellung beziehen zu können“, gesprochen wird (Lucius-Hoene/Deppermann 2004b, 181).

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass über Autopoiesis Identität selbst konstruiert wird, eine eigene Dynamik hat und sich selbstständig über kognitive Prozesse entfaltet. Identität wird somit über Sprache eigens hergestellt und ständig weiter geschrieben. Dieser Konstruktionsprozess der Identitätsbildung zeichnet sich notwendigerweise über einen hohen Selbstbezug aus. Die Elemente und Erfahrungen die über Autopoiesis zu einer Identität geformt werden müssen mit Selbstbezug in Verbindung gebracht werden, um ein »qualitativer Bestandteil« von Identität werden zu können. Es muss davon ausgegangen werden, dass nicht beliebige Elemente zu Identitäten verdichtet werden können, sondern nur diejenigen Bestandteile narrativ zu Identitäten verflochten werden können, die von besonderer Bedeutung für das Individuum sind.

#### 4.2.1.1 Konstruktion statt Tradition

An dieser Stelle sei noch einmal die angestellte Zeitdiagnose (Kapitel 3) ins Gedächtnis gerufen. In dieser wurde beschrieben, wie sich die gesellschaftlichen Verhältnisse stetig ändern und durch Veränderungsprozesse die Identitätsbildung vor neue Herausforderungen gestellt wird. Es wurde herausgearbeitet, dass Tradition und traditionelle Mechanismen der Identitätsbildung zunehmend an Bedeutung verlieren und keine genügende Basis mehr für eine kohärente Identität darstellen (vgl. Sennet 1998, Maalouf 2000, Jörissen/Zirfas 2007).

Wie bereits angedeutet stellt der narrative Modus der Identitätsbildung über das Moment der Autopoiesis Strukturen zur Verfügung, die eine kohärente

Identitätsbildung ohne traditionelle Mechanismen gewährleisten können. „Aufgabe von Strukturen ist es“ laut Meuter (1995, 118) „die autopoietische Reproduktion der permanent verschwindenden Prozesselemente zu ermöglichen.“

Über die autopoietische Funktion des narrativen Ansatzes kann den perturbativen Umständen der Gegenwartsgesellschaft entgegengewirkt werden. Die zunehmend verschwindenden Elemente traditioneller Identitäten werden durch autopoietische Prozesse kompensiert. Das Individuum braucht keine Identitätsvorgaben (mehr), es erzählt sich selbst: Identität entsteht narrativ.

Über selbstbezügliche und selbstschöpferische Prozesse kann das Individuum Episoden und Fragmente narrativ zu einer kohärenten Geschichte, und somit zu einer Identität verknüpfen. In eben diesem Element, der Verbindung von Fragmenten und Episoden zu Identitäten, liegt die zweite zentrale Bedingung narrativer Identität.

#### *4.2.2 Verbindung von Episoden und Fragmenten*

„Ein narrativer Zusammenhang bringt Handlungen und Ereignisse, die an ganz verschiedenen Zeiten und Orten lokalisiert sind, zusammen“  
(Meuter 1995, 131).

Als erste grundlegende Bedingung eines Konzeptes narrativer Identität wurde das Moment der Autopoiesis identifiziert. Dieses stützt sich auf der zentralen Annahme, dass über eine selbstschöpferische, konstruktive Komponente Identitätsbildung zustande kommt. Damit ist aber noch kein Wissen gewonnen, wie genau dieser Prozess der Identitätsbildung zu denken ist. Das folgende Kapitel widmet sich dieser Frage, indem expliziert wird, wie über narrative Prozesse Episoden und Fragmente zu Erzählungen, und damit zu Identitäten verbunden werden können.

Ein zentrales Merkmal der Theorien Meuters (1995) ist es, in Anlehnung an Luhmann (1984, 1990), die „Begriffe Sinn und Identität zu verknüpfen“ (Meuer

1995, 31). Identität kann also nichts Willkürliches sein, oder lediglich willkürliche Elemente beinhalten. Die Elemente, die narrativ zu Identitäten verknüpft werden, müssen deshalb Sinn respektive Bedeutung aufweisen. „Bei Identitäten“ so Meuter (1995, 31) „haben wir es stets mit sinnhaften Einheiten zu tun; die Herstellung einer Identität ... ist immer die Konstitution einer sinnhaften Ordnung oder Struktur“.

Ebenso wie eine Identität sinnhaft und kohärent sein muss, müssen es auch die Bestandteile der Identität sein, ihre Sinneinheiten. Diese Sinneinheiten stellen sich allerdings nicht von selbst her und werden in der konfusen Gegenwartsgesellschaft zunehmend zu Mangelware. Dies ist gleichsam der Grund, warum in der vorliegenden Arbeit zwischen »Episoden« und »Fragmenten« unterschieden wird.

Unter Episoden und Fragmenten werden Teilstücke unserer Identitäten, Biographien und Erfahrungen verstanden. Diese Teilstücke werden mit Sinn versehen und über sie können narrative Identitäten gebildet werden. Episoden können als einzelne Ereignisse verstanden werden, die sich über einen bestimmten Zeitraum auf ein bestimmtes Ziel hin entwickelt haben, und beinhalten die Möglichkeit eine Erfahrung zum Ergebnis zu haben – als »Potential der Erfahrung« zu dienen. Die Unterscheidung der Begriffe Episoden und Fragmente passiert deshalb, um auf die gesellschaftlichen Veränderungsprozesse (vgl. Kapitel 3) Bezug zu nehmen und auf diese zu reagieren. Der Begriff »Fragmente« wird darum zum Operator, da in der schnelllebigen Globalgesellschaft der Gegenwart oft keine vollständigen »Episoden« in ihrer Reinform vorliegen. Veränderungs- und Entstandardisierungsprozesse lassen die Lebenswelt kurzfristig und perturbativ erscheinen und Individuen können betreffend Identitätsbildung lediglich auf einzelne Fragmente zurückgreifen. Damit ist gemeint, dass die Schnelllebigkeit der Gegenwartsgesellschaft Einfluss auf die Anhaltspunkte der Identitätsbildung nimmt und diese »fragmentiert«. „Das Fehlen langfristiger Bindungen“ verbindet Sennett (1998, 79) mit „der Hinnahme von Fragmentierung“. Fragmente sind als »kleinere« oder »diffusere« Form der Episoden zu verstehen.

Abgesehen von der Verortung dieser Einheiten gilt es die Episoden und Fragmente mit Sinn zu verknüpfen. Als integraler Bestandteil von Identitäten ist dieses Unterfangen ohne die Konnotation mit Selbstbezug schwer vorstellbar. Auch die Fragmente und Episoden zeichnen sich wie die Autopoiesis über ein hohes Maß an Selbstbezug aus. Um eine narrative Verbindung zwischen einzelnen Einheiten herzustellen, müssen sie für das Individuum bedeutsam sein, sie müssen in Bezug zu seinem Selbst stehen. Ist diese Voraussetzung erfüllt, kann von Sinneinheiten gesprochen werden. Sind einzelne Fragmente und Episoden bedeutungsvoll für das Selbst, können sie narrativ zu sinnhaften Einheiten und Erzählungen verbunden werden und in eine kohärente Identität aufgenommen werden.

Über die Verbindung von Episoden und Fragmenten werden so einzelne Elemente innerhalb von Biographien zu Identitäten verknüpft, mit Bedeutung versehen und geordnet. Zu diesem Schluss kommt auch Meuter (1995, 32): „Das Erzählen einer Geschichte bedeutet, eine sinnhafte Ordnung aufzubauen“. Die besondere Qualität von Erzählungen ist jene, unterschiedliche Einheiten in Sinneinheiten zu transformieren, sprich in eine Ordnung zu bringen und mit Bedeutung zu versehen.

Über diese kognitiven Akte kann eine kohärente und kontinuierliche Identität geformt werden: „Eine Geschichte macht nun aus einer Reihe von heterogenen Vorfällen »Ereignisse« eines einheitlichen Zusammenhanges“ (Meuter 1995, 129; H.i.O.).

Episoden und Fragmente „die – chronologisch gesehen – völlig unzusammenhängend sein können“ (Meuter 1995, 131) werden in Erzählungen in eine einheitliche Ordnung gebracht. Nach Meuter (1995, 107) ist es eben „eines der basalen Merkmale jeder Form von »Geschichten« ... daß ihre einzelnen Ereignisse einen inneren Bezug untereinander entwickeln, aufeinander reagieren und wirken“.

„Unterschiedliche, vielfältige und zerstreute Ereignisse“ (Meuter 1995, 124) inhomogenen Ursprunges können demnach innerhalb von Erzählungen zu

Sinneinheiten verknüpft und geordnet werden. Dadurch können auch unerwartete Ereignisse und Perturbationen in diese »übergeordnete Sinneinheit Identität« aufgenommen werden. Zur Explikation dieser These soll einer Textstelle von Lucius-Hoene und Deppermann gefolgt werden, die zu einem ähnlichen Ergebnis kommen.

„Aus einem Ausgangszustand entwickelt sich das Folgende; die Ereignisse bedingen und folgen einander aus bestimmten Gründen; sie bilden eine Komplikation, in der sich das Ungewöhnliche manifestiert; schließlich kommt es zu einem Resultat. Ausgangs- und Endzustand sind also resultativ verknüpft. Der Plot stiftet »Kohärenz«: Er schafft eine bedeutungsvolle Ordnung der Elemente durch die Art und Weise, in der sie aufeinander bezogen sind“ (Lucius-Hoene/ Deppermann 2004a, 22; H.i.O.).

Demnach ist der narrative Modus, über den Fragmente und Episoden zu Erzählungen und in einem weiteren Schritt zu Identitäten verknüpft werden, ein kohärenz- und sinnstiftendes Instrument. Über den narrativen Modus können nicht nur die mannigfaltigen Episoden und Fragmente der individuellen Lebenswelt in unverwechselbare Identitäten aufgenommen werden, sondern auch eine umfassende Ordnung der Verortung von Selbst und Welt gewährleistet werden.

Auch Meuter (1995, 98) kommt zu dem Schluss, dass Narrativität „eine basale Sinnstruktur [ist], die geeignet ist, die Genese von Lebenswelt zu organisieren. Narrativität ist, anders formuliert, ein basales Organisationsprinzip, mit und in dem sich sinnhafte Ordnungen ausbilden“.

#### 4.2.2.1 Selektion und Reduktion

Wie bereits erwähnt können nicht alle Elemente der Wahrnehmung und des Erlebens als Episode oder Fragment in die Identität integriert werden. Manche Elemente erfüllen die Voraussetzungen dafür schlichtweg nicht, weil sie nicht mit Selbstbezug verknüpft werden können, andere scheiden selektiv aus. Eine besondere Bedeutung für narrative Identität haben jene Episoden und Fragmente, die jenen Erlebnissen entspringen, die eine besondere Qualität aufweisen, nämlich als »Potentiale der Erfahrung« zu dienen. Diesem Teilaspekt widmet sich das Kapitel 4.2.3 ausführlich.

Zentral für den Zusammenhang von Auslese und narrativer Identitätsbildung ist an dieser Stelle vor allem die »doppelte Selektion«. Einerseits gilt es Episoden und Fragmente zu selektieren, die aufgenommen oder verworfen werden, andererseits gilt es die Komplexität der Anforderungen an das Individuum zu selektieren und zu reduzieren. Meuter spricht in diesem Zusammenhang von „selektiv reduzierte[r] Komplexität“ (Meuter 1995, 40).

„Ein System steht“ laut Meuter (1995, 39f) „nicht nur vor dem Problem, den Bezug zu seiner komplexen Umwelt, sondern auch seine eigene Komplexität zu organisieren“. Die mannigfaltigen Anforderungen, die die Umwelt der Gegenwartsgesellschaft (vgl. Sennett 1998) an das Individuum und an seine Identitätsbildung stellt, können narrativ verarbeitet werden und einzelne Lücken zwischen Fragmenten können erzählerisch gefüllt werden. Die thematisierten „Eigentheorien“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2004a, 69) spielen eine bedeutende Rolle, um die eigene Komplexität zu reduzieren und Selbst und Welt mit Bedeutung und Sinn zu verknüpfen.

Besonders deutlich wird die „selektiv reduzierte Komplexität“ (Meuter 1995, 40) an folgendem Beispiel:

„Nimmt man etwa eine Seminardiskussion, die wieder aufgenommen werden soll, so erweist es sich oft als günstig, ein Protokoll herzustellen. Ein solches Protokoll kann man als die vereinfachte, homogenisierende Selbstbeschreibung der Diskussion auffassen, in der die Komplexität des gesamten Gesprächs zu einer Identität reduziert und simplifiziert wird, die dann in der nächsten Sitzung den Anschluß wiederherstellen kann“ (Meuter 1995, 106).

Nach Meuter kann, in die Diktion dieser Arbeit transformiert, die Komplexität der zahllosen Elemente der Umwelt auf eine Selektion von Episoden und Fragmenten reduziert werden, die eine kohärente und anschlussfähige Identität gewährleisten können. Dabei wird sowohl die Komplexität der Welt, als auch des eigenen Selbst auf ein verständliches Maß reduziert.

#### 4.2.2.2 Narrative Verbindungen statt diffuser Lebensumstände

Der narrative Modus verfügt über die Möglichkeit selbst zusammenhanglose Fragmente in die Identität einflechten zu können. Durch narrative Verknüpfungen werden Fragmente miteinander verbunden und mittels zusammenhängender Geschichten in die Identität aufgenommen. Durch diese Möglichkeit scheint im narrativen Modus eine mögliche Lösungsstrategie für die Problemfelder der globalen Gegenwartsgesellschaft, wie sie im dritten Kapitel beschrieben wurden, auffindbar zu sein. Zu diesem Schluss kommen auch Brockmeier und Harré:

„It is the sequential, action-oriented and diachronic structure of the story that seems to be more suitable to shape the themes and plots of development, of change, and progress that become predominant in the nineteenth and twentieth century” (Brockmeier/Harré 2001, 45).

Den in den letzten Jahrhunderten dominanten Lebensthemen des Wandels und der Veränderung können sich Geschichten, durch ihre eigenen Strukturen, besser anpassen. Die fortlaufende, handlungsorientierte und zeitlich gerichtete Struktur der Geschichten kann Verbindungen und Anknüpfungspunkte bereitstellen und einen roten Faden durch die individuelle Biographie ziehen. Die narrativ konstituierten Identitäten versorgen Individuen mit Kohärenz und Kontinuität und weisen hohes Potential auf, den perturbativen Einflüssen der Globalgesellschaft standhalten zu können. Das Individuum kann seine teilweise widersprüchlichen Erfahrungen mit Sinn verknüpfen und als kohärenten Teil seines Selbst empfinden. Können die Fragmente und Episoden über narrative Verknüpfungen »unter einen Hut« gebracht werden, kann so zeitliche Gerichtetheit, Kontinuität und Kontingenz gewährleistet werden.

„Dadurch, daß sie Elemente zu typisch narrativen Mustern konfigurieren, reduzieren Strukturen/Episoden die Unsicherheit der Zukunft ... auf ein Maß, das es ermöglicht, Anschlussfähigkeiten zu stabilisieren“ (Meuter 1995, 118). Diese Anschlussfähigkeit, von der Meuter spricht, ist im Kontext der vorliegenden Arbeit von doppelter Bedeutung. Über die narrativen Strukturen kann die Anschlussfähigkeit des Individuums an die Veränderungen und Entwicklungen der Gegenwartsgesellschaft ermöglicht werden. Die

Anschlussfähigkeit bezieht sich aber auch auf die Offenheit der Identität für weitere Narrationen:

„In our own work [the research of Brockmeier/Harré; Anm.d.V.] ... we ... found that these structures [narrative structures; Anm.d.V.] and their constituents and elements such genre, plot, storyline, point of view, and voice are anything but firm and stable forms. They rather appear as amazingly open and adaptable structures that change their organization and features with their discursive context and its underlying social and ... aesthetic function” (Brockmeier/Harré 2001, 53).

Die wesentlichen Bestandteile narrativer Strukturen sind nach Brockmeier und Harré nicht als feste, unnachgiebige Formen zu verstehen, sondern zeichnen sich vielmehr über ihre allgemeine Offenheit aus. Durch diese Offenheit ist narrative Identität immer eine lebenslange Entwicklungsaufgabe, die sich in die Zukunft orientiert sowie Gegenwart und Vergangenheit involviert. Meuter betont an verschiedenen Stellen diese Offenheit der Episoden. Hierbei sind die Episoden, die über Anfang und Ende verfügen, nicht als endgültig abgeschlossen zu sehen, da sie laufend aktualisiert werden. Genau jene Offenheit, die Episoden auszeichnet, ist es, die die Bildung von Identität über diese Episoden erst denkbar macht (Meuter 1995, 116).

Narrationen bleiben so offen für weitere Narrationen – Kontingenz in der Entwicklung kann gewährleistet werden. An verschiedenen Punkten kann an die eigene Biographie angeknüpft werden und neue Erfahrungen können an die Identität Anschluss finden. Was immer offen bleibt, ist die Identität als Gesamtheit, die stets aktualisiert und umgeschrieben werden kann.

Die Offenheit der Erzählung ist es ebenso, die die narrative Identität so anschlussfähig an die Anforderungen der Gegenwartsgesellschaft macht. Widersprüchlichkeiten und unerwartete Ereignisse können kontingent verarbeitet werden und Kohärenz und Kontinuität aufrecht erhalten werden.

Narrative Identitäten werden folglich vom Individuum ständig aktualisiert und »weitererzählt«, »umerzählt«, in manchen Teilen sogar »neu erzählt«. An dieser Stelle muss von einem Bild statischer, fester und stabiler Identitäten endgültig Abschied genommen werden. Narrative Identität ist aus ihren

Grundbedingungen heraus notwendigerweise eine offene Struktur. Wie Meuter (1995, 118) in diesem Kontext resümiert, wird durch die „permanente Einarbeitung von kontingenten Neuheiten und Überraschungen ... verhindert, daß Strukturen (und Identitäten) statisch werden“.

An dieser Stelle enden die Ausführungen über die zweite zentrale Bedingung narrativer Identitäten. In der Struktur der »Episoden und Fragmente« findet sich sogleich, wie bereits erwähnt, der Hinweis auf die dritte Bedingung narrativer Identitäten, die den Hauptteil des vierten Kapitels in Anspruch nehmen wird: »Die These lautet, dass Erfahrung den zentralen Baustein narrativer Identitäten darstellt«.

Meuter spricht im Zusammenhang mit Episoden von »Erfahrungen«, die zusammengefasst werden, um die Einflüsse der (Um-)Welt verstehend verarbeiten zu können (Meuter 1995, 90f). Auch bei Brockmeier und Harré (2001, 53) lassen sich Hinweise auf die Bedeutung der Erfahrung finden, wenn sie feststellen: „the term narrative names a variety of forms inherent in our getting knowledge, structuring action, and ordering experience“.

Narrationen strukturieren demnach nicht nur unsere Handlungen (vgl. Kerby 1991) und dienen als Wissensproduzent, sondern sind auch zuständig für die Ordnung unserer Erfahrung. Brockmeier und Harré verfolgen diesen Gedankengang weiter:

„This includes the option to give order and coherence to the experience of a fundamentally unstable human condition – and to change this order and coherence as our experience (or their meaning) change“ (Brockmeier/Harré 2001, 53).

Narrationen verknüpfen die phasenweise widersprüchlichen und instabilen Erfahrungen eines Individuums mit Kohärenz und bilden dadurch Identität. In diesem Prozess ist es auch möglich, dass sich »das Selbst als Ganzes« verändert, wenn sich eine Erfahrung fundamental ändert. Wie dieser Sachverhalt zu verstehen ist, wird in den folgenden Kapiteln expliziert.

### 4.2.3 Erfahrung

„The object of narrative, then,  
is to demystify deviations“  
(Bruner 2001, 30).

Begreift man Identitätsbildung als einen erzählerisch gestalteten Prozess, so ist anzunehmen, dass der Erzählung ein Erlebnis zugrunde liegt, welches narrativ in Sprache gehoben wird. Einem auf diese Weise narrativ verarbeiteten »Erlebnis« kann eine »Erfahrung« entspringen. Dem in der vorliegenden Arbeit vertretenen Verständnis nach sind Erlebnisse von Erfahrungen qualitativ zu unterscheiden. Während ein Erlebnis schlichtweg alles sein kann – von einer Begegnung auf der Straße bis zu einem Flug nach Frankfurt (etc.) – ist eine Erfahrung immer mit Selbstbezug verknüpft. Erfahrungen können Erlebnissen entspringen, müssen aber immer in reflexiver Weise Selbstbezug aufweisen um als Erfahrung, in diesem Sinne, gelten zu können. Ein Erlebnis muss diese Voraussetzungen nicht erfüllen. Auf die eigentümliche Qualität der Erfahrung wird aber an späterer Stelle noch genauer eingegangen. Zentral an dieser Stelle ist, dass Erfahrung als der essentielle Baustein narrativer Identitäten angenommen wird. Die gesammelten Potentiale der Erfahrung stellen die Basis für die eigene Identitätsentwicklung und für Bildungsprozesse dar. Erfahrung ist aber nicht gleich Erfahrung, das wird einem schnell bewusst, wenn man Meads Gedanken verfolgt.

„Wenn Identität auftritt, ist immer die Erfahrung von etwas anderem im Spiel; die Erfahrung einer Identität ausschließlich aus sich selbst heraus wäre nicht möglich“ (Mead 1934, 239).

Laut Mead basiert Erfahrung also auf etwas, sie ist nicht a priori vorhanden oder speist sich ausschließlich aus der eigenen Identität. Wie bereits erwähnt wird hier die Vorstellung vertreten, dass Erfahrungen auf Erlebnissen basieren, aber eine andere Qualität aufweisen als einfache Erlebnisse – es soll aber vorerst Meads Theorie weiter verfolgt werden. Mead spricht von einer Erfahrung, die er definiert als das „Ausmaß sinnlicher Erfahrung, wie sie Menschen haben, wenn sie gerade aufwachen, die Erfahrung eines bloßen Daseins in der Welt.

Solche Merkmale in unserem Umkreis können in der Erfahrung bestehen, ohne daß sie ihren Platz in der Beziehung zur Identität einnehmen“ (Mead 1934, 177).

Dieses Verständnis von Erfahrung kommt in der vorliegenden Arbeit dem Verständnis von Erlebnissen gleich, erfüllt aber nicht die Voraussetzungen, um als Erfahrung zu gelten. Mead unterscheidet aber sehr wohl qualitativ und inhaltlich unterschiedliche Formen der Erfahrung: „Man muß unter diesen Voraussetzungen natürlich zwischen der unmittelbar ablaufenden Erfahrung und unserer eigenen Organisation dieser Erfahrung zur Erfahrung der Identität unterscheiden“ (Mead 1934, 177).

Erfahrung ist nach Mead also nicht gleich Erfahrung. Damit Erfahrung für Identität konstitutiv werden kann, muss diese Erfahrung organisiert werden. Diese Vorstellung Meads steht dem Verständnis von Erfahrung, das zuvor vorgestellt wurde, bereits um Einiges näher. Verdeutlichen lässt sich dieses Bild noch, wenn einem weiteren Gedankengang Meads gefolgt wird: „Unsere Körper sind Teil unserer Umwelt. Es ist für den Einzelnen möglich, die Realität seines Körpers und körperlicher Empfindungen zu erfahren und sich ihrer bewusst zu werden, ohne sich seiner selbst bewusst zu werden“ (Mead 1934, 214).

Der Erfahrungsmodus Meads, der in dieser Arbeit mit der Kategorie »Erlebnis« gleichzusetzen ist, ist zwar mit einem bestimmten »Bewusstsein der Sache« verbunden, aber mit keinem »Bewusstsein des Selbst«. Hier ist der Punkt erreicht, an dem sich die Theorien Meads mit denen der vorliegenden Arbeit treffen. Erfahrung ist demnach mit einer Ebene des Bewusstseins von Selbst und mit Selbstbezug untrennbar verbunden, wenn sie als Baustein der Identität gedacht werden soll.

Geht man wie Kraus (1999, [4]; H.i.O.) davon aus, dass Individuen die „Organisation von Erlebtem narrativ betreiben“ ist bereits ein großer Schritt in Richtung eines narrativen Verständnisses von Erfahrungsbildung gemacht. Erfahrung wird an dieser Stelle als die organisierte, selbstbezügliche Form des Erlebnisses verstanden. Kraus Gedankengang übersetzt in die Diktion der vorliegenden Arbeit würde bedeuten, dass »Erfahrung narrativ betrieben wird«.

Wie bereits durch die Gedanken Meads expliziert wurde, ist Erfahrung eine Instanz, die ihrerseits Organisation bedarf. Die Frage, die sich nun stellt ist jene, wie sich Erfahrung organisieren lässt und welche Verbindung zu narrativen Prozessen besteht.

Auch Brockmeier und Harré kommen zu dem Ergebnis, dass der Modus der Erfahrungsbildung von fundamentalem Interesse für ein Konzept der narrativen Identität ist: „To study this mode (Realitätskonstruktion über Narration Anm.d.V.), we must look carefully at the ways in which people try to make sense of their experiences.“ (Brockmeier/Harré 2001, 50)

Der Frage wie Individuen ihre Erfahrungen mit Bedeutung verknüpfen und der Frage nach dem Modus der Erfahrungsbildung in narrativen Prozessen wird im nachfolgenden Kapitel nachgegangen.

#### 4.2.3.1 Negation von Erfahrung

Habermas spricht in Anlehnung an Dilthey in seinem Identitätskonzept von Erfahrung als fundamentalen Mechanismus in der Identitätsbildung.

„Die Einheit der Lebensgeschichte konstituiert sich durch das Aufstocken retrospektiver Deutungen die implizit immer den gesamten Lebenslauf einschließlich aller früheren Interpretationen umfassen. Dilthey vergleicht diese »kumulative Lebenserfahrung« mit der Induktion, denn die jeweils nächste Interpretation berichtigt die Verallgemeinerungen der vorangegangenen aufgrund negativer Erfahrungen“ (Habermas 1986, 193, H.i.O.).

In diesem Kontext kann der Lebenslauf, und damit die narrative Identität, als eine Fusion der gemachten Erfahrungen verstanden werden. Bedeutsam ist in diesem Zusammenhang vor allem der Gedanke, dass »negative« Erfahrung die vorangegangenen Erfahrungen und Interpretationen berichtigen kann. Diese Theorie geht in ihren Grundzügen auf Gadamer (1960) zurück.

Der Modus der Erfahrungsbildung nach Gadamer stellt eine der prominentesten Theorien von Erfahrungsbildung dar, und wird als Basis für die weiteren Überlegungen zum Konzept der narrativen Identität herangezogen. Dies

passiert vor allem, weil sich Gadammers Konzept von »negativer Erfahrung« sowohl in den Kontext der Narration, also auch in den Kontext der diffusen Gegenwartsgesellschaft projizieren lässt. Im Übrigen lässt sich über Gadammers Modus ein Bildungsmoment im Erfahrungsprozess identifizieren. In einem ersten Schritt soll aber zunächst ein genauer Blick auf Gadammers Theorien zu Erfahrung aus »Wahrheit und Methode« (1960) geworfen werden.

„Wird so Erfahrung auf ihr Resultat hin betrachtet, so wird damit der eigentliche Prozeß der Erfahrung übersprungen. Dieser Prozeß nämlich ist ein wesentlich negativer“ (Gadamer 1990, 335).

Gadamer rät davon ab, sich der Erfahrung teleologisch anzunähern, und betont stattdessen den Prozess der Erfahrungsbildung. Dieser Prozess zeichnet sich nach Gadamer über die Negation aus. Innerhalb Gadammers Theorien kann darum zwischen zwei Formen der Erfahrung unterschieden werden. Zum einen kann „von den Erfahrungen, die sich unserer Erwartung einordnen und sie bestätigen“ ausgegangen werden, zum anderen „aber von der Erfahrung, die man »macht«. Diese, die eigentliche Erfahrung, ist immer eine negative“ (Gadamer 1960, 335f; H.i.O.).

Demnach ist eine Erfahrung, die vorangegangene Erfahrungen bestätigt und fortschreibt, keine Erfahrung im »eigentlichen Sinne«. Zur »Erfahrung« wird eine Erfahrung erst, wenn sie eine negative ist. Dies ist so zu verstehen, dass Antizipationen und vorangegangene Erfahrungen eben nicht bestätigt und fortgeschrieben, sondern widerlegt werden. Die Negation vorangegangener Erfahrungen macht »die Erfahrung« im gadamerschen Kontext aus. Folgender Textauszug veranschaulicht Gadammers Vorstellung von Erfahrung besonders deutlich:

„Nur ein anderes Unerwartetes kann dem, der Erfahrung besitzt, eine neue Erfahrung vermitteln. So hat sich das erfahrende Bewußtsein umgekehrt – nämlich auf sich selbst zurückgekehrt. Der Erfahrende ist sich seiner Erfahrung bewußt geworden – er ist ein Erfahrener: d.h. er hat einen neuen Horizont gewonnen, innerhalb dessen ihm etwas zur Erfahrung werden kann“ (Gadamer 1960, 336).

Gadamer geht davon aus, dass unerwartete Ereignisse die Erfahrungsebene von Individuen in Form von Perturbationen »erschüttern« können. Ist eine Erfahrung in diesem Sinne »negativ«, müssen Antizipationen hinterfragt werden. Die Begriffe »Negation« und »negativ« sind im gadamerschen Kontext wertfrei zu lesen und meinen lediglich, dass die neu gemachte Erfahrung mit den alten Erfahrungen nicht kompatibel ist. In genau diesem Moment nämlich muss das Individuum die Ebene der Selbstreflexion betreten, wenn, wie Gadamer schreibt, sich „das erfahrende Bewusstsein umkehrt“ (Gadamer 1960, 336). Indem sich das Individuum seiner Erfahrung bewusst wird, verknüpft es seine Erfahrungen mit Selbstbezug, eben jenem Element, das den zentralen Grundbedingungen des narrativen Ansatzes gemeinsam ist. Bestätigt die gemachte Erfahrung die vorherigen, muss kein Selbstbezug im Spiel sein. Vereinfacht ausgedrückt könnte man festhalten, dass wenn jeden Tag die Sonne von neuem aufgeht, der Sonnenaufgang kaum jeden Tag aufs Neue eine Erfahrung darstellt. Im Endeffekt wird der Sonnenaufgang auch kein zentraler Bestandteil der eigenen Identität sein. Eine perturbative Erfahrung, die ein Individuum zum selbstbezüglichen Reflektieren der Antizipationen »zwingt«, ist erst eine eigentliche Erfahrung im gadamerschen Kontext. „Erfahrung in diesem Sinne setzt ... notwendig mannigfaltige Enttäuschung von Erwartung voraus und nur dadurch wird Erfahrung erworben“ (Gadamer 1960, 338).

Baut ein Verständnis von Erfahrung nun auf diesen Theorien auf, ist Erfahrung notwendigerweise als ein lebenslanger Prozess des Erfahrens (vgl. Gadamer 1960, 338) zu interpretieren. Gadamer spricht in diesem Kontext von der „grundsätzliche[n] Offenheit der Erfahrung für neue Erfahrung – nicht nur in dem allgemeinen Sinne, daß Irrtümer zur Berichtigung kommen, sondern sie ist ihrem Wesen nach auf ständige Bestätigung angewiesen und wird daher notwendigerweise selbst eine andere, wenn die Bestätigung ausbleibt“ (Gadamer 1960, 334).

Erfahrung ist demnach für andere Erfahrung stets offen und kein festes, stabiles Gebilde, wie es auch unsere Identitäten nicht sein können (vgl. Keupp 2008). Wird Erfahrung in diesem Sinne unterbrochen, weil Antizipationen auf eine inkompatible Erfahrung treffen, so verändert sich die Erfahrung als gesamte.

Dadurch verändert sich auch das Individuum als Ganzes, worin Gadamer den „eigentümlichen produktiven Sinn“ (Gadamer 1960, 336) der Negation von Erfahrung sieht.

An dieser Stelle wird klarer, warum Gadamers Modus der Erfahrungsbildung als Grundbaustein eines narrativen Konzeptes herangezogen wird. Die Vorstellungen von Gadamer sind mit denen eines narrativen Ansatzes von Identitätsbildung auf höchst produktive Art und Weise kompatibel. Die Aktualisierung des Gesamtsystems durch negative Erfahrung entspricht in der Aktualisierung der Identität des Individuums. Hinweise auf ähnliche Gedanken wie denen des gadamerschen Erfahrungsmodus lassen sich auch bei Meuter auffinden. Dieser spricht von der „Fähigkeit von Sinnsystemen, in bestimmter Weise mit »Negationen« operieren zu können“ (Meuter 1995, 65). Narrative Identitäten müssen stets weiter erzählt und aktualisiert werden und eine „Aktualisierung bedeutet somit eine Negation – »dieses und nichts anderes«“ (Meuter 1995, 65; H.i.O.).

#### 4.2.3.2 Erfahrung als Baustein narrativer Identität

Es soll an dieser Stelle nicht angezweifelt werden, dass Erfahrung durchaus auf Erfahrung aufbauen kann. Das System kann Antizipationen auch bestätigen und sich über diese selbst fortschreiben. Dies ist aber nicht jener Begriff der Erfahrung »im eigentlichen Sinne«, der bei Gadamer im Zentrum steht, und auch nicht jener Begriff von Erfahrung, der im Fokus der folgenden Auseinandersetzung steht. Für die Abhandlung von Erfahrungspotential als basaler Baustein der Identitätsbildung ist die Art und Weise, wie Negation von Erfahrung verarbeitet und in die Identität integriert werden kann, von besonderer Bedeutung.

Allgemein könnte man mit Lucius-Hoene und Deppermann (2004a, 22) die „Überführung einer Ereignisabfolge in die Handlung einer Geschichte“ als fundamentalen Modus narrativer Verarbeitung verstehen. Wie bereits erwähnt wird in der vorliegenden Arbeit die Erfahrung als der zentrale Baustein dieses Prozesses verstanden. Erfahrung bildet die Basis eines narrativen Modus, der

Erfahrungen aus Episoden und Fragmente autopoietisch zu Identitäten verknüpft. Einem narrativen Verständnis nach passiert dies über Erzählungen und Geschichten. „Zentrum einer Geschichte ist ein Ereignis, welches den Wandel herbei führt und das Vorher in das Nachher überführt. Bei diesem Ereignis handelt es sich zumeist um etwas Unerwartetes oder Ungewöhnliches“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2004a, 22).

Diesem Verständnis nach geht der gadamersche Erfahrungsgedanke im narrativen Modus auf. Im Mittelpunkt einer Erzählung steht ein Ereignis des Unerwarteten, des Perturbativen. Diesem Ereignis entspringt eine fundamentale Erfahrung, die in die Identität aufgenommen werden kann und diese, in ihrer Gesamtheit, verändert und aktualisiert. Als Ausgangspunkt solcher unerwarteter Erfahrungen können mannigfaltige Ereignisse angenommen werden: „Entwicklungs- und Wandlungsphasen, Krisen und tiefgreifende Erlebnisse können dazu führen, dass wir unser narratives Repertoire überarbeiten oder gar in zentralen Teilen neu konstruieren“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2004a, 31).

An dieser Stelle wird ein weiterer Zusammenhang des gadamerschen Modus in Kombination mit der narrativen Identität sichtbar: Im »negativen Erfahrungsmodus« lassen sich bemerkenswerte Parallelen zu den Identitätsproblemen in der Gegenwartsgesellschaft erkennen. Diesen Schwierigkeiten wurde sich über ausgewählte AutorInnen im dritten Kapitel angenähert (vgl. Sennett 1998; Maalouf 2000; Jörissen/Zirfas 2007; Keupp 2008; u.v.m.).

Die Basisprämisse lautet, dass sich die gesellschaftlichen Voraussetzungen und Anforderungen dahingehend geändert haben, dass traditionelle Formen der Identitätsbildung zunehmend an Zugkraft verlieren. Enttraditionalisierung und Entstandardisierung halten in einer flexiblen und schnelllebigen Welt Einzug und der Mensch scheint mit Pluralisierung und Orientierungslosigkeit konfrontiert. Genau diese Mechanismen machen eine »kontinuierlich-stabile« Fortschreibung von Identitäten zunehmend schwieriger, ja nahezu unmöglich. Die zentrale Frage in diesem Zusammenhang ist jene, wie die konfuse Erfahrungen einer schnelllebigen Gegenwartsgesellschaft in eine Identität

aufgenommen werden können. Eine mögliche Antwort liegt in der Verknüpfung von Gadamer's Verständnis von Erfahrung und dem narrativen Ansatz.

Über den narrativen Modus können die perturbativen Erfahrungsfragmente zu sinnvollen Geschichten geformt werden und in die Identität aufgenommen werden. Das Individuum nimmt damit Bezug auf sich selbst, wenn Antizipationen verworfen werden müssen und das Individuum selbst sich verändern muss. Die diffuse Gegenwartsgesellschaft bietet gerade die Negation von Erfahrung im hohen Maße an, indem es sich als zunehmend schwieriger gestaltet, lebensweltliche Antizipationen zu halten. Der Erfahrungshorizont des Individuums ändert und erweitert sich in diesem Fall ebenso, wie sich die Identität des Individuums selbst um- und weitererzählt. Lucius-Hoene und Deppermann (2004a, 31) gehen ebenfalls von der Möglichkeit einer „Neuschreibung unserer Erfahrungsgeschichten“ unter perturbativen Umständen aus:

„Ebenso wie der Erzählprozess unerwartete Klärungen und Horizonterweiterungen mit sich bringen kann, kann er sich auch als widerständig erweisen. Er kann bisher kaum reflektierte Konflikte aufdecken, Verunsicherung und Ängste verursachen oder den Erzähler in Begründungsnotlagen bringen.“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2004a, 72)

Wie Lucius-Hoene und Deppermann richtig feststellen, ist ein Verständnis von Negation mit Konflikten und Schmerz verbunden. Lassen sich fundamentale Antizipationen nicht mehr halten und müssen inkompatible Erfahrungen miteinander in Verbindung gebracht werden, ist dies zumeist keine »angenehme« Erfahrung. Die Aufgabe von narrativen Strukturen und Erzählungen ist dann die Desillusionierung und die Lokalisierung solcher Konflikte. Demnach lässt sich folgendes feststellen: „Narrative solves no problems. It simply locates them in such a way as to make them comprehensible“ (Bruner 2001, 30).

Auch wenn über narrative Klärung nicht immer Lösungen von Konflikten erreicht werden können, ist es doch die eigentümliche Wirkung des narrativen Modus, die die Problemfelder verständlich und fassbar macht. Bruner (2001, 31; H.i.O.) bezeichnet diese konstruktiven Wendepunkte von Erfahrung und Narration als „»turning points«“. In diesen Wendepunkten sieht Bruner die Möglichkeit den

Horizont von Gewöhnlichem und Unerwartetem fassbar zu machen: „I see the construction of narrative »turning points« as a device further to distinguish what is ordinary and expectable ... from which is idiosyncratic” (Bruner 2001, 32; H.i.O.).

Der narrative Modus kann demnach auf besondere Weise die unerwarteten Erfahrungen und diffusen Fragmente markieren und in die eigene Identität integrieren. Dabei können auch die perturbativen Elemente mit Sinn verknüpft werden. Die Komplexität der Anforderungen der Gegenwartsgesellschaft spiegelt sich in der Komplexität des Modus der Erfahrung, über den eine Synthese innerhalb einer narrativen Identität gewährleistet werden kann. Erfahrung ist dabei der Baustein der Narration, genauso wie über Narrationen neue Erfahrungen gewonnen werden können:

„Zwischen unserem Bedürfnis nach sinnhafter Erfahrung und den Ereignissen, die uns widerfahren, besteht eine dialektische Beziehung: Bereits für die Herausbildung von Erfahrung können narrative Strukturen als grundlegende Organisationsform genutzt werden“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2004a, 22f).

Erfahrungen und Narrationen können somit als in einem wechselseitigen Verhältnis befindlich begriffen werden. Über die Beiträge Gadamer wurde skizziert, wie eine Identitätskonstruktion über Erfahrungsmomente denkbar ist. Innerhalb der Theorien zur Negation von Erfahrung verbirgt sich aber noch wesentlich mehr, als nur eine Möglichkeit die Grundbedingungen eines narrativen Ansatzes besonders deutlich sichtbar zu machen. Das folgende Kapitel soll darüber Aufschluss geben, inwiefern in Gadamer's Modus der Erfahrungsbildung, und damit auch im Konzept der narrativen Identität, Bildungsmomente lokalisiert werden können.

#### 4.2.3.3 Narrative Erfahrung als Bildungsmoment

Gadamer bringt sein Erfahrungskonzept, zumindest in einem Satz, in Verbindung mit Wissenserwerb: Erfahrung sei demnach „nicht einfach eine Täuschung, die durchschaut wird und insofern eine Berichtigung, sondern ein weitgreifendes Wissen, das erworben wird“ (Gadamer 1960, 336). Es ist nicht

weiter verwunderlich, dass der Modus der Erfahrung mit Kategorien wie »Wissenserwerb« in Verbindung gebracht wird. Erfahrung ist vermutlich das fundamentalste Produkt der Wahrnehmung, ohne das Entwicklung nur schwer denkbar ist.

Im Folgenden wird auf die Theorien Mitgutsch zurückgegriffen, um eine Vorstellung von Erfahrung als Bildungsmoment zu entwickeln. Mitgutsch kombiniert in seinen Arbeiten (2003, 2009) die Begriffe »Lernen« und »Negativität« zu einem theoretischen Konstrukt, das er über die Stationen Gadamer (1960) und Buck (1967/1989) aufbaut. Hierbei steht nicht der Wissenserwerb in Zentrum der Auseinandersetzung, sondern der Prozess des Lernens.

Mitgutsch geht in Anlehnung an Gadamer davon aus, dass sich Erfahrung durch ein besonderes Element, das der Negativität, auszeichnet. Erfahrung ist stets die Negation vorangegangener Erfahrung oder Antizipationen. Dadurch verändern sich der Erfahrungshorizont und der Wissenshorizont des Individuums (Mitgutsch 2003, 17ff).

An diese Gedanken anknüpfend greift Mitgutsch die Lerntheorien von Buck auf, in denen »Lernen« und »Erfahrung« in ein Kausalitätsverhältnis gesetzt werden. Erfahrung ist das Element, auf dem Lernprozesse aufbauen und der Lernprozess ist das logische Ergebnis einer Erfahrung. Gadamers Erfahrungsmodus als Negation bleibt auch in der Lerntheorie Bucks von Bedeutung, und der Prozess des Lernens wird als Negation zuvor gemachter Antizipationen definiert (Mitgutsch 2003, 24 ff).

„Lernen und Erfahrung sind wesentlich durch Negativität bestimmt, durch sie wird das »Dazulernen« gefördert und ein »Um-lernen« ermöglicht. Bei diesem »Um-lernen«, im Durchgang durch die Negativität der Erfahrung, kommt es nicht nur zu einem »Dazulernen«, sondern zu einem Wandel des Erfahrenden. Der Erfahrende wird sich seiner Erfahrung bewusst: Sein Wissen und er selbst ändern sich an der Erfahrung“ (Mitgutsch 2003, 27; H.i.O.).

In diesem Absatz aus Mitgutsch Arbeit wird deutlich, dass er »Dazulernen« als lernenden Aufbauprozess auf bestehendem Wissen versteht, wogegen »Um-

lernen« die Negation von Bestehendem im gadamerschen/buckschen Kontext meint. In diesem Prozess der Negation wird das Moment der Selbstbezüglichkeit bedeutend, wenn der Erfahrende seine eigenen Erfahrungen zu reflektieren vermag. Dabei verändern sich die Erfahrung, die Antizipationen und das Individuum selbst. Mitgutsch resümiert Bucks Lerntheorie der Negation folgendermaßen: „Der Erfahrungshorizont und das Wissen vollziehe einen Wandel, es komme zu einem »Sich-seiner-bewußt-Werden«. Aber nicht nur das Wissen vom Gegenstand und der Erfahrungshorizont ändern sich, sondern auch der Erfahrende wandelt sich durch die negative Erfahrung“ (Mitgutsch 2003, 37; H.i.O.).

Demnach kommt es im Um-Lernen zu einer Wandlung des Erfahrungshorizonts und des Individuums selbst. Über den Modus der negativen Erfahrung wird sich das erfahrende Individuum, nach Buck und Mitgutsch, seiner Selbst bewusst. Die Negation von Erfahrung nimmt über das eigentümliche Moment der Selbstbezüglichkeit enormen Einfluss auf das erfahrende Individuum. Dieses produktive Moment der Negation, welches Mitgutsch in einer jüngeren Arbeit als „Ent-Täuschung“ (2009, 1) bezeichnet, bedeutet das Aufheben der vorangegangenen Täuschung. Der Mensch wird demnach von seinen vergangenen Antizipationen »ent-täuscht« und offen für neue Erfahrung und Entwicklung. Dies hat, wie die vorliegende Arbeit aufzuzeigen versucht, weitreichende Folgen für den Menschen und seine Identität.

An dieser Stelle kann sich den Ausführungen Mitgutsch nur vollständig angeschlossen werden. Buck und Mitgutsch erkennen das allgegenwärtige und nach wie vor aktuelle Potential der Theoreme Gadamers und formen ihre Lerntheorien aus der produktiven Negation von Erfahrung. Der Prozess der selbstbezüglichen »Ent-Täuschung« wird in der vorliegenden Arbeit jedoch nicht »nur« als Initiator für Lernprozesse angesehen. An dieser Stelle soll ein Schritt nach vorne gemacht werden, oder vielmehr ein paar Schritte zurück, wenn Gadamers Modus der Erfahrungsbildung als ein essentielles »Moment der Bildung« angesehen wird. Es ist durchaus nicht anzuzweifeln, dass in der Negation von Antizipation ein Lernprozess identifiziert werden kann. Doch gerade die stetige Selbstreflexion, das selbstbezügliche Element der

Erfahrungsbildung und die Betroffenheit des ganzen Individuums von Veränderung lassen in der Negation ein Bildungsmoment vermuten.

Bildung als »Aktualisierung des Individuums und seiner Identität über Negation von Erfahrung« zu begreifen ähnelt einer Vorstellung eines »Verständnisses von Bildung durch/als Entfremdung« (vgl. Buck 1984). Hegel betont in einem solchen Verständnis „die Negativität als positive Voraussetzung der Bildung“ (Buck 1984, 178). Entfremdung und die Wiederkehr zum Selbst sind nach Hegel produktive Voraussetzungen von Bildungsprozessen (Buck 1984, 177ff).

Diese Annahmen lassen sich in die narrative Identitätstheorie übersetzen. Eine Perturbation des gesamten »Systems Individuum« kann es notwendig machen Antizipationen, bis dato gültige Erfahrungen und Identitätsstrukturen aufgeben zu müssen. Dieses schmerzliche Moment ist eines der Entfremdung und damit eines der Bildung. Das Individuum wird sich seines Selbst bewusst, wenn es seine Antizipationen umstrukturieren und aktualisieren muss. Das Individuum reflektiert sich selbst, es wird sich selbst zum Gegenstand der Betrachtung. In dieser zweifachen Bewusstseinsstruktur liegt der Bildungsgedanke begraben. Es kann demnach davon ausgegangen werden, dass „die Entfaltung des reflexiven Bewußtseins und die Differenzierung personaler Identität notwendig auf Kontrast und Verfremdungserlebnissen und nachfolgenden Korrekturen der psychosozialen »Vorstruktur« des Subjekts gründen“, wie schon Maurer (1981; zit. nach Krieger 1985, 275; H.i.O.) feststellt.

Ein Lernprozess nach Mitgutsch, der das Individuum in seiner Gesamtheit aktualisiert und verändert, kann also zwangsläufig nicht ohne ein rückbezügliches Bildungsmoment gedacht werden. In diesem Sinne werden die Theorien Mitgutsch lediglich um eine Metaebene erweitert, indem dem Lernkonzept der Bildungsgedanke als übergeordnetes Konstrukt vorangereicht wird. Das Moment der Negation von Erfahrung wird in der vorliegenden Arbeit darum als zentraler Bildungsgedanke verstanden, der aber aufgrund seines „eigentümlichen produktiven Sinn“ (Gadamer 1960, 336) mit eigenen

Schwierigkeiten verbunden ist. Im folgenden Unterkapitel wird diese Bildungsproblematik genauer untersucht.

#### 4.2.3.4 Negation Vermeiden: Sitzenbleiben in der Höhle

Besonders interessant scheint im Zusammenhang einer Vorstellung von Negation und Bildung, dass der Mensch im Allgemeinen dazu zu tendieren scheint, negative Erfahrungen zu vermeiden. Grundsätzlich ist es offenbar nicht im Interesse des Menschen, dass eigene Antizipationen widerlegt werden. Gewohnheit und Struktur gibt dem Menschen Sicherheit. Gesellschaft schafft Institutionen und Regeln, die zur Sicherheit beitragen. Es scheint das essentielle Bedürfnis des Menschen nach Sicherheit zu sein, das die produktive Negation nicht zulassen möchte. Diese Vorannahmen lassen sich besonders deutlich am Beispiel des platonischen Höhlengleichnisses veranschaulichen.

Es gilt sich eine Gruppe von Menschen vorzustellen, die in einer Höhle gefangen sind. Sie sind allesamt gefesselt und können sich nicht bewegen. Hinter ihnen werden Schatten von Menschen durch ein Feuer an die Wand projiziert. Da die Gefangenen nur diese Schatten wahrnehmen können, bilden die Schatten an der Höhlenwand für die Gefangenen die Realität ab. Würde sich nun einer der Gefangenen befreien können und sich umdrehen, könnte er vermutlich zuerst gar nichts sehen, weil seine Augen nicht an das Licht gewöhnt sind. Noch schmerzhafter wäre es, er würde die Höhle hinaufsteigen und das Sonnenlicht erblicken müssen. Allenfalls würde der Befreite bald merken, dass die Schatten nur eine Täuschung gewesen sind und würde dementsprechend verwirrt sein. Erst mit der Zeit könnte er die Wahrheit erkennen und seinen Mitgefangenen davon berichten. Diese würden ihn aber nur belächeln und sich nicht von der ihnen gewissen und sicheren Realität abwenden wollen (vgl. Dzierzbicka/Bakic/Horvath 2008, 32f).

Über das Höhlengleichnis, eine der ersten Metaphern über Bildung und Unbildung, kommt deutlich zum Ausdruck, dass Bildungsmomente mit schmerzhaften Erfahrungen verbunden sein können. Der Prozess der Entfremdung von alten Antizipationen und die Aktualisierung von

grundlegenden Erfahrungen kann demnach ein äußerst unangenehmer Prozess sein. Sich der alteingesessenen, dogmatischen Sicherheit des Truges hinzugeben, scheint wesentlich angenehmer und ungefährlicher. Erfahrung, Bildung und Entwicklung können folglich auch ein schmerzhafter Prozess sein, was vor allem im Kontext psychoanalytisch-pädagogischen Handelns und der Theoriebildung von großer Bedeutung sein muss.

Der Mensch scheint also ein basales Grundbedürfnis nach Sicherheit zu haben. Dieses Bedürfnis nach Sicherheit steht in direkten Zusammenhang mit dem Bedürfnis nach Identität (vgl. Fromm 1960). Stattet Identität das Individuum mit Gefühlen der Kohärenz und Kontinuität aus, wird damit auch ein bestimmtes Bedürfnis nach Sicherheit erfüllt. Es kann festgehalten werden, dass das Sicherheitsbedürfnis und die Perturbation von Erfahrung und Identität in einem schwierigen Verhältnis stehen. Auf der einen Seite scheint die Negation von Erfahrung nach Gadamer jenes Moment der Selbstbezüglichkeit zu erzeugen, dass für die Ausbildung von Identität eine enorme Rolle spielt. Auf der anderen Seite aber scheint der Mensch diese »schmerzliche« Erschütterung des Erfahrungshorizonts gar nicht verspüren zu wollen, da der Organismus stark auf Sicherheit bedacht zu sein scheint.

„Um zu Urteilen zu kommen, baut das Denken auf Urteilen auf. Die Verfügbarkeit bereits kontingenter Urteile bezeichnet die Sicherheit des Denkens, sie geben den »inneren Halt«, sie verpflichten aber auch das Denken auf eine »erste Hypothese«, die damit zum Vor-Urteil über den jeweiligen zur Debatte stehenden Gegenstand wird“ (Krieger 1985, 279; H.i.O.).

Identität gewährleistet Kohärenz für das Individuum, zuvor scheint aber ein perturbatives Element das Individuum vor eine Bildungsaufgabe zu stellen. Metaphorisch betrachtet »muss Rom scheinbar zuerst niedergebrannt werden, um wieder aufgebaut werden zu können«. Es handelt sich bei diesem Umstand aber um keinen Zufall, wie Gadamer feststellt: „Daß Erfahrung vorzüglich die schmerzliche und unangenehme Erfahrung ist, bedeutet nicht etwa eine besondere Schwarzfärberei, sondern läßt sich aus ihrem Wesen unmittelbar einsehen“ (Gadamer 1960, 338).

Nach Gadamer ist es die Bedingung der Erfahrung, dass sie mit Schmerz verbunden ist. Die dialektische Beziehung zwischen der negativen Erfahrung und dem Bedürfnis nach Sicherheit ist mit Ausdruck dafür, dass sich Identitätsbildung in der Gegenwartsgesellschaft mit mannigfaltigen Schwierigkeiten konfrontiert sieht. Die Fähigkeit zur Ausbildung einer kohärenten Struktur ausgehend von perturbativen Fragmenten ist aber, wie bereits aufgezeigt wurde, eine zentrale Qualität, die das Konzept der narrativen Identität auszeichnet. Laut Meuter (1995, 109ff) produzieren narrative Strukturen ihre eigene interne Sicherheit.

„Jede Struktur/Episode/Identität muß sich bei jeder neuen Aktualisierung auch neu bewähren, sie muß die Neuheit der Situation mit einarbeiten und entsprechend variabel sein. Absolut starre Strukturen (und Identitäten) wären wenig hilfreich, Prozesse in einer Umwelt mit ständig wechselnden Anforderungen zu organisieren“ (Meuter 1995, 119).

Eine dementsprechend starre und sichere Identität kann nach Meuter den wechselnden Anforderungen der Gegenwartsgesellschaft kaum standhalten. Identität, und damit narrative Identität, bedingt Aktualisierungen und Neuschreibungen – sie muss notwendigerweise über Kontingenz gedacht werden. Ein narrativer Ansatz ist demnach konnotiert mit einem Bildungsmoment, dem die Fähigkeit entspringt, Umbrüche zu ertragen und zu verarbeiten. Über Narration können diese Brüche und Lücken verbunden werden und als kohärente Strukturen verinnerlicht werden. „Daß diese Passungsaufgabe vom Subjekt Kompromisse abverlangt, Ambivalenz hinterlässt und schmerzvoll sein kann“, wie auch Keupp (u.a. 2008, 60) feststellt, wurde bereits diskutiert.

„Sowohl Stabilität als auch Veränderung bedeuten für das Individuum daher eine existenzielle Herausforderung und somit eine nicht zu hintergehende Problemstruktur. Ein Mensch sieht sich in gleichem Maß dazu gedrängt, an seinem Selbstbild festzuhalten, wie es immer zu revidieren“ (Klepacki 2010, 266).

Die Dialektik zwischen Erfahrungsbildung und dem Sicherheitsbedürfnis des Menschen ist demnach eine ubiquitäre Dynamik, die sich aus sich selbst heraus zu stellen scheint. Eben genau dieser Dynamik entspringt der »Bildungsmotor«, der die Identitätsbildung und –entwicklung des Individuums vorantreibt.

Klepacki beschreibt diesen inhärenten Bildungsprozess, in Anlehnung an Mollenhauer, auf ähnliche Weise.

„Die Tatsache, dass Menschen Probleme mit sich, sprich mit ihrer Identität, haben, ist dabei von entscheidender Wichtigkeit, da hier die Triebfelder derjenigen Selbsttätigkeit ihre Energie gewinnt, die für Mollenhauer überhaupt erst subjektive Bildungsprozesse in Gang setzt“ (Klepacki 2010, 272).

Der Diskurs über die Produktivität des Bildungselements der Negation von Erfahrung soll an dieser Stelle geschlossen werden und im nächsten Teilkapitel resümiert werden.

#### 4.2.3.5 Erfahrung – Identität – Bildung

Über Gadammers Modus der Erfahrungsbildung wurde sich einem Verständnis von Erfahrung durch Negation von Antizipation angenähert. Das produktive Moment dieser Erfahrungsform macht die Bedingungen der diffusen Gegenwartsgesellschaft im Fokus eines narrativen Ansatzes besonders deutlich sichtbar. Die Annahme eines »Erfahrungsmodus der Negation« korrespondiert mit der Vorstellung einer diffusen Globalgesellschaft, die Individuen stetig zur Neuinterpretation ihrer Identitäten zwingt. Die Erfahrung, und damit auch die Negation von Erfahrung, werden als essentieller Baustein von narrativen Identitäten angesehen und über Erzählungen und Geschichten in Sprache gehoben.

Über die Stationen Buck und Mitgutsch wurde der gadammersche Erfahrungsmodus mit einem Bildungsgedanken in Verbindung gebracht und narrative Identitätsbildung als eine Form von Bildungsprozess identifiziert. Die eigentümliche Dialektik zwischen Negation von Erfahrung und dem menschlichen Grundbedürfnis nach Sicherheit wurde aufgearbeitet und gerade in der narrativen Verarbeitung von Perturbationen ein produktives Moment der Bildung gefunden. „Dies bedeutet nicht, daß in einer Geschichte nichts Zufälliges oder Unvorhergesehenes eintreten darf. Im Gegenteil, gerade von dieser Spannung profitieren Geschichten und entfalten ihre eigentümliche Wirkung“ (Meuter 1995, 129).

Diese Wirkungen eines narrativen Modus können gewährleisten, trotz perturbativen Bedingungen eine durchhaltbare Erzählung zu einer Identität zu formen und dem Individuum die Erfahrung von Identitätsgefühl zugänglich machen. Mit welchen Rahmenbedingungen dieses Identitätsgefühl verbunden ist wird im folgenden Kapitel resümiert.

### **4.3 Identität – Was ist das und wofür brauche ich das?**

Die Frage, der dieses Kapitel nachgeht ist jene, nach den spezifischen Kennzeichen individuellen Identitätsgefühls. Worin zeichnet sich die besondere Struktur von Identitätsgefühl aus, in Anbetracht der Tatsache, dass Identität zu so einem zentralen und leitenden Begriff für das Individuum geworden ist? Es wurde mit Fromm (1960/2003) darauf hingewiesen, dass Identitätsgefühl, und damit die bewusste Wahrnehmung von eigener Identität, kein Zustand ist, auf den leichtfertig verzichtet werden kann. Die besondere Qualität der Identität und des Individuums, sich als einheitliches Wesen erfahren zu können, lässt sich zusammenfassend an drei zentralen Kategorien festmachen: »Kohärenz«, »Kontingenz« und »Kontinuität« scheinen in den unterschiedlichsten Identitätskonzepten als qualitative Kennzeichen von Identität auf.

Bei zahlreichen AutorInnen (Meuter 1995; Jacobson 1973; Hipp 2003; Lucius-Hoene/Deppermann 2004a; Keupp u.a. 2008; u.v.m.) lassen sich Hinweise auf diese Kategorien finden. Diese drei Begriffe scheinen das Gefühl von Identität in den unterschiedlichsten Ansätzen auszuzeichnen. Wie die vorliegende Arbeit aufzeigt, stellen diese drei Termini auch im das Konzept der narrativen Identität zentrale Kategorien dar. »Kohärenz«, »Kontingenz« und »Kontinuität« sind es, die Identitätsgefühl auszeichnen und das Leben und die Orientierung in einer Diffusen Gegenwartsgesellschaft ermöglichen.

Keupp spricht im Zusammenhang von Narration und den diffusen Gesellschaftsbedingungen von einem „Netz ... als ein Geflecht von bedeutsamen Geschichten ... über die sich Subjekte ihr Selbst- und Weltverhältnis konstruieren und das sie für sich zu einer persönlichen »Kohärenz« führen“ (Keupp, u.a. 2008, 56; H.d.V.). Man kann nach Keupp

folglich davon ausgehen, dass über den narrativen Modus die unterschiedlichsten Episoden der Wahrnehmung von Selbst und Welt als zusammenhängend erlebt werden können. Narrativ erzeugte Kohärenz gewährleistet, dass die Geschichten und Biographien unseres Selbst nachvollziehbar und zusammenhängend sind.

Auch wenn die gesellschaftlichen Bedingungen der Gegenwartsgesellschaft der Identitätsbildung nur mehr »Fragmente« zur Verfügung stellen, können diese über Narration verarbeitet, und als kohärent erlebt werden. Kohärenz kann über konstruktiv-kognitive Prozesse der Narration hergestellt werden, weshalb das postmoderne Subjekt nicht als »dezentriert« oder als im »sterben liegend« aufgefasst werden muss. Denn wie Kraus treffend feststellt, ergeben sich die postmodernen Subjektprobleme nicht aus dem schwierigen Kampf um Identität heraus, sondern aus der Nichtaufnahme dieses Kampfes: „Nicht der Kampf darum, unter postmodernen Bedingungen ein Selbst zu sein, ist psychotisch, sondern die Verweigerung, Nichtaufnahme dieses Kampfes. »Der Kampf mag schwieriger geworden sein, aber er ist unabdingbar«, um der Gefahr der Auflösung zu begegnen“ (Kraus 2000, 155f; H.i.O.).

Wird der Kampf um Identität allerdings aufgenommen und ausgetragen, kann das Individuum selbst zu einer kohärent empfundenen Biographie finden. Dabei stellt der narrative Modus, um der Metaphorik des Kampfes treu zu bleiben, die nötigen Waffen zur Verfügung. So können zusammenhängende und nachvollziehbare Geschichten entstehen. Individuen können diese Geschichten über Kohärenzstiftung narrativ mit ihren eigenen »roten Fäden« verbinden, wie Hipp feststellt:

„Eine Erzählung, die Identität und Bedeutung schaffen will, muß kohärent sein. D.h. die Geschehnisse müssen einen Zusammenhang aufweisen. Dadurch wird die Erzählung ein thematisches Ganzes und es wird plausibel, was, wann, warum geschah. Inkohärenz von Erzählungen bedeutet Angst und Unsicherheit. Gerade in Zeiten existentieller Verunsicherung, sind Erzählungen die uns mit einem roten Faden versorgen von grosser Bedeutung“ (Hipp 2003, 7).

Hipp geht davon aus, dass es eine Notwendigkeit der identitätsrelevanten Erzählungen ist, dass sie interne Kohärenz entwickeln müssen. Diese bietet

Schutz vor Diffusion in Zeiten der Orientierungslosigkeit, indem die Narrationen miteinander verbunden werden und ein kohärentes Ganzes ergeben. Von einem solchen Szenario der Orientierungslosigkeit geht auch Straub aus.

„Mag sich dieses Subjekt im Lichte reflektierter und narrativ integrierter Kontingenzerfahrungen auch als »dezentriertes Subjekt« auffassen, als Subjekt zumal, das nicht Herr über seine Erfahrungsmöglichkeiten ist, so kann es sich auf der Grundlage seines narrativ konstituierten Kontinuitätsbewußtseins doch als »ein und dasselbe« verstehen, das sich in der Zeit und über die Zeit reflexiv kontinuieriert“ (Straub 1996, 24; H.i.O.).

Straub drückt die besondere Qualität erlebter Identität über die Begriffe »Kontingenzerfahrung« und »Kontinuitätsbewusstsein« aus. Kontingenz ist ein weitläufiger Begriff unter dem die allgemeine Offenheit von zukünftigen Geschehnissen und der menschlichen Erfahrung, aber auch die Verbundenheit zweier Erfahrungen, zu verstehen ist.

„Kontingent ist etwas, was weder notwendig ist, noch unmöglich ist; was also so, wie es ist (war, sein wird), sein kann, aber auch anders möglich ist. Der Begriff bezeichnet mithin Gegebenes (zu Erfahrendes, Erwartetes, Gedachtes, Phantasiertes) im Hinblick auf mögliches Anderssein“ (Luhmann 1984, 152).

Kontinuität meint in diesem Zusammenhang den fließenden Übergang in der Entwicklung der Erfahrungsbildung und der Identität. Dieser kontinuierliche »Fluss« wird im Idealfall nicht durch Brüche perturbiert oder unterbrochen.

Der narrative Modus der Identitätsbildung zeichnet sich dadurch aus, auch die perturbativen Anforderungen der Gegenwartsgesellschaft verarbeiten zu können. Auch wenn das Individuum nach Straub (1996, 24) nicht „Herr über seine Erfahrungsmöglichkeiten ist“, so kann es doch Verbindungen zwischen solchen einzelnen Erfahrungen herstellen und diese für künftige Erfahrungen offen halten. In der diffusen Gegenwart werden Brüche passieren. Über den narrativen Modus können aber Brüche und unerwartete Ereignisse im Identitätserleben verarbeitet werden, und als kontinuierliche Erfahrung ins Selbst integriert werden. Über diese Möglichkeiten kann sich das Individuum auch unter schwierigen Bedingungen als kontinuierliche und kontingente »Einheit« erfahren. Lucius-Hoene und Deppermann beschreiben narrative Kontinuität wie folgend:

„Erzählen kann also als Mittel fungieren, die Kontinuität der Selbsterfahrung über die biographische Veränderungen hinweg herzustellen und aufrechtzuerhalten, an die gegenwärtigen Relevanzen anzupassen und die Zukunft zu ermöglichen, indem es die Veränderungen im Zeitfluss sinnhaft gestaltet“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2004a, 56).

Kontinuität kann über biographische Erzählungen hergestellt werden, und die Besonderheit des narrativen Modus, mit perturbativen Erfahrungen umzugehen, wurde als dritte Grundbedingung narrativer Identitäten bereits ausführlich diskutiert. Die Erzählungen, die eine narrative Identität formen, müssen in diesem Kontext, wie bereits erwähnt, für Aktualisierungen und neue Erfahrungen offen bleiben.

„Der Erzählprozess, in dem sich ein Individuum definiert, endet nicht solange es lebt. Aufgrund neuer Situationen und um neuen Erfahrungen Raum zu schaffen, muß der Erzählprozess offengehalten werden. Zudem muß immer wieder von neuem erzählt werden, um die Erzählungen mit anderen Erzählungen abzustimmen und neue Auffassungen und Erfahrungen verarbeiten zu können“ (Hipp 2003, 8).

In der Bedingung, dass der Erzählprozess stets offen gehalten werden muss, spiegelt sich eine der bedeutenden Stärken eines narrativen Ansatzes wieder, der sich von einem Verständnis »stabiler Identitäten« verabschiedet: Unerwartete Ereignisse können in die Identität aufgenommen werden. „Im Erzählen können diese Erfahrungen [Perturbationen, Problemlagen, etc.; Anm.d.V.] auf der Ebene der biographischen Sinnstiftung und Identitätsherstellung so konstruiert werden, dass sie für die Betroffenen weniger belastend sind, verständlich werden, selbstwerterhaltend wirken, Kontinuität herstellen und Zukunftsperspektiven eröffnen“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2004a, 74). Folgt man diesen zentralen Annahmen von Lucius-Hoene und Deppermann liegt der Gedanke nahe, dass die mannigfaltigen Formen der Psychoanalyse und Psychotherapie vom Verständnis eines narrativen Ansatzes profitieren könnten. Dieser kurze Hinweis auf die Möglichkeiten des narrativen Modus bezüglich der Aufarbeitung der eigenen Biographie soll aber an dieser Stelle genügen.

Um die Überlegungen zu der Qualität eines narrativ hergestellten Identitätserleben abzuschließen, soll Meuter noch einmal zu Wort kommen, der die besondere Qualität des narrativen Ansatzes schlussendlich unterstreicht:

„Ein besonders erfolgreiches Modell von personaler Identität, welches sich in unserer sozialen Umwelt – also unter den Bedingungen einer funktional ausdifferenzierten Gesellschaft – ausgebildet hat, besteht, wie gezeigt, darin, die eigene Identität in der narrativen Einheit einer individuellen und unverwechselbaren Lebensgeschichte zu sehen“ (Meuter 1995, 232).

Wie die vorliegende Arbeit versucht hat aufzuzeigen, scheint über den narrativen Modus der Identitätsbildung und im Speziellen über dessen Grundbedingungen, die Möglichkeit der Verwirklichung von Kohärenz, Kontingenz und Kontinuität besonders fruchtbar. Kohärenz, Kontingenz und Kontinuität stehen dabei in Dienste des Individuums und nicht im Dienste der Identität. Über Identitätsbildung werden diese Kategorien erst im individuellen Identitätsgefühl reflexiv erfahrbar.

Mit diesen Erkenntnissen wird die Analyse der grundlegenden Bedingungen des narrativen Modus der Identitätsbildung geschlossen. Im nachfolgenden Kapitel werden die pädagogischen Überlegungen, die die vorliegende Arbeit begleitet haben, reflektiert und an entscheidenden Stellen ergänzt.

## 5. Pädagogische Relevanz

„Identität ist in der Moderne kein Geschenk, sondern eine Aufgabe. Und die andauernde Debatte im Alltag und den Wissenschaften zeigt, dass diese Aufgabe nicht leicht zu bewältigen ist, denn Identität muss immer noch aufgebaut, festgestellt, bewahrt, aufrechterhalten oder verteidigt werden“ (Zirfas 2010, 15).

In den letzten Jahren ist der Begriff »Identität«, wie Zirfas (2010, 10) feststellt, wieder in aller Munde. Vor dem Horizont einer globalen Gegenwartsgesellschaft muss sich Identitätsarbeit besonderen Herausforderungen stellen, neue Wege beschreiten und alternative Konzepte entwickeln. Zirfas spricht in diesem Kontext auch die lebenslange Entwicklungsaufgabe von Identität an. Identitätsbildung als fortwährenden Entwicklungsprozess der Kontingenz zu betrachten impliziert eine Vorstellung, die stark mit Bildungsgedanken verknüpft ist. Neben dem Bildungsgedanken stechen heute aber vor allem Subjektkritik und Verortungsprobleme von Identitätskonzepten ins Auge. Unterschiedlichste Identitätskonzepte lassen sich in den diversen Fachdisziplinen lokalisieren. Poststrukturalistische Kritik erteilt »Identität« eine Absage, während von postmoderner Kritik sogar der »Tod des Subjekts« proklamiert wird (vgl. Koller 2001).

Es fällt darum nicht leicht, den Identitätsbegriff theoretisch relevant innerhalb der Erziehungswissenschaft zu verorten, vor allem, wenn man sich die unterschiedlichen Identitätskonzepte und deren Kritik vor Augen führt. Dies wird auch nicht durch den Umstand vereinfacht, dass die Pädagogik kein eigenes Identitätskonzept entwickelt hat. Das Fehlen eines eigenen pädagogischen Identitätsbegriffs stellt auch Schweitzer (1985, 104) fest, und doch wird Identität eine zentrale Stellung in bildungstheoretischen Denken eingeräumt: „»Identität« gilt als Leitbegriff pädagogischer Theoriebildung, und entsprechend wird Erziehung als Identitätsbildung bestimmt. Dabei steht »Identität« für das mündige Subjekt, das sich insbesondere durch die Fähigkeit zur Selbstreflexion auszeichnet“ (Schweitzer 1985, 20f, H.i.O.).

Schweitzer (1985, 20f) bezieht sich hier kritisch auf Autoren wie Mollenhauer (u.v.m.) die den Begriff in die pädagogische Theoriebildung eingeführt haben.

Wie die vorliegende Arbeit aufgezeigt hat, sieht sich der Mensch in der Gegenwartsgesellschaft mit Anforderungen und Problemstellungen konfrontiert, die ein solches Subjektverständnis in pädagogischer Einbettung zumindest »problematisch« machen. Schweitzer (1985, 104) erkennt, „daß an der Gleichsetzung von Erziehung und Identitätsbildung nicht festgehalten werden kann. Erforderlich ist“ laut Schweitzer „vielmehr eine »Präzisierung« der Bedingungen, unter denen »Identität« zum Problem wird“.

Mögliche Bedingungen, die die Identitätsbildung erschweren, wurden in dieser Arbeit geschildert (Kapitel 3) und ihrerseits mit den Bedingungen des narrativen Modus in Verbindung gebracht. Diesem wird, bezüglich den Anforderungen der Gesellschaft, die Möglichkeit zugesprochen, Problemstellungen konstruktiv verarbeiten zu können. Tatsächlich muss ein Verständnis von Identität immer Hand in Hand mit einem Verständnis dieser Problemstellungen gehen: „Der Identitätsbegriff bezeichnet Probleme und Schwierigkeiten, die sich in der modernen Gesellschaft insbesondere mit der adoleszenten Entwicklung verbinden“ (Schweitzer 1985, 110).

Diese Problemfelder sind mit Gegenstand pädagogischer Überlegungen, ebenso wie die Entwicklung des jungen Erwachsenen. Zahlreiche AutorInnen (Erikson 1973; Jacobson 1973) messen der Phase der Adoleszenz besondere Bedeutung in der Entwicklung von Identität zu. Gerade in dieser Phase aber können gesellschaftliche Problemstellungen an das junge Individuum besondere Ausprägung annehmen (vgl. Sennett 1998).

Anhand der gesammelten Thesen der Diplomarbeit kann festgehalten werden, dass in Anbetracht dieses mannigfaltigen Konfliktfeldes dennoch nicht auf Identitätsbildung verzichtet werden kann. Eben so wenig wie der Mensch dem Identitätserleben einfach entsagen kann (vgl. Fromm 1960/2003), kann die Pädagogik dem Identitätsbegriff eine Absage erteilen. Schweitzer (1985, 110; H.i.O.) kommt zu dem Schluss, „»daß die Pädagogik ebenso wenig auf den Identitätsbegriff verzichten kann wie es ihr zugleich unmöglich ist, sich bei ihrer Theoriebildung von diesem Begriff leiten zu lassen«“.

Die Frage, die nun – nach wie vor – im Raum steht, ist, wie sich Identität innerhalb der Pädagogik verorten lässt: Wie korrespondieren Identität und Entwicklung mit Bildung? Welchen Teil zur Identitätsbildung kann die Erziehung beitragen?

### **5.1 Identität(s)Bildung**

Hinweise betreffend möglicher Antworten auf die zuvor gestellten Fragen können bei Jörissen und Zirfas gefunden werden: „Identität und Bildung sind ... keine Alternativen, sondern sich wechselseitig erhellende Konzeptionen“ (Jörissen/Zirfas 2007, 84).

Identität und Bildung stehen laut Jörissen und Zirfas in enger Wechselwirkung und stellen weder Alternativen dar, noch können die Begriffe gänzlich getrennt voneinander verstanden werden. Gezielt weisen die beiden Autoren in ihren »Phänomenologien der Identität« (2007) darauf hin, dass Identität und Bildung nicht teleologisch verknüpft sind, sondern dass Identität als Voraussetzung zu verstehen ist, während sich die beiden Konzepte wechselseitig beeinflussen.

„Identität ist nicht das Ziel von Bildung, nicht nur, weil sie einen immer wieder neu zu leistenden Entwurf der Selbstbestimmung darstellt, sondern auch, weil Identität auf der einmaligen Lebens- und Bildungsgeschichte des einzelnen beruht; diese ist pädagogisch nicht inszenierbar, sondern bildet den Hintergrund und die Voraussetzung für pädagogisches Handeln“ (Jörissen/Zirfas 2007, 82).

In der vorliegenden Arbeit wird Identität als Voraussetzung für Bildungsprozesse, nicht als deren Endziel verstanden. Wird Identitätsbildung als lebenslang zu leistender Entwicklungsprozess interpretiert, kann der Identitätsbegriff nicht mit einem Ziel in Verbindung gebracht werden. Identität ist kein teleologisch ausgerichtetes Konzept, das erreicht beziehungsweise beendet werden kann. Bildung wird hierbei als ein selbstreflexives Konzept ins Spiel gebracht, das, über die Interpretation von Gadammers Theorien zur Erfahrung, als ein »selbstbezügliches« Moment zu verstehen ist. Vor diesem Hintergrund zeichnet sich ein Verhältnis von Bildung und Identität ab, das nicht ohne dieses selbstbezügliche Moment zu denken ist. Selbstbezug benötigt ein

»Gefühl« von Identität, mithilfe dessen das eigene Verhältnis zu Identität immer wieder neu formiert und ausgehandelt werden muss.

Ein solches Verständnis führt allerdings zu neuen Fragestellungen. Das Verhältnis, in das sich die drei Begriffe »Bildung«, »Identität« und »Erfahrung« einbetten, ist ein schwieriges, aber ein durchaus nachvollziehbares. Wie im vierten Kapitel bereits ausführlich veranschaulicht wurde, wird in der Negation von Erfahrung ein zentrales Moment von Bildung gesehen. Dieses Element der Negation erzeugt Selbstbezüglichkeit. Indem die Antizipationen des Individuums erschüttert werden, tritt es notwendigerweise in selbstreflexive Prozesse: Das Individuum wird sich seiner Erfahrung bewusst. Eben aus dieser besonderen Form der Erfahrung, die als basaler Baustein der Identität angenommen wird, können Fragmente und Episoden zur Identitätsbildung gewonnen werden. Ein Verständnis von Identitätsbildung in einer solch voraussetzungsvollen Weise impliziert Identität als eine Bedingung von Bildungsprozessen und versteht Bildungsprozesse gleichzeitig als aktive Identitätskonstruktion. Dabei ist aber weder »Bildung« »Identität« noch ist »Identität« »Erziehung« oder »an-erziehbar«, zumindest nicht im normativen Sinne.

„Die gelegentlich zu bemerkende individualistische Zuspitzung des Identitätsbegriffs in Bildungsprozessen unterschlägt die gesellschaftliche und soziale Bedeutung von Identität, d.h. die mit ihr verbundenen (emotionalen) Zugehörigkeiten und Bindungsqualitäten. Identität wird so als Voraussetzung, nicht als Ergebnis von Bildungsprozessen betrachtet – wie etwa bei Erikson, für den Bindungen erst dann sinnvoll praktiziert werden können, wenn das Stadium der Identität erreicht bzw. die Identitätskrise überwunden wurde“ (Jörissen/Zirfas 2007, 83f).

Auch wenn Eriksons Verständnis vom mehr oder weniger erreichten Identitätsstadium in der Adoleszenz nicht mehr geteilt werden kann, gehen die angestellten Gedanken zum Verhältnis von Bildung und Identität doch in ihren Grundzügen auf diese Überlegungen zurück. Ein Gefühl von Selbst muss vorhanden sein, um selbstbezüglich und selbstreflexiv agieren zu können und sich selbst in der Welt zu verorten. Identität ist aber nicht schlicht das Ergebnis von Bildungs- und Entwicklungsprozessen, und findet auch nicht im Zuge der Adoleszenz ihre Endgestalt. An dieser Stelle müssen, um das Verhältnis von

Bildung und Identität aufarbeiten zu können, die Globalisierungs- und Temporalisierungsprozesse mitgedacht werden. Dieses Verständnis muss ein essentielles Kriterium und eine Mitbedingung in einem gegenwärtigen bildungswissenschaftlichen Identitätsverständnis darstellen.

„Bildung kann in diesem Kontext als grundlegende Strategie für das Leben im Wandel beschrieben werden. Auch das Verständnis des Identitätsprozesses weist in Richtung ständiger Veränderung. Das Ziel ist nicht mehr am Ende der Adoleszenz ein bestimmtes Plateau einer gesicherten Identität zu erreichen“ (Egger/Schabler 2009, 38).

Ziel ist es, sich den erschwerten Anforderungen der Gegenwartsgesellschaft auf Dauer stellen zu können. Die in der vorliegenden Arbeit vorgestellten Theorien zu Identität und Bildung zeichnen sich durch ein Verständnis von »Kontingenz in der Entwicklung« aus. Das Individuum hat trotz aller gesellschaftlichen Einschränkungen bedeutende Freiheiten – die eigene Entwicklung ist nie abgeschlossen und könnte stets eine unerwartete Wendung nehmen. Eine »Neuinterpretation« von Bildungsprozessen über kontingente Erfahrungspotentiale eröffnet eine Vorstellung davon, dass die Welt für das Individuum an und in ihrer Bedeutung wächst. Es ist die lebenslange Aufgabe des Individuums das voraussetzungsvolle Verhältnis, in das Identität und Bildung eingebettet sind, aufrecht zu erhalten.

### *5.1.1 Bildung als Identitätsproblem – Identität als Bildungsproblem*

Bildung von Identität bleibt in der globalen Gegenwartsgesellschaft der Transformationsprozesse und Temporalisierung der Biographien eine Aufgabe die sich auf Dauer stellt und mit spezifischen Schwierigkeiten verbunden ist. Klepacki (2010, 272) stellt fest, dass man „aus einer pädagogischen Perspektive heraus keinesfalls auf eine Fokussierung problematischer Selbstverhältnisse verzichten kann“. Gerade die Stolpersteine, die postmoderne Identitätskritik sichtbar macht, zu untersuchen und auf die spezifischen Konnotationen für Erziehung und Bildung aufmerksam zu machen, stellt sich als zentrale pädagogische Aufgabenstellung heraus. Nach Klepacki (2010, 266) „könnte man sagen, dass sich Identität hier als subjektive Problemstruktur zu einer bildungstheoretischen relevanten Dimension entwickelt“. Wie aber kann nun pädagogisches Handeln aussehen?

„Es wäre jedoch unrealistisch anzunehmen, dass ein singuläres pädagogisches Programm in der Lage wäre, die geschilderten Einflüsse, die die Identitätsproblematik zur »Dauerkrise« (DöbertNunner-Winkler) der menschlichen Person werden lassen, aufzufangen. Vielmehr schien es unter den sozialisatorischen Rahmenbedingungen der westlichen Zivilisation am Beginn des einundzwanzigsten Jahrhunderts geboten, das identitätstheoretische Konzept weiterzuentwickeln“ (Meyer 2007, 188; H.i.O.).

Dieser Versuch wurde in der vorliegenden Arbeit anhand des Konzeptes der narrativen Identität unternommen. Die unterschiedlichen Identitätskonzepte (Kapitel 2) wurden vorgestellt, um die Entwicklung identitätstheoretischen Denkens abrissartig nachzuvollziehen und gezielt in Richtung des narrativen Diskurses zuzuspitzen. Aus den diversen Konzeptionen lassen sich wie aus einem Mosaik zentrale Bausteine im narrativen Ansatz wieder finden. Der Exkurs (Kapitel 3), der die Überlegungen um Identität an den Horizont von Globalisierung und gegenwärtigen Problemstellungen der Identitätsbildung geführt hat, wurde unternommen, um die ubiquitären Schwierigkeiten, die auch historisch mit dem Identitätsbegriff verbunden sind, zu vergegenwärtigen. Diese Überlegungen haben alle Identitätsfragen, und dies gilt auch für narrative Identität, stets zu begleiten, wie Breinbauer 1987 treffend feststellt.

„Den Pädagogen hat die Rede von der Identität, ihrer Bildung oder Gefährdung zu kümmern, wenn bzw. insofern damit – explizit oder implizit – Offerte für die Selbstausslegung des Menschen (heute) im Horizont seiner Bildung, Wesensbestimmung des Menschen, gemacht werden“ (Breinbauer 1987, 226).

Gleichzeitig warnt Breinbauer (1987, 226f) aber auch davor, Begriffe und wissenschaftliche Thesen unterschiedlicher Strömungen vorschnell zu übernehmen oder sich unreflektiert mit diesen auseinanderzusetzen.

In der vorliegenden Arbeit wurde darum eine genaue Untersuchung des Identitätsbegriffs angestellt. Diese Untersuchung baute sich über die Entstehung von ersten Identitätsgefühlen in der frühen Kindheit, den Identifizierungen mit Anderen, bis hin zur adoleszenten Wende aus, die den Menschen zu zunehmender Autonomie führt. Über sozialwissenschaftliche Zugänge wurde Identität in ein Verhältnis zwischen Mensch und Welt sowie zwischen persönlicher und sozialer Ebene eingebettet, und die Sprache wurde

als kommunikativer Akt in dieses Spannungsverhältnis eingebracht. Identität wurde über Keupps (u.a. 2008) Theorien als konstruktivistisches Modell verstanden, das über Erzählungen generiert wird (vgl. Kraus 2000). Dies geschieht vor dem Horizont einer schnelllebigen, dynamischen Gesellschaft der Veränderung. Nur über die gründliche Reflexion der verschiedenen Zugänge und deren einzelne Problemstellungen, sowie über die eigenen internen Schwierigkeiten der jeweiligen Identitätskonzepte, lässt sich ein neues Identitätskonzept, wie das des narrativen Selbst, innerhalb der Wissenschaftslandschaft verorten.

Ziel der Arbeit ist es nicht, ein gänzlich neues Identitätskonzept zu entwerfen, dies wäre vermessen, jedoch ist es durchaus die Absicht, das Konzept der narrativen Identität in die pädagogischen Diskurse einzuführen und an zentrale Stelle zu ergänzen. Dieses Konzept scheint die nötigen Voraussetzungen für »gelungene Identitätsarbeit« in der Gegenwartsgesellschaft erfüllen zu können. Es ist spätestens seit dem Poststrukturalismus ein breiter Diskurs vorhanden, indem Identitäts- und Selbstkonzepte einer grundlegenden Kritik unterzogen werden (vgl. Heinrichs 1999). Dieser Kritik wird sich auch der hier nachgezeichnete Ansatz von Identitätsbildung stellen müssen, jedoch scheint er dafür besser gewappnet zu sein als traditionelle und normative Identitätskonzepte. Es sei an dieser Stelle angemerkt, dass das Konzept der narrativen Identität durchaus eine zentrale Stellung innerhalb pädagogischer Theoriebildung einzunehmen vermag. Neue Wege der Erkenntnisgenerierung rund um ein modernes zukunftsorientiertes Konzept von Identität und Selbstverständnis aufzubauen, scheint an dieser Stelle die angemessene Antwort auf die Anforderungen einer diffusen Zeit zu sein.

## **5.2 Von pädagogischer Machbarkeit**

Die vorliegende Diplomarbeit ist als Grundlagenforschung zu interpretieren. Der Untersuchungsgegenstand der »narrativen Identität« wurde auf seine Grundbedingungen hin ausgeleuchtet und hat mannigfaltige pädagogisch relevante Bezugspunkte aufgezeigt. Als erster und unverzichtbarer Schritt zu Überlegungen pädagogischer Machbarkeit muss die Grundlegung eines

fundierten Menschenbildes vorgenommen werden. Konstruktive pädagogische Überlegungen zu Identitätstheorien müssen von einem Menschenbild begleitet werden, das sich weitestgehend von Vorstellungen dezentrierter, machtloser und zerrissener Subjekte entfernt. Die Annahme von Individuen, die ihre Identität narrativ in Konstruktionsprozessen herstellen, erfordert Perspektiven eines „authentischen, sich selbstbestimmenden Individuums ... das sich durch die Entscheidung, die Verantwortung für die eigene Existenz bzw. das eigene Leben zu übernehmen, zu dem macht, was es ist“ (Meuter 1995, 196).

Die Grundlegung eines Menschenbildes mündiger Subjekte ist eine nicht zu hintergehende Voraussetzung pädagogischer Überlegungen zu narrativer Identität. Laut Klepacki (2010, 259) sollte nach „Anspruch der sog. Kritischen Erziehungswissenschaft ... Pädagogik so konstruiert werden, dass die Bildung mündiger und kritisch-emanzipierter Subjekte realisiert werden konnte“.

Dieser Forderung Klepackis kann an dieser Stelle nur beigepflichtet werden. Dem Individuum muss zumindest ein geringes Maß an Autonomie und Verantwortung zugesprochen werden, um pädagogische Überlegungen zu einem Modus der Identitätskonstruktion zu ermöglichen. Ein Individuum, dem diese Möglichkeiten abgesprochen werden, kann seine Identität nicht über kognitive Konstruktionsprozesse gestalten. Nur an diese Vorbedingung können pädagogische Überlegungen zu narrativer Identität anschließen.

»Identität« an sich scheint sich der Pädagogik zu entziehen. Personale Identität ist nicht anziehbar oder inszenierbar (vgl. Krieger 1985; Schweitzer 1985). Es kann demnach nicht Ziel der Pädagogik sein, zu versuchen, Identitäten anzuerziehen – wie dies beispielsweise im nationalsozialistischen Deutschland versucht wurde. Hier stößt die Pädagogik an ihre Grenzen. Diese Grenze muss aber nicht für die identitätskonstituierenden, narrativen Elemente Geltung haben. Die reflexiven Bedingungen von Narration können Gegenstand pädagogischer Bemühungen werden. Lucius-Hoene (2000, 3) spricht in diesem Zusammenhang von einer „narrative[n] Ressource ... als Potential für den Erzähler, seine aktuell erforderliche Identitätsarbeit zu leisten“.

Angelehnt an Lucius-Hoene ist es durchaus denkbar, die Fähigkeit des Individuums zu unterstützen, sich selbst zu erzählen. Inwiefern diese »narrativen Ressourcen« über linguistische und erzähltechnische Hilfestellungen (etc.) pädagogisch gefördert werden können, kann an dieser Stelle noch nicht eingeschätzt werden. Vielmehr soll diesbezüglich eine Passage von Egger/Schabler (2009, 38) verfolgt und entscheidend ergänzt werden: „Bildung, die sich mit dem Thema der Orientierung auseinandersetzt, ist stets mit den Veränderungen der Lebenswelt konfrontiert. Es gilt, Verbindungen herzustellen und Raum zur Auseinandersetzung bereitzustellen“.

Die Verbindungen von denen hier die Rede ist, können über Narration hergestellt werden. Das Verbinden von Episoden und Fragmenten zu durchhaltbaren Erzählungen stiftet Orientierung in einer konfusen Welt. Der Raum der Auseinandersetzung für Narration, und damit eine mögliche Hilfestellung zur Entwicklung narrativer Ressourcen, bleiben Fragen der Pädagogik. Es soll an dieser Stelle auf den bereits erläuterten Terminus des »Identitätsthemas« (vgl. Krieger 1985; Akthar 1992) zurückgegriffen werden. Ein bestimmtes Identitätsthema zum Mittelpunkt narrativer Auseinandersetzung zu machen ist eine realisierbare Aufgabe pädagogischen Handelns. PädagogInnen können sich als Partner narrativer Kommunikation zur Verfügung stellen und gezielt Kommunikationsraum anbieten, indem bestimmte, pädagogisch relevante Identitätsthemen narrativ verhandelt werden können.

Diese Möglichkeit der »Ko-Narration« ist vorerst nicht im therapeutischen Sinne zu verstehen, sondern als Möglichkeit zur Interpretation von Selbst und Welt, sowie als Gelegenheit, diese narrativ zu testen. In einem weiterführenden Schritt kann es in diesem Kommunikationsraum durchaus zu einer narrativen „Neuschreibung unserer Erfahrungsgeschichten“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2004a, 31) kommen. Die eigene Biographie kann über Narrationsprozesse aufgearbeitet, verstanden und reflektiert werden. Lucius-Hoene und Deppermann sehen in der Psychotherapie eine Möglichkeit, beunruhigende Erlebnisse narrativ aufzuarbeiten. In diesem Sinne ist ein Verständnis von der narrativen Konstruktion von Identitäten auch für die psychoanalytische Pädagogik von Interesse, nämlich dort, wo im therapeutischen Gespräch das

Selbst über Narration »in Wirklichkeit gehoben wird«. „Zumal dort, wo heute personale Kontinuität in der Erziehung nicht mehr gewährleistet ist, scheint es unerlässlich, den subjektiven Welt- und Selbstbegriff des Edukanten im Gespräch soweit als möglich einzuholen, um seinen »Standort« zu rekonstruieren“ (Krieger 1985, 289; H.i.O.).

Wie bereits zuvor expliziert beinhaltet der gadamersche Erfahrungsmodus über die Negation von Antizipationen eine Erfahrungskomponente, die als schmerzvoll oder beunruhigend erfahren werden kann. Doch genau in diesem schmerzlichen Moment liegen der Bildungsgedanke und das identitätskonstituierende Element der vorliegenden Arbeit. Im Widerlegen und Verwerfen von Antizipationen und im Aktualisieren dieser durch neue Erfahrung, sieht Krieger eine Aufgabe der Pädagogik. Krieger (1985, 279; H.i.O.) spricht in dieser Hinsicht davon, „das Denken »auf den Weg [zu] schicken«“.

Demnach kann es eine Aufgabe pädagogischer Bemühungen sein, das Individuum im Prozess der Negation zu unterstützen, aber auch gezielt Negation anzubieten. Zentral ist in diesem Setting das Anbieten eines »sicheren« Raumes, eines »intermediären Raumes« (vg. Winnicott 1973), indem die negative Erfahrung verarbeitet und reflektiert werden kann.

„In dieser Hinsicht ist der Mut zur Aufgabe also auch stets der Mut zur Widerlegung eines Standpunkts, Bereitschaft zur Erprobung, eine Haltung, die nur denkbar ist im Vertrauen darauf, daß der Verlust einer Sicherheit durch den Gewinn einer neuen ausgeglichen wird. Ein solches Vertrauen gründet auf Erfahrungen, die zu ermöglichen, Aufgabe der Erziehung ist“ (Krieger 1985, 196).

Die Ermöglichung gadamerscher Erfahrung und das Offenhalten der Lücke zwischen Sicherheitsbedürfnis und Negation sind, dem Verständnis der vorliegenden Arbeit nach, die zentralen Aufgaben der Pädagogik. In diesem Sinn kann gezielte pädagogische Haltung und Handlung „die Vorbereitung eines autonom integrativen Umgangs mit der eigenen Identität, die als »Selbstverwirklichung« gedacht werden kann“ unterstützen (Krieger 1985, 280). Über die Dynamik zwischen personaler und sozialer Ebene von Identität wurde aufgezeigt, dass narrative Identitäten vom sozialen Gegenüber aufgearbeitet und akzeptiert werden müssen. In eben dieser Voraussetzung findet man

zugleich pädagogische Möglichkeiten eingebettet. PädagogInnen können sich im »sicheren Raum der narrativen Auseinandersetzung« als Ko-Konstrukteure der Identität anbieten. Über Ko-Narration kann pädagogisch geleitete Reflexion und Unterstützung der narrativen Ressourcen die Identitätsbildung an entscheidender Stelle fördern.

Von diesen Annahmen ausgehend können weiterführende pädagogische Überlegungen zu den Möglichkeiten der narrativen Orientierung in einer diffusen Welt angestellt werden.

Meuter (1995, 266) sieht in der Narration die „Möglichkeit einer teleologischen Richtung“. Dieses mögliche Ziel der Narrationen bezieht sich nicht auf ein Endziel im Sinne einer fertigen Identität, sondern vielmehr auf ein Ziel, das einer narrativen Episode inhärent ist. Demnach können narrative Episoden ihre ProtagonistInnen gezielt in eine Richtung führen und deren Entwicklungsschritte sichtbar machen. Über narrative Verknüpfungen wären somit auch Entwicklungen hin zu pädagogischen Zielen denkbar. Meuter geht hier von der Vorstellung aus, dass narrative Elemente einer Biographie moralische Inhalte transportieren können (Meuter 1995, 265). Als Medium moralischer Inhalte wird in diversen Kulturkreisen beispielsweise die Literaturgattung der Märchen herangezogen.

Eine Untersuchung inhärenter Zielsetzungen in narrativen Episoden könnte Aufschluss darüber geben, welche Möglichkeiten pädagogischen Handelns dem narrativen Konzept innewohnen. An diesem Punkt enden die weiterführenden pädagogischen Überlegungen zum narrativen Konzept der Identität. Was vor allem zum Ausdruck gebracht werden sollte ist, dass über den narrativen Ansatz eine Fülle von pädagogischen Möglichkeiten sichtbar gemacht werden können. Die Untersuchung dieses Potentials unter erziehungswissenschaftlicher Perspektive kann demnach ein wertvolles Unternehmen für zukünftige Forschung darstellen.

## 6. Conclusio

„Kann man darauf verzichten, sich zu erzählen,  
Selbsterzählungen über sich zu generieren?  
Ich meine: nein.“ (Kraus 1999, [13])

Die vorliegende Diplomarbeit hat versucht aufzuzeigen, welche mannigfaltige Bedeutung dem Konzept der narrativen Identität angesichts rezenter gesellschaftlicher Veränderungsprozesse zukommt. Über die Analyse der Bedingungen narrativer Identität wurden Konfliktfelder aufgezeigt, Lösungsstrategien angeboten und Bildungsmomente sichtbar gemacht.

Die erste Annäherung an das Konzept der narrativen Identität passierte über die Klärung des Identitätsbegriffs. Inhaltlich speist sich der Modus der narrativen Identität aus einer Reihe von Konzepten zentraler VordenkerInnen. Zur genaueren Untersuchung wurde der Identitätsdiskurs in zwei zentrale Stränge unterteilt, in einen psychoanalytischen und in einen geistes- und sozialwissenschaftlichen. In beiden dieser Stränge finden sich zahlreiche Gemeinsamkeiten sowie Hinweise auf den narrativen Modus.

Innerhalb der Identitätstheorien der Psychoanalyse findet besonders die Entwicklung von Identifizierungsmechanismen in der Phase des Kleinkindalters bis hin zur Adoleszenz starke Betonung. Über die Arbeiten von Erikson, Jacobson und Kernberg wurden diese »Identifizierungen« genauer untersucht. Die Identifizierungen mit anderen Individuen werden im Laufe der Entwicklung immer ausgereifter und ermöglichen so die Unterscheidung zwischen Selbst und Objektwelt. Aus Eriksons psychosozialen Identitätskonzept wurde im Besonderen der Gedanke der Identitätsbildung als »lebenslanger Prozess« herausgearbeitet.

Für Erikson und Jacobson endet die Brauchbarkeit von Mechanismen wie dem der Identifizierung in der freudschen Phase der Adoleszenz, in der das Individuum zunehmend an Autonomie gewinnt. Aber auch während und nach der Adoleszenz findet Identitätsbildung statt – Identität muss behauptet und

weiterentwickelt werden. Die Identitätstheorien, die unter dem Kapitel sozial- und geisteswissenschaftlicher Identitätsdiskurs subsumiert wurden, sind dahingehend allgemeiner gehalten, als sie sich nicht auf explizite Entwicklungsstufen oder ein spezifisches Alter beziehen. Darum werden sie für die Entwicklung eines konstruktiv-narrativen Modells besonders bedeutsam, von dem im kleinkindlichen, nonverbalen Alter noch nicht die Rede sein kann.

Über Meads sozialisationstheoretisches Model wurde Identität als ein gesellschaftlicher Entwicklungsprozess definiert, indem dem Konzept der Sprache in Interaktion mit Anderen und dem Konzept der Erfahrung besondere Bedeutung zukommt. Bei Goffmans Identitätskonzept war der Fokus auf die soziale und personale Ebene der Identität gerichtet. Diese beiden Instanzen werden von der Ich-Identität vereint, womit die Brücke zu Krappmanns Konzept der »balancierenden Identität« geschlagen wurde. Die Ich-Identität hat hier eine fundamentale Integrationsleistung zwischen sozialer und personaler Identität zu leisten, in einem dynamischen, in die Zukunft gerichteten Prozess.

Die Vorstellung Identität sei ein fester, innerer Kern kann nicht mehr gehalten werden und Identität muss folglich als ein unabschließbarer Prozess der Kontingenz verstanden werden. Diese Feststellung gilt auch für Habermas Identitätskonzept, indem Identität über die Kontinuität der Lebensgeschichte gebildet wird, die über Kommunikation mit sich selbst und Anderen sprachlich synthetisiert wird. Der Modus der Sprache, der schon bei Mead eine Rolle gespielt hat, und die Bedeutung der Lebensgeschichte werden in diesem Kontext bedeutsam für die Identitätsbildung und führen zu einer Vorstellung von aktiver Identitätskonstruktion.

Über die Theorien Keupps wurde Identität als aktiver Konstruktionsprozess beschrieben, in dem Individuen sich selbst in der Welt verorten. An diese Gedanken schließt das Konzept der narrativen Identität an. Identität wurde als narrativer Konstruktionsprozess identifiziert, indem sich Individuen über Erzählungen selbst in der Welt verorten. Durch das Medium der »Sprache« werden einzelne Episoden narrativ mit Bedeutung verknüpft und in Geschichten

verpackt. Über diese Geschichten und Erzählungen entsteht im sozialen Austausch Identität.

In einem Exkurs wurden über die Arbeiten von Sennett (1998), Maalouf (2000), Jörissen/Zirfas (2007) (etc.) gesellschaftliche Veränderungsprozesse sichtbar gemacht, durch die traditionelle Bezugspunkte der Identitätsbildung zunehmend verschwimmen. Identitätsbildung wird dahingehend schwieriger, dass die Gegenwartsgesellschaft, die durch Schnellebigkeit, Globalisierung und Entstandardisierung gekennzeichnet ist, nur mehr im geringen Maße Anhaltspunkte für kohärente Identitätsbildung zur Verfügung stellt. Diese Orientierungslosigkeit, mit der das spätmoderne Individuum konfrontiert ist, hat die Überlegungen in Richtung eines narrativen Ansatzes gelenkt. Da auf Identität nicht verzichtet werden kann (vgl. Fromm 1960), gilt es neue theoretische Wege zu beschreiten und den narrativen Modus einer genauen Untersuchung zu unterziehen. Über diese Untersuchung der Grundbedingungen narrativer Identität können nicht nur die spezifischen Problemfelder der Gegenwartsgesellschaft aufgezeigt werden, sondern auch die Stärken des narrativen Modus diesen entgegenzuwirken.

Die notwendigen Grundbedingungen narrativer Identität wurden über die Ansätze der narrativen Psychologie (Kraus 2000; Hipp 2003) thematisiert, nach denen die gesamte Welt narrativ zugänglich gemacht werden kann. Mit Meuter (1995, 284) kann in diesem Zusammenhang festhalten werden, dass sich über Geschichten „direkt und problemlos an unser lebensweltliches Handeln anschließen läßt“.

Das Individuum hat über Narration die Möglichkeit, frühere Versionen des Selbst zu reflektieren und zu ihnen Stellung zu beziehen. Über diese Perspektive kann das Individuum seine Erfahrungen bewerten und findet Gelegenheit zur Organisation der eigenen Lebenswelt. „Der Zusammenhang eines Lebens muß“, so Meuter (1995, 245), „als ein narrativer Zusammenhang verstanden werden. Die Einheit eines menschlichen Lebens entspricht in ihren Strukturen bzw. Organisationsprinzipien der Einheit einer erzählten oder erzählbaren Geschichte“. Der narrative Modus stellt demnach eine Möglichkeit

zur Organisation der lebensweltlichen Bezüge dar. Über Geschichten und Erzählungen werden das Leben und die eigene Biographie als kohärente Entwicklung nachvollziehbar. Identität wird eigens erzählt, konstruiert und produziert.

Die Produktion und Variation von Identität verläuft über einen Prozess, der nach Meuter (1995) als »Autopoiesis« bezeichnet werden kann. Unter autopoietischen Prozessen ist zu verstehen, dass Individuen ihre Identitäten selbsttätig hervorbringen. Gleichsam stellt dieses Konstruktionsverständnis die erste zentrale Grundbedingung eines narrativen Identitätskonzeptes dar. Über konstruktivistische Prozesse ist das Selbst eigens dafür verantwortlich, kontinuierlich an der eigenen Identität zu arbeiten. Das Individuum ist Autor und Erzähler der eigenen Biographie und verknüpft einzelne Geschichten und Erzählungen zu einer kontinuierlichen Identität.

Die zweite zentrale Grundbedingung eines narrativen Konzeptes wurde als die »Verbindung von Episoden und Fragmenten« zu Identitäten identifiziert. Über narrative Prozesse können zwischen einzelnen Sinneinheiten Brücken hergestellt werden, die eine kontinuierliche Entwicklung gewährleisten. Die Verbindung von Episoden und Fragmenten ermöglicht es, Identitätseinheiten, die an unterschiedlichen Orten und Zeiten lokalisiert sind, in eine sinnhafte Ordnung zu bringen und mit Bedeutung zu versehen. Narrative Identität „vereinigt in sich Brüche, Instabilitäten und auch Widersprüche“ (Meuter 1995, 249f), indem einzelne Elemente narrativ aufgearbeitet und mit Sinn verknüpft werden. Einzelne Erzählungen und Geschichten werden über Konstruktionsprozesse zu einer zusammenhängenden Lebensgeschichte verwoben. Über diese narrativen Verbindungen kann kohärente Identitätsbildung ermöglicht werden.

Das Basiselement narrativer Identitäten und die dritte Grundbedingung stellt die »Erfahrung« dar. Über Gadammers Modus der Erfahrungsbildung (1960) wurde eine Vorstellung von Erfahrung expliziert, die sich über die Negation vorangegangener Erfahrung auszeichnet. Diese Negation von Antizipationen hat einen „eigentümlichen produktiven Sinn“ (Gadamer 1960, 336), nämlich das

Individuum als Gesamtheit über ein selbstbezügliches Moment zu aktualisieren. Bestätigen sich fundamentale Antizipationen nicht und eine Erfahrung ist mit den zuvor gemachten Erfahrungen inkompatibel, wird sich das Individuum seiner Erfahrung bewusst. Das Individuum muss sich dann – notwendigerweise – in seiner Gesamtheit aktualisieren, wenn die vergangenen Erfahrungen reflexiv in Frage gestellt werden müssen. In diesem komplexen Verhältnis wurde das Moment der Identitätsbildung eingebettet.

Über Erzählungen kann das Individuum somit auch perturbative Ereignisse thematisieren. Diesen Ereignissen kann eine fundamentale Erfahrung zugrunde liegen, die es in die Identität zu integrieren gilt. Ist die Erfahrung unerwartet und schmerzhaft – eben eine Negation von Antizipation, muss das Individuum sich und seine Identität in ihrer Gesamtheit verändern und aktualisieren. Das erfahrende Individuum wird sich seines Selbst bewusst, wenn die vorangegangenen Antizipationen aktualisiert oder umstrukturiert werden müssen. Im selbstbezüglichen Moment der Reflexion wird das Individuum selbst zum Gegenstand der Erfahrung. In dieser zweifachen Bewusstseinsstruktur wurde das zentrale Bildungsmoment narrativer Identität identifiziert.

Dieser »Identitäts-Bildungs-Prozess« ist als lebenslanger Prozess des Weitererzählens und Umerzählens zu verstehen und die Struktur der Erfahrungsbildung macht das Individuum und seine Identität anschlussfähig für neue, kontingente Erfahrungen. In diesem Sinne ist narrative Identitätsarbeit als eine allgegenwärtige voraussetzungsvolle Aufgabe des Individuums zu verstehen, denn narrative Identitäten müssen „permanent neu produziert, aufrechterhalten und variiert werden“ (Meuter 1995, 248).

Das Moment des »Selbstbezuges« ist für die drei identifizierten Bedingungen narrativer Identitäten eine notwendige Voraussetzung. Narrative Identität entsteht nur, wenn das Individuum in selbstbezügliche Interaktion mit der Umwelt tritt. Das selbstschöpferische Moment der »Autopoiesis«, über das sich das Individuum selbsttätig erzählt, ist als selbstbezüglicher Konstruktionsprozess zu verstehen. Episoden und Fragmente können ebenso

nur Bestandteil der Identität werden, wenn sie den nötigen Selbstbezug aufweisen. Steht ein Erlebnis nicht in Bezug zum Selbst, erfüllt es nicht die Bedingungen narrativ in die Identität verflochten werden zu können und als Erfahrungspotential dienen zu können. Der Modus der Erfahrung, der für das narrative Konzept konstitutiv ist, kann ebenfalls nur über ein Moment des Selbstbezuges zugänglich gemacht werden (vgl. Gadamer 1960). In diesem Sinne können die Grundbedingungen, sowie die narrativen Identitäten selbst, als selbstbezügliche Interaktion zwischen Welt und Selbst verstanden werden. Das Medium der Sprache ist es, das die Brücken zwischen diesen beiden Instanzen herstellt.

Anhand der Untersuchungen der notwendigen Grundbedingung des narrativen Konzeptes wurde deutlich, dass narrative Identitäten als Antwort auf die diffusen Veränderungsprozesse der Gegenwartsgesellschaft interpretiert werden können. Das Wegfallen gesellschaftlicher Anhaltspunkte der Identitätsbildung kann dadurch kompensiert werden, dass das Individuum über erzählerische Prozesse selbstschöpferisch Identität und Kohärenz herstellt. Diesem Verständnis nach treten Konstruktionsprozesse des Selbst an die Stelle traditioneller Identitäten. Widersprüchliche Lebenswelt, Fragmentierungen und Umbruchserfahrungen sind für die Gegenwartsgesellschaft ebenso kennzeichnend wie ständige Veränderung und Orientierungslosigkeit der Subjekte (vgl. Sennett 1998; Jörissen/Zirfas 2007). An diese Anforderungen der Gegenwartsgesellschaft kann sich der narrative Modus, über die Verbindung von Episoden und Fragmenten zu durchhaltbaren Erzählungen anpassen.

Auch wenn die Gegenwartsgesellschaft nur mehr in fragmentierter Weise Anhaltspunkte für kohärente Identitätsbildung zur Verfügung stellt, können diese narrativ aufgearbeitet und mit Bedeutung verknüpft werden. Dem skizzierten Bild der Gegenwartsgesellschaft entspricht die Vorstellung, dass Individuen ihre Identität an zentraler Stelle aktualisieren und neu aushandeln müssen. Durch Erzählprozesse können auch diffuse Erfahrungsfragmente zu sinnvollen Geschichten geformt werden und somit kontinuierlich in die eigene Identität gespeist werden. Über die Bedingungen des gadamerschen Erfahrungsmodus (Gadamer 1960) wurde expliziert, dass die ständige

Aktualisierung der Identität durch neue Erfahrung eine Grundbedingung narrativer Identitätsentwicklung darstellt. Das Individuum nimmt in diesem Prozess Bezug auf sich selbst, wenn es zuvor gemachte Antizipationen verwerfen, und die eigene Identität weiter- beziehungsweise umerzählen muss. Die Offenheit der menschlichen Identität für neue Erfahrung ermöglicht kontingente Identitätsbildung im Sinne eines lebenslangen Prozesses.

An den zentralen Kennzeichen von Identität, die bei zahlreichen AutorInnen aufgefunden wurden (Jacobson 1973; Meuter 1995; Straub 1996; Hipp 2003; Lucius-Hoene/Deppermann 2004a; Keupp, u.a. 2008; u.v.m.), kann auch beim narrativen Ansatz festgehalten werden. »Kohärenz«, »Kontingenz« und »Kontinuität« können über narrative Identitätsbildung auch in der diffusen Gegenwartsgesellschaft hergestellt und aufrecht gehalten werden.

Im narrativen Modus der Identitätsbildung wurde demnach ein fruchtbares Konzept gefunden, das die Möglichkeit beinhaltet, den perturbativen Anforderungen der Gegenwartsgesellschaft entgegenzuwirken. Damit ist eine Grundlage für anschließende pädagogische Auseinandersetzung geschaffen.

## **6.1 Ausblick**

Die vorliegende Arbeit versteht sich selbst als Grundlagenforschung, auf der weiterführende pädagogische Untersuchungen aufbauen können/sollen. Eine erste bildungstheoretische Bedeutung wurde über die Einbettung von Gadammers Erfahrungsmodus in das narrative Konzept identifiziert. Narrative Identitätsbildung steht in engem Zusammenhang und in einem wechselseitigen Verhältnis zu Bildungsprozessen. Pädagogische Überlegungen wurden aber auch dahingehend angestellt, als durch die Unterstützung „narrativer Ressource[n]“ (Lucius-Hoene 2000, 3) oder das Angebot eines »intermediären Raumes« zur narrativen Auseinandersetzung pädagogische Handlungsmöglichkeiten der Ko-Narration aufgezeigt wurden.

Dem pädagogischen Angebot von Entwicklungs- und Entfaltungsraum für narrative Auseinandersetzung kommt in diesem Kontext mehrfache Bedeutung

zu. Die Möglichkeit sich in einem solchen Raum zu erproben und die pädagogische Anleitung und Hilfestellung zur Entwicklung der eigenen »narrativen Ressourcen«, kann die Bildung einer kohärenten Identität an entscheidender Stelle unterstützen. Ebenso kann der »narrative Raum« als Entwicklungs- und Zugriffsportal auf Identität für psychoanalytisch-pädagogische oder therapeutische Settings von Bedeutung sein (im Sinne von »Übergangsräumen«). In diesem Kontext könnte das pädagogische Raumangebot auch für die Verarbeitung von »negativer Erfahrung« genutzt werden.

Das Individuum gezielt bei der Verarbeitung von Negationen zu unterstützen, oder pädagogisch reflektierte Negation von Erfahrung anzubieten, wurde als zentrale pädagogische Aufgabe identifiziert. Innerhalb dieses »intermediären Raumes« können Identitätskonstruktion, Entwicklungsschritte und Bildungsprozesse sichtbar und thematisiert werden. Zukünftige Forschung auf diesem Gebiet kann über die Bedeutung und die Möglichkeiten eines pädagogisch angebotenen »narrativen Raumes« Aufschluss geben.

Die Untersuchung der Bedeutung der Kultur für narrative Identität konnte in der vorliegenden Arbeit nicht mehr berücksichtigt werden. Die eigene Kultur scheint aber von fundamentaler Bedeutung für die Entwicklung narrativer Identitäten zu sein. Lucius-Hoene/Deppermann (2004a, 42) stellen in diesem Zusammenhang fest, dass wie „alle sprachlichen Leistungen ... auch unsere narrative Kompetenz sozialisatorisch vermittelt und kulturell geprägt“ ist.

Erzählungen und Geschichten sind kulturell geprägt und speisen sich aus unserem kulturellen Background. Aber auch die Sprache als identitätskonstituierendes Element bleibt von der kulturellen Komponente abhängig. „Die umgebende Kultur liefert die Sprache, die Symbole, mit denen sich Individuen ein Bild von der Wirklichkeit machen“ (Hipp 2003, 4). Es ist davon auszugehen, dass die Bedeutung der Erzählung in der jeweiligen Kultur und die kulturellen Hintergründe bedeutsamen Einfluss auf die Entwicklung narrativer Identitäten nehmen.

„Mit den narrativen Formen und Deutungsmustern einer Kultur werden auch ihre Versionen von Normen und Moral, von gutem und schlechtem Handeln, von lebenswerten Vorstellungen und Zielen mit ihren Mitteln der Erreichbarkeit, ihren Kosten und Risiken transportiert“ (Lucius-Hoene/Deppermann 2004a, 43).

»Man könnte fast meinen, hier wäre von Erziehung die Rede«. Über die kulturelle Komponente von Erzählungen können eine Vielzahl von Inhalten und Werten in narrativen Identitäten transportiert werden – eine interessante Grundlage für zukünftige pädagogische Analysen.

Neben der kulturellen Bedeutung für Narrationen stellt auch das »narrative Telos« eine interessante Basis für weitere Untersuchungen dar. Es ist hier vom Gedanken die Rede, dass eine narrative Episode mit einem inhärenten Ziel verbunden sein kann. Diese narrativen Ziele, über die individuelle Entwicklung und Identitätsbildung sichtbar werden, könnten pädagogisch genutzt werden.

Diese Vorstellung steht in Zusammenhang mit der Zeitebene von narrativen Episoden. Selbiges gilt für die »Zweizeitigkeit der Erfahrung«, die im Laufe der Entwicklung immer wieder zu Neuinterpretationen führen kann. Die zeitliche Gerichtetheit von narrativen Identitäten, sowie die Fusion von vergangenem, gegenwärtigem und zukünftigem Ich auf einer Zeitachse, können Untersuchungsgegenstände zukünftiger pädagogischer Auseinandersetzungen darstellen.

Die Grundlage solcher pädagogischer Untersuchungen zum Identitätsbegriff kann nur über die Fundierung eines Menschenbildes und die theoretische Verortung von Identitätstheorie innerhalb der Pädagogik sichergestellt werden. Ein Menschenbild von autonomen, selbstverantwortlichen Subjekten stellt eine notwendige Vorbedingung einer narrativen Theorie von Identitätsbildung dar. Um selbstschöpferische Identitätskonstruktion zu ermöglichen, muss das Individuum notwendigerweise mit autonomen Kräften ausgestattet sein, und zu selbstverantwortlichem Handeln in der Lage sein können. Es fällt allerdings auch mit einem fundierten Menschenbild nicht leicht, den Identitätsbegriff theoretisch relevant innerhalb der Erziehungswissenschaft zu verorten. Die

Pädagogik hat kein eigenes Identitätskonzept entwickelt, sondern bedient sich in ihrer Theoriebildung unterschiedlichster nachbardisziplinärer Konzepte.

Die bildungswissenschaftliche Zuwendung zum Konfliktfeld Identität ist in der Gegenwartsgesellschaft allerdings unabdingbar geworden. Bildung und der Identitätsbegriff können heute nicht als Alternativen betrachtet werden, sondern müssen als „sich wechselseitig erhellende Konzeptionen“ (Jörissen/Zirfas 2007, 84) verstanden werden. Identität ermöglicht es, sich den erschwerten Anforderungen der Gegenwartsgesellschaft auf Dauer stellen zu können. Aufgabe des Individuums ist es, das voraussetzungsvolle Verhältnis von Identität und Bildung über die gesamte Lebensspanne hinweg aufrecht zu erhalten.

Neue Wege der Erkenntnisgenerierung rund um ein modernes, zukunftsorientiertes Konzept von Identität und Selbstverständnis zu entwickeln, scheint an dieser Stelle die angemessene Antwort auf die Anforderungen einer diffusen Zeit zu sein. Es ist die Aufgabe der Pädagogik, die Fragestellungen um das Verhältnis und die Verortung von Identität und Bildung in der unübersichtlichen Gegenwart aufzubereiten. Identität bleibt dabei immer ein fließender Prozess – eine lebenslange Entwicklung – eine Bildungsaufgabe.

Als letzte Worte dieser Arbeit soll ein Textausschnitt von Breinbauer entlehnt werden, der die Ergebnisse abschließend abrundet, relativiert und verortet.

„In einer Zeit, die dessen gewahr wird, daß keine Antwort undogmatisch die letzte und endgültige zu sein beanspruchen kann, steht die Pädagogik in der Pflicht, die Frage des Menschen nach sich selbst und dem Sinn seines In-der-Welt-Seins als »Frage« offen zu halten. Mehr kann sie nicht leisten, weniger darf sie nicht leisten“  
(Breinbauer 1987, 231; H.i.O.).

## Literaturverzeichnis

- Akhtar, S. (1992): Broken Structures. Severe Personality Disorders and Their Treatment. Jason Aronson Inc.: Northvale u.a.
- Breinbauer, I. M. (1987): Identität – Ziel von Bildung? In: Breinbauer, I. M./Langer, M. (Hrsg.): Gefährdung der Bildung. Gefährdung des Menschen. Perspektiven verantworteter Pädagogik. Festschrift für Marian Heitger zum 60. Geburtstag. Böhlau Verlag: Wien (u.a.), S.225-232
- Brockmeier, J./Carbaugh, D. (Hrsg.) (2001): Narrative and Identity. Studies in Autobiography. Self and Culture. John Benjamins B.V.: Amsterdam, Philadelphia
- Brockmeier, J./Harré R. (2001): Narrative. Problems and promises of an alternative paradigm. In: Brockmeier, J./Carbaugh, D. (Hrsg.): Narrative and Identity. Studies in Autobiography, Self and Culture. John Benjamins B.V.: Amsterdam, Philadelphia, 39-58
- Bruner, J. (2001): Self-making and world-making. In: Brockmeier, J./Carbaugh, D. (Hrsg.): Narrative and Identity. Studies in Autobiography, Self and Culture. John Benjamins B.V.: Amsterdam, Philadelphia, 25-37
- Buck, G. (1967): Lernen und Erfahrung – Epagogik: Zum Begriff der didaktischen Induktion. Wiss.Buchgess.: Darmstadt, 1989, 3. Aufl.
- Buck, G. (1984): Rückwege aus der Entfremdung. Studien zur Entwicklung der deutschen humanistischen Bildungsphilosophie. Schöningh: Paderborn
- De Fina, A. (2003): Identity in Narrative. A Study of Immigrant Discourse. John Benjamins B.V.: Amsterdam, Philadelphia
- Dörpinghaus, A./Poenitsch, A./Wigger, L. (2006): Einführung in die Theorie der Bildung. WBG: Darmstadt, Reihe: Grundwissen Erziehungswissenschaft
- Dzierzbicka, A./Bakic, J./Horvath, W. (Hrsg.) (2008): In bester Gesellschaft. Einführung in philosophische Klassiker der Pädagogik von Diogenes bis Baudrillard. Löcker Verlag: Wien
- Egger, S./Schaber, M. (2009): Bildung – Orientierung – Gestaltung. In: Schröttner, B./Hofer, C. (Hrsg.): Education – Identity – Globalization. Bildung – Identität – Globalisierung. Grazer Universitätsverlag: Graz, 31-41
- Eickelpasch, R./Rademacher, C. (2004): Identität. Transcript: Bielefeld

- Engel, M. P. (2008): Der Bildungsbegriff in der Psychoanalytischen Pädagogik: Eine paradigmatische Untersuchung der Begriffe von „Bildung“ anhand von ausgewählten psychoanalytisch-pädagogischen Texten. Diplomica Verlag: Hamburg
- Erikson, E. H. (1973): Identität und Lebenszyklus: Drei Aufsätze. Suhrkamp: Frankfurt am Main, 2000, 18.Aufl.
- Erikson, E. H. (1975): Dimensionen einer neuen Identität. Suhrkamp: Frankfurt am Main
- Freud, S. (1923): Das Ich und das Es. Internat. Psychoanalyt. Verlag: Leipzig, Wien, Zürich
- Fromm, E. (1960): Wege aus einer kranken Gesellschaft. Eine Sozialpsychologische Untersuchung. Deutscher Taschenbuch Verlag: München, 2003
- Gadamer, H. G. (1960): Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. J.C.B. Mohr: Tübingen
- Geulen, D. (2010): Jürgen Habermas: Identität, Kommunikation und Moral. In: Jörissen, B./Zirfas, J. (Hrsg.): Schlüsselwerke der Identitätsforschung. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden, 161-177
- Gödde, G. (2010): Sigmund Freuds Strukturmodell in „Das Ich und das Es“ und seine Bedeutung in historischen und aktuellen Diskursen. In: Jörissen, B./Zirfas, J. (Hrsg.): Schlüsselwerke der Identitätsforschung. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden, 19-36
- Goffman, E. (1977): Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Suhrkamp Verlag: Frankfurt am Main, 2. Aufl.
- Habermas, J. (1973): Erkenntnis und Interesse. Suhrkamp Verlag: Frankfurt am Main
- Hardy, B. (1968): Towards a Poetics of Fiction: An Approach through Narrative. Novel, 2, 5-14
- Hartmann, H. P./Milch, W. E./Kutter, P. (u.a.) (1998): Das Selbst im Lebenszyklus. Suhrkamp: Frankfurt am Main
- Heinrichs, G. (1999): Identität und Geschlecht. Bildung als diskursive Praxis der Geschlechterformierung. In: Behm, B. (u.a.) (Hrsg.): Das Geschlecht der Bildung – Die Bildung der Geschlechter. Leske u. Budrich: Opladen, 219-237

- Hipp, J. (2003): Die narrative Denkrichtung in der Beratung. In: Profile – Internationale Zeitschrift für Veränderung, Lernen, Dialog. Jahrgang 06-2003. URL: [http://www.systemische-professionalitaet.de/isbweb/index.php?option=com\\_isbsearch&Itemid=9999999&searchword=hipp+narrative&submit=Suchen&searchphrase=all&searchsection=all&catid=&ordering=category](http://www.systemische-professionalitaet.de/isbweb/index.php?option=com_isbsearch&Itemid=9999999&searchword=hipp+narrative&submit=Suchen&searchphrase=all&searchsection=all&catid=&ordering=category) (Download: 23.11.2011, 12:41)
- Jacobson, E. (1973): Das Selbst und die Welt der Objekte. Suhrkamp Verlag: Frankfurt am Main
- Jörissen, B./Zirfas, J. (2007): Phänomenologien der Identität. Human-, sozial- und kulturwissenschaftliche Analysen. VS-Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden
- Jörissen, B./Zirfas, J. (2010) (Hrsg.): Schlüsselwerke der Identitätsforschung. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden
- Jörissen, B. (2010): George Herbert Mead: Geist, Identität und Gesellschaft aus der Perspektive des Sozialbehaviorismus. In: Jörissen, B./Zirfas, J. (Hrsg.): Schlüsselwerke der Identitätsforschung. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden, 87-108
- Kerby, A. (1991): 'He says... so I said': Verb tense alternation and narrative depictions of authority in American English. *Linguistics*, 25(1), 33-52
- Kernberg, O. F. (1981): Objektbeziehungen und die Praxis der Psychoanalyse. Klett-Cotta: Stuttgart, 1992, 5. Aufl.
- Keupp, H./ Ahbe, T./ Gmür, W. (u.a) (2008): Identitäts-Konstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Rowohlt Taschenbuch Verlag: Reinbek bei Hamburg, 4. Aufl.
- Klepacki, L. (2010): Klaus Mollenhauer: Schwierigkeiten mit Identität. Über Pädagogik als Umgang mit dem Möglichen. In: Jörissen, B./Zirfas, J. (Hrsg.): Schlüsselwerke der Identitätsforschung. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden, 259-274
- Köck, P. (2008): Wörterbuch für Erziehung und Unterricht. Das bewährte Fachlexikon für Studium und Praxis. Brigg Pädagogik Verlag: Augsburg
- Koller, H. C. (1993): Bildung im Widerstreit. Bildungstheoretische Überlegungen im Anschluß an Lyotars Konzeption pluraler Diskurse. In: Marotzki, W./

- Sünker, H. (Hrsg.): Kritische Erziehungswissenschaft – Moderne – Postmoderne. Dt. Studien-Verlag: Weinheim, 80-104
- Koller, H. C. (2001): Bildung und Dezentrierung des Subjekts. In: Fritsche, B. (u.a.) (Hrsg.): Dekonstruktive Pädagogik. Erziehungswissenschaftliche Debatten unter poststrukturalistischen Perspektiven. Leske+Budrich: Opladen, 35-48
- Krappmann, L. (1975): Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen. Klett-Cotta: Stuttgart
- Kraus, W. (1999): Identität als Narration: Die narrative Konstruktion von Identitätsprojekten\*. URL: <http://web.fu-berlin.de/postmoderne-psych/berichte3/kraus.htm> (Download: 25.01.2010, 17:56)
- Kraus, W. (2000): Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne. Centaurus Verlag: Herbolzheim, 2. Aufl.
- Krieger, W. (1985): Identität und Erziehung. Die Bedeutung von Identitätstheorien für die Pädagogik. Peter Lang Verlag: Frankfurt am Main, Bern, New York
- Lesmeister, R. (2009): Selbst und Individuation. Facetten von Subjektivität in der Psychoanalyse. Brandes & Apsel: Frankfurt am Main
- Lucius-Hoene, G. (2000): Konstruktion und Rekonstruktion narrativer Identität. [19 Absätze]. In: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research. Volume 1, No.2, Art.18, URL: <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1087> (Download: 20.11.2011, 13:33)
- Lucius-Hoene, G./Deppermann, A. (2004a): Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews. VS-Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden, 2. Aufl.
- Lucius-Hoene, G./Deppermann, A. (2004b): Narrative Identität und Positionierung. In: Gesprächsforschung. Online Zeitschrift zur verbalen Interaktion. Ausgabe 5, 166-183, URL: <http://www.gespraechsforschung-online.de/heft2004/ga-lucius.pdf> (Download: 25.12.2010, 7:45)
- Luhmann, N. (1984): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Suhrkamp: Frankfurt am Main

- Luhmann, N. (1990): Die Wissenschaft der Gesellschaft. Suhrkamp: Frankfurt am Main
- Maalouf, A. (2000): Mörderische Identitäten. Suhrkamp: Frankfurt am Main
- Marquard, O./Stierle, K. (Hrsg.) (1979): Identität. Wilhelm Fink: München
- Maturana, H. R./Varela, F. J. (1980): Autopoiesis and Cognition. The Realization of the Living. Riedel: Dordrecht, u.a.
- Mead, G. H. (1934): Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus. Suhrkamp Taschenbuchverlag: Frankfurt am Main, 1998, 11. Aufl.
- Meuter, N. (1995): Narrative Identität. Das Problem der personalen Identität im Anschluss an Ernst Tugendhat, Niklas Luhmann und Paul Ricoeur. M&P Verlag für Wissenschaft und Forschung: Stuttgart
- Meyer, C. (2007): Identität. Pädagogische Praxis im Fokus ihres Schlüsselbegriffs. Abraxas: Norderstedt
- Mitgutsch, K. (2003): Lernen und Negativität. Die Produktivität der Negativität von Erfahrung und das Phänomen des Um-lernens im Vollzug des Lernens. Diplomarbeit: Universität Wien
- Mitgutsch, K. (2009): Lernen durch Enttäuschung. Eine pädagogische Skizze. Braunmüller: Wien
- Neisser, U. (1994): Self-narratives: true and false. In: Neisser, U./Fivush, R. (Hrsg.): The remembering self: Construction and accuracy in the self-narrative. Cambridge University Press: New York, 1-18
- Neumann, B./Nünning, A./Pettersson, B. (Hrsg.) (2008): Narrative and Identity. Theoretical Approaches and Critical Analyses. WVT: Tier
- Noack, J. (2010): Erik H. Erikson: Identität und Lebenszyklus. In: Jörissen, B./Zirfas, J. (Hrsg.): Schlüsselwerke der Identitätsforschung. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden, 37-53
- Pamminger, D. (2009): „Wer bin ich – und wenn ja – wie viele?“ Anmerkungen zu Identitätsausschnitten von AsylwerberInnen und anerkannten Flüchtlingen in Zeiten globaler Migration und deren Implikationen für die Aufnahmegesellschaft. In: Schröttner, B./Hofer, C. (Hrsg.): Education – Identity – Globalization. Bildung – Identität – Globalisierung. Grazer Universitätsverlag: Graz, 228-240

- Parsons, T./Rüchemeyer, D. (Hrsg.) (1973): Beiträge zur soziologischen Theorie. Luchterhand: Darmstadt (u.a.)
- Reckwitz, A. (2001): Der Identitätsdiskurs. Zum Bedeutungswandel einer sozialwissenschaftlichen Semantik. In: Rammert, W. (Hrsg.): Kollektive Identitäten und kulturelle Innovationen. Ethnologische, soziologische und historische Studien: Leipzig, 21- 38. URL: <http://www.sozialwiss.uni-hamburg.de/soz/soz/schwerpunkte/allgemein/reckwitz/pdf/2001identitaetsdiskurs.pdf> (Download: 25.12.2010, 8:53)
- Reckwitz, A. (2008): Subjekt. Transcript Verlag: Bielefeld
- Ricoeur, P. (1988): Zeit und Erzählung. Band 1: Zeit und historische Erzählung. W. Fink, München
- Ricoeur, P. (1989): Zeit und Erzählung. Band 2: Zeit und literarische Erzählung. W. Fink: München
- Ricoeur, P. (1991): Zeit und Erzählung. Band 3: Die erzählte Zeit. W. Fink, München
- Schröttner, B./Hofer, C. (Hrsg.) (2009): Education – Identity – Globalization. Bildung – Identität – Globalisierung. Grazer Universitätsverlag: Graz
- Schweitzer, F. (1985): Identität und Erziehung. Was kann der Identitätsbegriff für die Pädagogik leisten? Beltz Verlag: Weinheim, Basel
- Sennett, R. (1998): Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin Verlag: Berlin
- Stephenson, T. (2011): Individualpsychologisch gedachte Formen des Unbewussten. In: Rieken, B./Sindelar, B./Stephenson, T. (Hrsg.): Psychoanalytische Individualpsychologie in Theorie und Praxis. Psychotherapie, Pädagogik, Gesellschaft. Springer: Wien, New York, 95-100
- Stompe, T. (2009): Krankheit mit Migrationshintergrund. In: Ärzte Woche 41/2009, Springer Verlag. URL: <http://www.springermedizin.at/fachbereiche-a-z/p-z/psychiatrie-und-psychotherapie/?full=13103> (15.9.2010)
- Straub, J. (1996): Identität und Sinnbildung. Ein Beitrag aus der Sicht einer handlungs- und erzähltheoretischen Sozialpsychologie. In: Jahresbericht 94/95 des Zentrums für interdisziplinäre Forschung der Universität Bielefeld. URL: <http://www.uni-bielefeld.de/ZIF/Publikationen/94-95-Straub-Aufsatz.pdf> (Download: 18.9.2011, 12:54)

- Veith, H. (2010): Das Konzept der balancierenden Identität von Lothar Krappmann. In: Jörissen, B./Zirfas, J. (Hrsg.): Schlüsselwerke der Identitätsforschung. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden, 179-202
- Von Engelhardt, M. (2010): Erving Goffman: Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. In: Jörissen, B./Zirfas, J. (Hrsg.): Schlüsselwerke der Identitätsforschung. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden, 123-140
- Winnicott, D. W. (1973): Vom Spiel zur Kreativität. Klett-Cotta: Stuttgart
- Witte, K. H. (1991): Ich-Identität in der Psychoanalyse und Persönlichkeitsideal bei Alfred Adler. URL: <http://www.khwitte.de/Aufs-Texte/ichident.htm> (Download: 18.9.2011, 13:41)
- Zirfas, J. (2010): Identität und Moderne. Eine Einleitung. In: Jörissen, B./Zirfas, J. (Hrsg.): Schlüsselwerke der Identitätsforschung. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden, 9-17

## Anhang

Übersetzung englischer Zitate	178
Wolfgang Kraus: Identität als Narration	183
Originalitätserklärung	199
Curriculum Vitae	200

## Übersetzung englischer Zitate

[S.16]

„ ... *narrativization is a process basic to the constitution of the self in that it allows humans to make sense of experience and to grasp the self as a whole*“ (De Fina 2003, 17).

Narration ist ein grundlegender Prozess zum Aufbau des Selbst der es Menschen erlaubt, aus Erfahrungen mit Bedeutung zu verbinden und das Selbst als ein Ganzes zu begreifen.

---

[S.31]

„*The fact that identity was necessarily a two-sided term with intrapsychic as well as social ramifications perhaps contributed to its not gaining much acceptance and usage in subsequent psychoanalytic literature*“ (Akhtar 1992, 6).

Die Tatsache, dass Identität notwendiger Weise ein zweiseitiger Begriff mit innerpsychischen sowie sozialen Auswirkungen ist, hat möglicherweise dazu geführt, dass der Identitätsbegriff kaum Akzeptanz und Verwendung in späterer psychoanalytischer Literatur gefunden hat.

---

[S.35]

„*Erikson saw the adolescent as attempting to integrate what he knew of himself and his world into a stable continuum of past knowledge, present experiences, and future goals in order to elaborate a cohesive sense of personal feeling*“ (Akhtar 1992, 7).

Erikson sah die jungen Erwachsenen in der Adoleszenz in Bestrebung ein eigenes Verständnis von Selbst und Welt in ein stabiles Kontinuum von vergangenem Wissen, gegenwärtigen Erfahrungen und zukünftigen Zielen zu integrieren um ein kohärentes Identitätsgefühl herzustellen.

---

[S.38]

„*the sense of identity always involves some relation to others. This is because identity includes self-observation by the person himself and through another person*“ (Akhtar 1992, 13).

Das Gefühl von Identität beinhaltet immer eine Beziehung zu Anderen. Der Grund dafür ist, dass Identität Selbstbetrachtung durch das Individuum selbst und durch eine andere Person beinhaltet.

---

[S.38]

„*identity consolidation is incomplete until adolescence resolution and ... there might be further reformulations of identity later in life*“ (Akhtar 1992, 13f).

Identitätsbildung ist bis zur adoleszenten Lösung inkomplett und Neuformierungen von Identität im Verlauf des weiteren Lebens sind nicht ausgeschlossen.

---

[S.39]

„*Self-constancy*« consists of an awareness of being a separate entity and a beginning awareness of a gender-defined identity“ (Akhtar 1992, 15; H.i.O.).

»Selbstkonstanz« besteht aus dem Bewusstsein einer separaten Einheit und einer beginnenden Wahrnehmung einer geschlechtsbestimmten Identität.

---

[S.41]

*„(1) the concept of self- and object representations, (2) the notion of a fused self-object representation as the first intrapsychic structure, (3) the emergence of identity from primitive identifications and its, in turn, facilitating further, more refined identifications, (4) the role of aggression in self-delineation, and (5) the modifications of the theory of oedipal resolution and superego formation“ (Akhtar 1992, 16).*

(1) Das Konzept der Selbst- und Objektrepräsentanzen, (2) die Vorstellung einer verschmolzenen Selbst-Objekt-Repräsentanz als erste innerpsychische Struktur, (3) die Entstehung der Identität aus frühen Identifizierungen und den späteren, fördernden und verfeinerten Identifizierungen, (4) die Rolle der Aggression bei der Selbstabgrenzung, und (5) die Modifizierungen der Theorie der ödipalen Lösung und die Überich-Bildung.

---

[S.42]

*„Jacobson introduced the concept of self-representations, which are the endopsychic images of the bodily and mental self in the system ego“ (Akhtar 1992, 16).*

Jacobson führte das Konzept der Selbstrepräsentationen ein, welches endopsychische Bilder des körperlichen und psychischen Selbst im System des Ichs beschreibt.

---

[S.48]

*„The development of ego identity is based on the internalization of early objekt relationships“ (Akhtar 1992, 19).*

Die Entwicklung von Ichidentität basiert auf der Internalisierung früher Objektbeziehungen.

---

[S.49]

*„identification ... implies a less concrete and more role-oriented internalization of significant others in relationship to oneself“ and „Identifications, unlike introjekts, do not feel like a »foreign body« in the self“ (Akhtar 1992, 20).*

Identifizierung impliziert eine weniger konkrete, mehr an Rollen orientierte Internalisierung von wichtigen Anderen, die in Beziehungen zum Individuum stehen. Identifizierungen, anders als Introjektionen, fühlen sich im Selbst nicht körperfremd an.

---

[S.49]

*„Identity ... is finally consolidated in adolescence, when further individuation through »disidentification« with primary objects, role clarification, and psychosexual self-definition takes place“ (Akhtar 1992, 20; H.i.O.).*

Identität festigt sich schließlich in der Adoleszenz wenn die weitere Individuation durch Disidentifizierungen der primären Objekte, Rollenklärung und psychosexuelle Selbstdefinition stattfindet.

---

[S.50]

*„Identity is seen to emanate within the earliest infant-mother interactions; to gain further structure from primitive introjections; to refine itself through differentiation from early objects and with more selective later identifications; to acquire filiation, generational boundaries, and temporality in passage through the Oedipus complex; and to arrive at its more or less final shape through further synthesis of contradictory identifications, greater individuation, and renunciation of negative oedipal tendencies during adolescence“ (Akhtar 1992, 24).*

Identität scheint von den ersten Mutter-Kind-Interaktionen auszugehen. Die fortlaufende Struktur wird über frühe Introjektionen gewonnen. Reifere Züge nimmt das Selbst über Differenzierung von frühen Objekten und mittels späteren, selektiveren Identifizierungen an; Herkunft, generelle Grenzen, und Zeitlichkeit werden im Übergang des Ödipus Komplexes angeeignet; Schließlich erreicht das Subjekt seine mehr oder weniger fertige Hülle durch die Synthese widersprüchlicher Identifizierungen, zunehmende Individuation und die Abwehr negativer ödipaler Tendenzen während der Adoleszenz.

---

[S.50]

*“(1) a sustained feeling of self-sameness displaying roughly similar character traits to varied others, (2) temporal continuity in the self-experience, (3) genuineness and authenticity, (4) a realistic body image, (5) a sense of inner solidity ..., (6) subjektive clarity regarding one’s gender, and (7) an inner solidarity with an ethnic group’s ideals and a well-internalized conscience“ (Akhtar 1992, 24).*

(1) Ein anhaltendes Gefühl von Selbigkeit das ähnliche Charaktereigenschaften zu Anderen anzeigt, (2) Kontinuität von Selbsterfahrung, (3) Echtheit und Authentizität, (4) ein realistisches Selbstbild der eigenen Körperlichkeit, (5) ein Gefühl innerer Festigkeit, (6) ein subjektives Verständnis der eigenen Geschlechtlichkeit, (7) eine innere Verbundenheit mit Idealen einer ethnischen Gruppe und ein gut verinnerlichtes Gewissen;

---

[S.110]

*„In the first approach, the relationship between narrative and the expression of identity has been widely conceived in terms of the relationship between the self and the act of narrating, positing the act of narrating as an act of constitution of identity“ (De Fina 2003, 16).*

In einer ersten Annäherung kann die Beziehung zwischen Narrativem und dem Ausdruck von Identität größtenteils als die Beziehung zwischen dem Selbst und dem Prozess der Narration gedacht werden, wenn dieser als Prozess der Identitätsbildung betrachtet wird.

---

[S.115]

*„A narrator, in the here and now, takes upon himself or herself the task of describing the progress of a protagonist in the there and then“ (Bruner 2001, 27).*

Ein Erzähler im Hier und Jetzt nimmt die Aufgabe wahr, den Fortschritt eines Protagonisten im Dort und Damals zu beschreiben.

---

[S.118]

*“He must by convention bring that protagonist from the past into the present in such a way that the protagonist and the narrator eventually fuse and become one person with shared consciousness” (Bruner 2001, 27).*

Durch Übereinkünfte wird der Protagonist von der Vergangenheit so in die Gegenwart gehoben, dass der Protagonist und der Erzähler eventuell verschmelzen und eine Person mit geteiltem Bewusstsein werden.

---

[S.125]

*„It is the sequential, action-oriented and diachronic structure of the story that seems to be more suitable to shape the themes and plots of development, of change, and progress that become predominant in the nineteenth and twentieth century” (Brockmeier/Harré 2001, 45).*

Es ist die fortlaufende, handlungsorientierte und zeitliche Struktur der Erzählung die passender scheint, der Entwicklung, der Veränderung und dem Fortschritt zu entsprechen, die das neunzehnte und zwanzigste Jahrhundert beherrschen.

---

[S.126]

*„In our own work ... we ... found that these structures and their constituents and elements such genre, plot, storyline, point of view, and voice are anything but firm and stable forms. They rather appear as amazingly open and adaptable structures that change their organization and features with their discursive context and its underlying social and ... aesthetic function” (Brockmeier/Harré 2001, 53).*

In unserer eigenen Arbeit fanden wir heraus, dass diese Strukturen und ihre Bestandteile und Elemente wie Genre, Plot, Handlung, Erzählperspektive und Ausdruck alles andere als fest und stabil sind. Sie scheinen vielmehr unglaublich offene und anpassungsfähige Strukturen zu sein, die ihre Organisation und Funktion, mit ihrem weitschweifigen Kontext, und den grundlegenden sozialen und ästhetischen Funktionen, ändern können.

[S.127]

*„the term narrative names a variety of forms inherent in our getting knowledge, structuring action, and ordering experience“ (Brockmeier/Harré 2001, 53).*

Der Begriff Narratives benennt eine Vielfalt an Formen, denen unsere Wissensgenerierung, die Strukturierung unserer Handlungen und die Ordnung von Erfahrung zugrunde liegen.

---

[S.127]

*„This includes the option to give order and coherence to the experience of a fundamentally unstable human condition – and to change this order and coherence as our experience (or their meaning) change” (Brockmeier/Harré 2001, 53).*

Dies beinhaltet die Option, die Erfahrung fundamental unsicherer, menschlicher Bedingungen mit Ordnung und Kohärenz zu versehen, sowie die Option, eine Veränderung dieser Ordnung und Kohärenz durch die Veränderung unserer Erfahrung (und deren Bedeutung) zu bewirken.

---

[S.128]

„*The object of narrative, then, is to demystify deviations*” (Bruner 2001, 30).

Der Gegenstand der Narration ist dann die Entmystifizierung von Abweichungen.

---

[S.130]

„To study this mode (Realitätskonstruktion über Narration Anm.d.V.), we must look carefully at the ways in which people try to make sense of their experiences.” (Brockmeier/Harré 2001, 50)

Um sich mit diesem Modus zu befassen, müssen wir die Vorgangsweisen genau untersuchen, mittels welcher die Menschen versuchen ihre Erfahrungen mit Sinn zu verknüpfen.

---

[S.135]

„*Narrative solves no problems. It simply locates them in such a way as to make them comprehensible*” (Bruner 2001, 30).

Narration löst keine Probleme. Sie lokalisiert diese einfach auf eine Art und Weise, auf die sie verständlich und fassbar werden.

---

[S.136]

„*I see the construction of narrative »turning points« as a device further to distinguish what is ordinary and expectable ... from which is idiosyncratic*” (Bruner 2001, 32).

Ich sehe die Konstruktion von narrativen Wendepunkten als ein Instrument der Abgrenzung des Gewöhnlichen und Erwarteten vom Außergewöhnlichen.

---

**Identität als Narration:  
Die narrative Konstruktion von Identitätsprojekten\***

Auch wenn manche Vertreter der Postmoderne den Begriff der Identität zu Grabe getragen haben, so läßt sich – schon nach einem kurzen Blick in die Fachdiskussion – doch kaum bestreiten, daß der Kadaver lebt, und wenn es stimmt daß Totgesagte länger leben, dann steht ihm noch eine lange Zukunft bevor. Vielleicht ist es der bessere Weg, den Begriff und seine Verwendung als Indikator für Veränderungen in der Subjektkonstruktion zu nehmen, statt sich in Prognosen seines Verschwindens zu erschöpfen. "Identität" großgeschrieben: IDENTITÄT, als Panzer, als Werk, als "Trompetenwort", ist verblichen, d'accord, aber Identität als Problem, als Konstruktionsaufgabe der Subjekte, ist ein höchst lebendiges - und dringliches - Problem der einzelnen.

Ich möchte deshalb meinem eigenen Vorschlag nachkommen, den Begriff ernstnehmen und ihn als Indikator für Veränderungen der Subjektkonstruktion verwenden. Dies geschieht in drei Schritten. Nach Überlegungen zur Veränderung der Identitätsbildung stelle ich den Ansatz einer narrativen Identität vor, den ich für besonders geeignet halte, die benannten Veränderungen zu betrachten. Auf welchen Dimensionen einer Selbsterzählung die gesellschaftlichen Veränderungen von Identitätsbildung abgelesen werden können, wird in einem dritten Abschnitt diskutiert.

**1. Die Idee der Konstruierbarkeit der eigenen Identität**

Der Identitätsbegriff hat zwar eine lange geistesgeschichtliche Tradition, die allgemeine Idee der Konstruierbarkeit der eigenen Identität ist allerdings noch relativ neu. Sie ist ein grundlegender Gedanke der gesellschaftlichen Moderne, die grob den Zeitraum der letzten 150 bis 200 Jahre umfaßt. Das jedenfalls postuliert - als einer von vielen - Kellner (1992) und gibt damit eine Antwort auf die Frage, warum das Thema zwar alt, seine Aktualität aber so neu ist. Danach wird Identität überhaupt erst zu einer Aufgabe des Subjektes in der spezifischen historischen Situation der Moderne. In der vorangegangenen Epoche der Vormoderne war Identität dagegen "eine Funktion von festgelegten Rollen und eines traditionellen Systems von Mythen, die Orientierung und religiöse Sanktionen boten ... Identität war unproblematisch und nicht Gegenstand von Reflexion oder Diskussion. Individuen durchlebten keine Identitätskrisen, noch änderten sie radikal ihre Identität" (Kellner, 1992, S. 141). Der Terminus "Identität" wurde erst dann und in dem Maße bekannt, wie die Bildung von Identität massenhaft zu einem Problem wurde. Zygmunt Bauman stellt fest: "Identität kann nur als ein Problem existieren, sie war von Geburt an ein Problem, wurde als Problem geboren ..." (Bauman, 1997, S. 134).

Der mit den sozialen Rollen "gegebenen" und kaum veränderbaren Identität steht die moderne Identität gegenüber. Sie wird "mobiler, multipler, selbstreflexiver und Gegenstand von Veränderung und Innovation" (Kellner, a. a. O.). Die fortschreitende Modernisierung hat die Identitäten viel stärker wähl- und veränderbar gemacht. Die historisch neue Freisetzung von Subjektivität ist freilich janusköpfig, sowohl Befreiung wie auch Entwurzelung, und für die Subjekte ist sie Chance und Bürde in einem.

Nun wäre es naiv anzunehmen, Ideen würden sich in der Gesellschaft ausbreiten wie Wasser auf dem Küchenboden. Das gilt auch für die Idee der Konstruierbarkeit der eigenen Identität. Sie schwappt nicht einfach durch die Gesellschaft, sondern stellt für den einzelnen einen Referenzpunkt für *seinen* Selbstentwurf und *seine* gesellschaftliche Praxis dar. Diese *individuelle* Auseinandersetzung wird je nach sozialer Schicht und sozialem und kulturellem Kapital sehr unterschiedlich aussehen. Die Qualität dieser Auseinandersetzung und ihre Dynamik läßt sich nach Wagner (1995, S. 232) an drei Dimensionen analysieren. Er schlägt zur Typisierung der einzelnen epochalen Konstruktionen von Identität in der Moderne die drei Kriterien der *sozialen Durchdringung*, der *Wahl* und der *Stabilität* vor. [1]

Erstens ist danach zu differenzieren, wie sehr die Idee einer eigenen Identität die Gesellschaft durchdrungen hat, wie sehr also alle Mitglieder einer Gesellschaft an diesem Diskurs teilhaben. Im konkreten Fall der Identität ließe sich zeigen, daß der Gedanke der Gestaltbarkeit der eigenen Identität bis weit ins 20. Jahrhundert hinein Teil eines bürgerlich-elitären Diskurses war, der dem Großteil der Bevölkerung "nichts sagte". Die Idee der Gestaltbarkeit der eigenen Identität war also keineswegs für alle verfügbar. Restriktiver Zugang zu Bildung, Abschottung der sozialen Schichten, Restriktionen aufgrund von Geschlechterrollen waren nur einige der Hemmnisse für die Teilhabe an einem solchen Diskurs. Die Saga des Tellerwäscher-Millionärs gehört nicht zur ideologischen Grundausstattung in Deutschland und Westeuropa.

Zweitens ist zu prüfen, inwiefern die eigene Identität als eine Frage der tatsächlichen Wahl gedacht wird und in welcher Beziehung ein solches Verständnis zur realen Praxis der Subjekte steht. So ist leicht vorstellbar, daß in manchen sozialen Kontexten quasi selbstverständlich vorgegebene Identitäten übernommen werden, trotzdem die reale Möglichkeit der Wahl besteht. Die Wahl einer Identität wird zwar gedacht aber nicht praktiziert - allenfalls mit einem sehr engen Verständnis des Begriffs der Wahl. Die Frage ist also, ob ein bestimmter Diskurs dem Subjekt "etwas sagt", ob es sich ihn also zu eigen machen kann in einer Weise, die ihm hilft, sich und sein Handeln in dieser Welt zu verstehen. Selbst heute, wo der Begriff der Chancenhaftigkeit in aller Munde ist, lassen sich spontan viele Beispiele dafür anführen, daß Optionsvielfalt zwar gedacht aber nicht praktiziert wird, denken wir nur an Übernahme des elterlichen Geschäftes/Berufes durch die Kinder oder an die Unmöglichkeit der Teilhabe am Arbeitsleben infolge schlechter Schulbildung und geringen sozialen und regionalen Kapitals. Man kann also mit einer Idee vertraut sein, ohne daß man sie selber in die Tat umsetzt bzw. umsetzen kann. Natürlich bleibt ein solcher Referenzdiskurs dennoch nicht ohne Wirkung, muß doch der einzelne sich ihm gegenüber positionieren.

Drittes Kriterium für die Untersuchung von modernen Identitäten ist das subjektive Verständnis der Stabilität einer Identitätskonstruktion. Stabilität kann für die einen eine lebenslange Festschreibung bedeuten, für andere eine bloß vorläufige Festlegung, die ständig offen ist für einen Identitätsumbau. Selbst dann also, wenn der einzelne eine Wahl trifft, kann der Festlegungsgrad doch sehr unterschiedlich sein, je nachdem, wie "endgültig" er die damit getroffenen Wahl sieht. Auch hier sind leicht Beispiele für die einzelnen Positionen vorstellbar, z.B. im Verständnis von Partnerschaft oder Berufswahl.

### **Spätmoderne Identitätsprojekte - Auf der Suche nach Kohärenz**

Wenn auch die Verheißung der Moderne, das Subjekt könne/müsse sich auf radikale Weise selbst konstituieren, immer schon zu ihrem Programm gehörte, so ist sie doch erst jetzt in großem Umfang und über viele Bevölkerungsgruppen hinweg einlösbar geworden. Denn seit der Zeit der *organisierten Moderne* der fünfziger Jahre sind umfangreiche Prozesse der Freisetzung zu beobachten, die sich am Zerfall bzw. am radikalen Bedeutungswandel einer Vielzahl sozialer Institutionen - z. B. Kirche, Gewerkschaften, Familie - zeigen lassen.

Das Aufbrechen der organisierten Moderne seit der Mitte der siebziger Jahre hat die Dynamik der Individualisierungsprozesse erheblich gestärkt. "Statt auf einem gesicherten Platz in einer stabilen sozialen Ordnung verweilen zu können, wird von den Einzelnen gefordert, sich aktiv bei der Gestaltung ihres Lebens und ihrer sozialen Positionen in einer sich beständig verändernden Umwelt zu engagieren. Eine solche Akzentverschiebung muß Unsicherheiten und sogar Ängste befördern" (Wagner, 1995, S. 243). Die Dynamik der gesellschaftlichen Modernisierung hat in jüngster Zeit die Chancen und Risiken des Lebens immer weiter individualisiert, was die individuelle Ressourcenfrage für Identitäts- wie für Theorieentwicklung noch wichtiger macht (Ahbe, 1997). In dieser Phase der *krisenhaften Spätmoderne* wird die Unsicherheit (sowohl im einfachen existentiellen Sinne wie auch auf die Identität bezogen) individualisiert. "An die Stelle der früheren Formen institutioneller [2]

Herrschaft ist nicht die Marktwirtschaft getreten, sondern ein verwirrender Mangel an Herrschaft und sozio-ökonomischer Regulierung" (Beck, Giddens & Lash, 1996, S. 228).

Die Moderne hat sich also keineswegs als eine homogene Epoche linear höher- und weiterentwickelt. Deswegen kann diesen Prozeß auch nicht als eine bloße stufenförmig angelegte Entfaltung interpretieren. Sie war und ist im Gegenteil geprägt von komplexen sozialen Prozessen der Entwurzelung und Wiederverwurzelung, des Herauslösen der Subjekte aus sozialen Praxen und Zusammenhängen und ihrer Einbindung in neu entstehende. Und hinzu kommt, daß das Projekt der Moderne nicht einfach siegreich war, sondern immer auch mit antimodernistischen Tendenzen zu tun hatte und hat. Deshalb geht es auch nicht einfach um die Ablösung von alten Diskursen durch neue, sondern um ein Nebeneinander und gelegentlich ein Gegeneinander. Alte Formen der Subjektkonstruktion verschwinden nicht einfach, sondern sie bleiben verfügbar und können sich für die einzelnen je nach Milieu, Lebenswelt und sozialer Situation durchaus als definitionsmächtig für Facetten ihrer Identität erweisen. So haben die einzelnen in unterschiedlichen Lebenswelten und sozialen Situationen häufig verschiedene Formen der Selbstpräsentation zur Verfügung. Identität als fester Erwerb hat in einem solchen Verständnis keinen Platz mehr. Es geht um Konstruktionen, die noch dazu lebensweltlich und situativ unterschiedlich ausfallen können, um ein Nebeneinander von alten und neuen Diskursen, um eine Patchwork-Identität. Eine so verstandene Entwicklung der Moderne besteht darauf, daß wir es heute mit einer Vielfalt von Diskursangeboten zur Gestaltung einer Selbsterzählung zu tun haben. Aus der Sicht der einzelnen Subjekte ist nicht ihre Qualität als früh- oder spätmodern das Entscheidende, sondern ihre Brauchbarkeit für die eigene Selbstdefinition. Identitätsdiskurse verschwinden nicht einfach, sondern sie müssen sich bewähren in der Aufgabe der Subjekte, sich ins Verhältnis zur konkreten gesellschaftlichen Situation zu setzen. Insofern können sie wiederverwertet werden, wenn Lebenswelt, soziale Schicht und Erfahrung es für sinnvoll erscheinen lassen. Epochenspezifische Typisierungen, wie sie etwa Wagner vornimmt, müssen sich dieses Sachverhaltes bewußt sein.

<b>Organisierte Moderne</b>	<b>Krisenhafte Spätmoderne</b>
Platzangebot durch wirtschaftliches Wachstum, Berufswahl als Lebensentscheidung	kein Angebot, strukturelle Arbeitslosigkeit, 2/3-Gesellschaft, Berufswahl ganz sicher nicht endgültig
national, klassenbezogen	Auflösung von Nations- und Klassenbezug, <i>Tribalisierung</i> (Maffesoli, 1988)
Individuum im Wohlfahrtsstaat	Individuum als <i>unternehmerisches Selbst</i>
Identität als Leistung, Ergebnis, <i>Achievement</i>	Identität als Prozeß
Zukunft ist möglich, lebbar, planbar im Rahmen der gesellschaftlichen Angebote	Planungszeiträume schrumpfen, biographische Entwürfe haben eine kurze Lebensdauer

Abbildung: Identitätskonstruktion in der organisierten Moderne und der krisenhaften Spätmoderne: eine Gegenüberstellung

## 2. Identität erzählen: Identität als narrative Konstruktion

Es handelt sich also um eine gesellschaftliche Entwicklung, die den einzelnen die Aufgabe einer kohärenten Identitätsbildung aufbürdet, ohne sie länger mit entsprechend kohärenten Mustern zu versorgen. Sicher, die alten Erzählungen sind nach wie vor verfügbar, aber doch sehr beschränkt in ihrer Reichweite. Für dieses Arbeiten an der eigenen Identität, den Versuch, sich einen Reim auf sich zu machen, halte ich den Ansatz einer narrativen Identität für geeignet.

Die narrative *Psychologie* geht davon aus, daß wir unser ganzes Leben und unsere Beziehung zur Welt als Narrationen gestalten (Mancuso, 1986; Hevern, 1997), daß wir aber auch die alltägliche Interaktion und die Organisation von Erlebtem narrativ betreiben. "Wir träumen narrativ, tagträumen narrativ, erinnern, antizipieren, hoffen, verzweifeln, glauben, zweifeln, planen, revidieren, kritisieren, konstruieren, klatschen, hassen und lieben in narrativer Form" (Hardy, 1968, S. 5). Insofern handelt es sich bei der Narration nicht um einen Lebenslauf, den man - nicht allzu häufig - schreibt und fortschreibt, sondern um einen grundlegenden Modus der sozialen Konstruktion von Wirklichkeit. Narrationen sind in soziales Handeln eingebettet. Sie machen vergangene Ereignisse sozial sichtbar und dienen dazu, die Erwartung zukünftiger Ereignisse zu begründen. In dem Maße, wie Ereignisse narrativ verhandelt und wahrgenommen werden, "... werden (sie) mit dem Sinn einer Geschichte aufgeladen. Ereignisse bekommen die Realität eines "Anfangs, eines "Höhepunktes", eines "Tiefpunktes", eines "Endes" usw. Die Menschen agieren die Ereignisse in einer Weise aus, daß sie und andere sie auf eben diese Weise einordnen. ... So leben wir also auf signifikante Weise durch Geschichten - sowohl durch das Erzählen als auch durch das Handeln des Selbst" (Gergen & Gergen, 1988, S. 18).

Der Ansatz einer "narrativen *Identität*" (Gergen, 1988; Ricoeur, 1991 a, b; Meuter, 1995) eignet sich, um die subjektive Konstruktion von Identitätsprojekten einerseits und ihre soziale Vermittlung andererseits zu analysieren. Ausgangspunkt für diesen Ansatz ist die Überlegung, daß das Subjekt sich und seinen Erfahrungsstrom erzählend, in Geschichten, organisiert. Dieser Organisationsmodus von Erfahrung hat folgende wesentliche Qualitäten:

- Er geschieht über gesellschaftlich vermittelte Erzählformen (z.B. klassisch: Progressionsnarration, Regressionsnarration).
- Er bedingt soziale Aushandlungsprozesse. Denn die Personen, die in der Geschichte mitspielen, müssen ihre Rolle dort bestätigen.
- Ihm ist der Begriff der Zukünftigkeit, des "Projektes", inhärent. Denn jede Erzählung läuft auf ein Ziel hin.
- Er hat eine innewohnende Entfaltungsdynamik, gestützt durch Kausalität und Sequentialität.

Narrative Identität kann definiert werden als "die Einheit des Lebens einer Person, so wie diese Person sie in den Geschichten erfährt und artikuliert, mit denen sie ihre Erfahrung ausdrückt" (Widdershoven, 1993, S. 7). Widdershoven spricht von "den" Geschichten. Er verwendet also - mit Recht - den Plural. Denn "die" Lebensgeschichte darf nicht als ein stabiles Konstrukt verstanden werden, das nach Belieben präsentiert werden könnte. Charlotte Linde (1993) macht uns darauf aufmerksam, daß diese Geschichte faktisch nie vollständig präsentiert wird. Wir erleben mehr als wir erzählen und wir erzählen anders vor den jeweils anderen. Je nachdem, mit wem wir sprechen und welches Selbstbild wir präsentieren wollen, geben wir "unserer" Geschichte unterschiedliche Färbungen, wir lassen das eine aus und betonen das andere. Insofern ist die Selbstgeschichte in der Tat ein "work in progress", dessen Teile sich immer wieder verändern, je nachdem wie die Zuhörerschaft darauf reagiert und je nachdem, wie wir aktuelles Erleben integrieren müssen.

[4]

## **Selbst-Narration als Aushandlung**

Die Ereignisse, die in die Narration verwoben sind, sind nicht nur die Handlungen eines einzelnen Individuums, sondern ebenso die Handlungen von anderen (Gergen & Gergen, 1988). Auf diese Weise kommen die Handlungen anderer als integraler Teil des eigenen Handelns ins Spiel. Narrative Konstruktionen benötigen deshalb typischerweise handlungsstützende Rollenbesetzungen. Eine Selbst-Narration kann nur dann erfolgreich aufrechterhalten und fortgeschrieben werden, wenn die handlungsstützenden Rollenträger bereit sind, die Darstellungen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft mitzutragen. Die Selbstdarstellung als netten Menschen bedarf der Validierung durch Dritte. Dieses Austarieren macht komplexe Aushandlungsprozesse zwischen den Beteiligten nötig.

Ob eine Selbsterzählung aufrechterhalten werden kann, hängt wesentlich von der Fähigkeit des einzelnen ab, über die gegenseitige Bedeutung von Ereignissen mit anderen erfolgreich zu verhandeln. Dies ist besonders notwendig, wenn das Individuum in bezug auf allgemein anerkannte Normen falsch gehandelt hat. Allerdings finden diese Verhandlungen nicht unbedingt in der Öffentlichkeit statt. Vielmehr nimmt es diesen Schritt schon vorweg und berücksichtigt die allgemeine Verstehbarkeit seines Handelns noch vor der Realisierung. Möglicherweise ist der größte Teil des Verhandlungsprozesses antizipatorisch und findet vor einem imaginären Publikum statt, was wiederum die reale menschliche Interaktion entlastet. Diese empfindliche Interdependenz der Narrationen legt die These nahe, daß ein fundamentaler Aspekt sozialen Lebens ein reziprokes Verhandeln von Bedeutung ist.

Aus identitätstheoretischer Sicht hat ein narrationstheoretischer Ansatz den Vorteil, daß er das Subjekt vom - kohärenzfixierten - Blick entlastet: Nicht alles, was das Individuum tut und sagt, wird ihm als eine "Identitätszuschreibung" oder ein "Identitätsstatus" (Marcia, 1993) gleichsam angeheftet. Vielmehr geht es um die Analyse von Erzählversuchen, Umerzählungen und Neuerzählungen dieses Subjektes, um seine identitätsstrategischen Bewegungen. Der Fokus ist also auf Ergebnissen von Erzählhandlungen und nicht auf "Qualitäten" des Subjektes. Damit rückt dieser Ansatz die Anstrengung - und das mögliche Scheitern - des Subjektes ins Blickfeld beim Versuch, sich in ein gesellschaftliches - und machtbestimmtes - Formenpotential hinein zu erzählen (vgl. Rommelspacher, 1997; McLaren, 1993).

## **Konstruktionsregeln für Selbsterzählungen**

Die narrative Konstruktionsarbeit wird vielleicht am deutlichsten, wenn man sie vom Idealtypus einer "wohlgeformten Narration" her betrachtet (Gergen & Gergen, 1988). Diese Überlegung geht von der These aus, daß die Konstruktion von Narrationen nicht beliebig ist. Denn sie bedingt, wie eine Selbst-Narration sozial bewertet wird (z.B. als wahr, plausibel, unwahrscheinlich, ehrlich usw.). Wenn wir nicht unverständlich sein wollen und wenn wir soziale Anerkennung erfahren wollen, können wir die Regeln für "richtige" Geschichten nicht brechen. Zur Analyse dieser Erzählkonventionen liegen eine Vielzahl von Veröffentlichungen vor (Ricoeur, 1988, 1989, 1991 a; vgl. für die Literaturwissenschaften: Frye, 1957; und für die Sozialwissenschaften: Labov & Waletzky, 1967, 1997; Mandler, 1984). Als Quintessenz dieser Diskussion benennen Gergen & Gergen (1988) fünf notwendige Charakteristika einer wohlgeformten Narration in der westlichen Kultur.

- a) Ein sinnstiftender Endpunkt
- b) Die Einengung auf relevante Ereignisse
- c) Die narrative Ordnung der Ereignisse
- d) Die Herstellung von Kausalverbindungen

[5]

e) Grenzzeichen

### **a) Sinnstiftender Endpunkt**

Damit eine Erzählung verständlich ist, muß klar sein, worauf der Erzähler mit seiner Geschichte hinaus will. Dies ist keineswegs trivial. Denn im Erzählen werden oft konkurrierende Endpunkte anvisiert, man denke nur an Geschichten, in denen sich Ambivalenzen des Erzählers ausdrücken. Solche Endpunkte sind für eine Reihe von biographischen Schritten - Meilensteine - in der Regel verfügbar. Man wird so oft und von so unterschiedlichen Leuten danach gefragt, daß sich mit der Zeit eine Selbstdarstellung herausbildet, die - mit Nuancen - abrufbar bereit liegt. Es gibt also ein Repertoire von Geschichten, die in einer Gesellschaft annähernd von jedem erzählbar sind: die Schulzeit gehört dazu, oder auch: Wie ich zu meinem Beruf gekommen bin. Wie ich meine/n Freund/in kennengelernt habe; wie ich so geworden bin wie ich bin; wie ich einmal etwas erlebt habe, das bezeichnend für mich ist u.ä.. Bezogen auf die Zukünftigkeit, die Zukunftsdimension von Identität, ist in der "klassischen Identitätstheorie" im Gefolge Eriksons gerade das Verfügenkönnen über einen plausiblen Zukunftsentwurf Kriterium einer "achieved identity", einer gelungenen Identität (vgl. Marcia, 1966; 1993).

In der Interaktion problematisch wird die Situation, wenn es um vom Erzähler nicht erreichte Endpunkte geht: Warum hast du noch keine Freundin, keinen Job, keinen Schulabschluß u.ä. Das wird oft verstanden als Frage: Warum bist du nicht "normal"? Wie kann man solche Geschichten erzählen und doch auf die soziale Anerkennung des Gegenüber hoffen? Dies gelingt z.B. dadurch, daß man seine Erzählung auf Argumente gründet, die in der jeweiligen Gesellschaft als legitime Gründe für Scheitern bzw. Nicht-erreichen gelten. Plausibilisierung erreicht man etwa durch Rekurs auf Kontingenzen und äußere Zwänge: das (schlechte) Elternhaus, die (schlechte) gesellschaftliche Situation (z.B. Wirtschaftskrise), auf Schicksalsschläge, gesellschaftliche oder biologische Normen, z.B. die eigene Jugend (bin noch zu jung) oder auch durch die Proklamation der eigenen Reifung/Läuterung ("ich war sowas von blöd!!").

Heute wird die Findung eines sinnstiftenden Endpunktes nicht nur durch individuelles Scheitern erschwert, sondern auch durch gesellschaftliche Veränderungen. Die Erzählung "Wie ich zu meinem unbefristeten Vollzeit-Arbeitsvertrag über 40 Wochenstunden gekommen bin" will z.B. nur noch wenigen gelingen. Die Folge ist, daß unter der Prämisse dieses Endpunktes viele Selbsterzählungen defizitär, weil nicht abgeschlossen erscheinen müssen. Etwas anderes wäre es, sich als ein "ganz normaler Halbtagsbeschäftigter mit - natürlich befristetem - Arbeitsvertrag" zu erzählen.

Aus der Sicht einer krisenhaften Spätmoderne wäre zu fragen, ob eine Selbsterzählung, der es an Zielklarheit mangelt, nicht darauf reagiert, daß diese Aufgabe nur noch schwer zu erfüllen ist: Sie ist es schon kaum für einzelne Lebensbereiche, geschweige für die Gesamtheit einer Person. Eine Ehe wird dann etwa nicht mehr geschlossen "bis der Tod uns scheidet", sondern, wie ein Alternativvorschlag lautet, "solange es gut geht". Entsprechend spricht etwa James Marcia (1989) von einer "kulturell adaptiven Identitätsdiffusion", einem Mangel an Klarheit des eigenen Identitätsprojektes, der funktional ist angesichts einer unklaren individuellen und gesellschaftlichen Perspektive.

### **b) Die Einengung auf relevante Ereignisse**

Auf ein Ziel hin zu erzählen ordnet den Diskurs. Dann ist klar, was wesentlich und was unwesentlich für eine Erzählung ist. Diese Unterscheidung ist dann schwer, wenn die Geschichte noch nicht aus ist, es also noch gar nicht klar sein kann, was denn die Ereignisse sind, die retrospektiv als die relevanten zu benennen sein werden. Die erste Liebe läßt sich schlecht erzählen, wenn sie noch nicht stattgefunden hat und man sich erst auf dem Weg dazu wähnt, die Berufswahl nicht, wenn man bislang keinen Ausbildungsplatz gefunden hat. Das zeigt, daß Identitätsprojekte als "work in progress" [6]

zu den schwerer zu erzählenden Geschichten gehören, wenngleich natürlich auch in diesen Fällen das Thema die Ereignisauswahl bestimmt.

Für das Sich-einlassen auf die Präsentation solcher unfertiger Geschichten braucht man entweder Ich-Stärke oder eine schützende Umgebung. Narrationstheoretisch würde man sagen, daß der Erzähler ein starkes Gefühl seiner Akteursrolle haben oder gespiegelt bekommen muß: Er ist es, der die Geschichte gestaltet; oder aber er wird im Erzählen gestützt durch ein Anerkennungsverhältnis, auch wenn er sich nicht als Akteur sehen mag: Wenn z.B. ein Jugendlicher über seine bislang erfolglosen Bemühungen berichten soll, eine Beziehung aufzubauen, dann wird er das dann vergleichsweise besser können, wenn er sich als Akteur sieht und inszenieren kann oder aber sich zumindest im Gespräch "angenommen" fühlt.

Die Erzählrelevanz eines Ereignisses wird also vom Erzählziel bedingt. Eine allgemeine Voraussetzung ist allerdings, daß es dafür überhaupt ein stabiles Verständnisuniversum mit anderen gibt. Nur dann können wir schnell Übereinstimmung herstellen über die Relevanz eines Ereignisses für den Fortgang einer Geschichte. Fehlt der Konsens, so steigt der Erklärungs- und Begründungsaufwand des Erzählers. Leistet er ihn nicht, verzichtet er auf Empathie und Normalitätsdemonstration.

Aus der Sicht einer individualisierten Gesellschaft in einer krisenhaften Spätmoderne komme ich zu zwei Überlegungen. Wenn zum einen eine lebensweltliche Orientierung der Identitätsentwicklung dazu führt, daß die einzelnen eine Vielzahl von Identitätsprojekten in unterschiedlichen Lebenswelten betreiben, die auch nicht unbedingt miteinander verbunden sein müssen, dann muß es schwer werden, dem Kriterium der Ereignisrelevanz in der Ordnung der eigenen Selbsterzählungen zu entsprechen. Die Vielfalt vergrößert das Ausmaß an Kontingenz, was wiederum die Frage der Ereignisrelevanz schwerer zu beantworten macht. Alles hängt "irgendwie" mit allem zusammen, ist aber schon rein erzählökonomisch nicht präsentierbar. Zum zweiten führen die Individualisierungsprozesse auch zu individualisierten Lebensläufen. Chancenhaftigkeit führt zur Nutzung der Chancen und zur Kombination der Nutzungsergebnisse in "Bastelbiographien" (Hitzler & Honer, 1996) und "Patchwork-Identitäten" (Keupp, 1988a). Ereignisrelevanz ist in solchen Konstrukten nur noch schwer vermittelbar weil wenig resonant mit den Biographien Dritter. Man ist "einzigartig, wie jeder andere auch".

### **c) Die narrative Ordnung der Ereignisse**

Die am meisten akzeptierte gesellschaftliche Konvention ist die der linearen temporalen Sequenz ("eins nach dem anderen"). Narrative Ordnungen können erheblich davon abweichen ("ich fange mal von hinten an"), allerdings auf der Basis des Wissens, daß diese Erwartung einer zeitlichen Linearität als gegeben vorausgesetzt werden kann. Scheitert die zeitliche Ordnung von Ereignissen, bekommt jemand seine Geschichte also "nicht auf die Reihe", so wirkt das auf den Kommunikationspartner irritierend. Verstöße gegen diese Konvention sind legitim als Signal für Überwältigtsein ("ich war so aufgewühlt") oder für Distanzierung/Desinteresse ("wen juckt's").

Die Einhaltung dieser Konvention wird besonders stark im Arbeitsbereich gefordert. Bei Strafe sofortigen Mißtrauens erwarten wir, daß jemand seine Arbeitsbiographie lückenlos erzählen kann, zumindest aber, daß er sich der Aufforderung dazu umstandslos und engagiert stellt, auch wenn er es z.B. ohne Zuhilfenahme von Unterlagen nicht im Detail schafft. Jugendliche, die Schwierigkeiten mit dem Berufseinstieg hatten, scheitern an dieser Aufgabe in Interviews. Sie schaffen es nicht, ihre Bemühungen um Lehrstellen und ihre gescheiterten Ausbildungsversuche chronologisch zu schildern. Heraus kommen verworrene Erzählungen, die nicht zu reparieren sind. Hier hilft der Gedanke der Auktorialität, der Handlungsträgerschaft zum Verständnis. Wenn ich nicht der Gestalter meiner Geschichte bin, sondern vielmehr Akteur/Opfer in einer Geschichte, die mir widerfährt, dann ist es in der Tat durchaus möglich und plausibel, nichts zukapieren [7].

Meaning making, die subjektive Konstruktion von Sinn bedarf eines Konstrukteurs. Wo der nicht in seine Rechte gesetzt wird, kann eine solche Aufgabe auch nicht gelingen.

Auch für die chronologische Selbsterzählung gibt es Muster. Viele biographischen Lebensereignisse sind Lebensaltern zugeordnet und für ihre Reihung gibt es soziale Normen. Wann frau Kinder bekommt, wann man/frau heiraten, dafür gibt es - durchaus veränderliche - Konventionen. Das entbindet die einzelnen aber nicht davon, sich individuell zu solchen Normen zu verhalten und dieses Verhalten in ihren Selbsterzählungen zu plausibilisieren.

Die individuelle Chronologie ist also in ihrem Verhältnis zu einer sozialen Norm erklärungsbedürftig. Die Freiheitsgrade dafür sind wesentlich größer geworden, umso größer wird auch der individuelle Klärungs- und Erklärungsbedarf. Und je offener die Projektdefinitionen der einzelnen werden, desto begründungsbedürftiger werden auch die Realisierungsschritte. Das gilt selbst für traditionale Lebenskonzepte: Nichts ist normal, sondern möglich, also gewählt und insofern begründungspflichtig. Erklärungsbedürftig ist nicht nur die Scheidung, sondern auch, warum ein Paar nach 20 Jahren "immer noch" zusammenlebt.

#### **d) Die Herstellung von Kausalverbindungen**

Nach westlichen Standards, so Gergen & Gergen, ist die ideale Narration eine, in der die Ereignisse bis zum Zielzustand kausal verbunden sind. Jedes Ereignis sollte ein Produkt eines vorangegangenen sein. In dem Maße, wie Ereignisse innerhalb einer Narration in einer interdependenten Form verbunden werden, nähert sich die Darstellung einer wohlgeformten Narration. Entsprechendes gilt für die Realisierung von Teilschritten eines Identitätsprojektes. Ein Identitätsprojekt ist dann wohlgeformt, d.h. plausibel und realitätsnah, wenn der Übergang von einem Teilprojekt zum anderen einer kausalen Logik gehorcht, ihr zumindest nicht widerspricht. Wenn also ein Teilprojekt nicht zwingend aus einem anderen folgt, so darf es doch zumindest nicht in einem kausalen Widerspruch zu ihm stehen und muß in jedem Fall in die Kausallogik des Gesamtprojektes eingebunden sein. Jemand, der "nicht weiß, was er will", der "unberechenbar ist", der sich "keinen Reim" aus seinem Leben machen kann, ist nicht lesbar für seine Kommunikationspartner.

Die Frage, warum jemand so geworden ist, wie er ist, führt uns zurück zum Thema der Kontingenz. Wenn etwas so aber auch anders möglich ist, dann liegt die Erklärungslast für das Sosein bei demjenigen, der die Entscheidung getroffen hat. Denn in der Tat hätte er sich auch anders entscheiden können. Mit dieser Erklärungslast kann man ganz unterschiedlich verfahren. Eine durchaus akzeptierte Strategie ist es, die Wahlmöglichkeit zu leugnen: Es bestand eben keine Wahl, Punkt. Hinzu kommt, daß es gesellschaftliche Anforderungen an die narrativen Strategien gibt. Für den partnerschaftlichen Bereich etwa erwarten wir eine Erzählung, die von einer Wahl (nicht den Erstbesten) und einem emotionales Geheimnis berichtet (es kam über mich, Liebe auf den ersten Blick). Eine Partnerwahl unter Nützlichkeitsgesichtspunkten wird sozial als "Berechnung" kodiert und ist, anders als früher, nicht legitim.

Für den Arbeitsbereich stellt sich die Situation anders dar. Hier erwarten wir logische Wahl und Sich-einlassen-wollen auf Neues. Wenn sich die Logik der Wahl nicht über das Berufsbild selbst begründen läßt, dann zumindest über die Rahmenbedingungen: eine fehlende Verkehsanbindung etwa macht plausibel, warum der Wunschberuf nicht gewählt wurde. Die Rahmenbedingungen können auch dafür herhalten, eine Identitätsübernahme zu begründen. Beamter zu werden wie der Vater: die soziale Anerkennung für eine solche Selbsterzählung wird sich in Grenzen halten. Der Verweis dazu auf die schlechte regionale Situation auf dem Arbeitsmarkt macht die Wahl dagegen logisch und vorausschauend.

Auch im Hinblick auf die Kausalverbindungen in unseren Selbsterzählungen hat sich die Situation der einzelnen in einer gesellschaftlichen Phase des *disembedding* erschwert. [8]

In dem Maße wie umfassende Sinnkonstruktionen Mangelware werden, wird es schwer, individuell Sinn in der Abfolge von Lebensphasen und biographischen Schritten zu erleben. Wenn Lebensentscheidungen allenfalls plausibel, nicht aber richtig oder falsch sind, dann werden Kausalitätskonstruktionen eher zu Beschwörungsversuchen eines Lebenssinnes.

### **e) Grenzzeichen**

In jeder Kommunikation wird die Wortübergabe unter den Kommunikationspartnern geregelt. Goffman und andere haben dieses "turn taking" sehr genau untersucht (vgl. Schiffrin, 1997). Setzt der Gesprächspartner zu einer längeren Selbsterzählung an, so signalisiert er das. Der Eintritt in die Erzählwelt und ihr Verlassen werden durch "Grenzzeichen" markiert. Grenzzeichen "rahmen" die Narration und zeigen das Betreten und Verlassen der "Erzählwelt" an (z.B. "das war so: .."). Der Erzähler vereinbart also quasi mit dem Zuhörer den Eintritt in die Erzählwelt und ihr Verlassen. Diese Vereinbarung gilt selbst dann, wenn der Zuhörer - den Erzähler unterbrechend - ein eigenes Erlebnis oder einen längeren Kommentar anbringt. Das zeigt sich, wie Linde (1993) betont, in Interviews deutlich, wenn etwa der Erzähler trotz gelegentlicher - wenig hilfreicher - Kommentare oder Fragen des Interviewers bei einem, seinem, Thema bleibt. Ein anderer Fall ist es, wenn Grenzzeichen am Ende der Erzählung nicht gesetzt werden, jemand aus einer Erzählung nicht mehr herausfindet, sich "im Kreis" dreht. Dies passiert z.B. dann, wenn er sich einer Erzählaufgabe stellt und an ihr scheitert: Ein Jugendlicher berichtet von seinen gescheiterten Anläufen in der Arbeitswelt und verheddert sich hoffnungslos in der Chronologie der Ereignisse. Wie bei einem "Sprung in der Schallplatte" kommt die Erzählung nicht voran. Nicht selten braucht es den Zuhörer als "Erlöser", um ihn aus der Erzählung zu entlassen. Werden Grenzzeichen auch zu Beginn nicht gesetzt, so bleibt es unklar, ob sich die Interaktionspartner überhaupt in der Erzählwelt befinden. Erzählwelt und aktuelle Interaktionssituation vermengen sich. Der Interaktionspartner bleibt Beteiligter, weil nicht formelhaft in die Zuhörerrolle eingesetzt, der Erzähler hat die Möglichkeit, sich aus der Erzählung in die Situation zu "retten" und umgekehrt.

Die Frage ist, ob nicht genau diese nach den Regeln von Gergen und Gergen defizitäre Form der Selbstpräsentation den situativen Bezug in der Konstruktion von Identitätsprojekten der Spätmoderne charakterisiert: Unklarheit, Schwanken zwischen Situation und Projekt, sich nicht festlegen wollen. Aus der Sicht einer krisenhaften Spätmoderne wäre also zu fragen, ob sich nicht auch im Verzicht des Einnehmens der Erzählposition und der Signalisierung dieses Aktes mittels Grenzzeichen eine veränderte Identitätsbildung zeigt.

Diese fünf Kriterien eines "well formed narrative" werden in der Regel nur unvollkommen erfüllt. Je mehr sie allerdings erfüllt werden, so Gergen & Gergen, desto größer ist die Glaubwürdigkeit einer Geschichte. Es ist zu betonen, daß diese Elemente selbst soziale Konstrukte sind und insofern auf gesellschaftliche Entwicklungen reagieren. Dies wird insbesondere am künstlerischen Umgang mit den Erzählkriterien deutlich. So zeichnen sich etwa postmoderne Erzählungen dadurch aus, daß sie Erzähllogiken durchbrechen, auf die genaue Benennung des Erzählzieles und seine Evaluation verzichten und die unendliche Kontingenz von Ereignissen betonen (vgl. McHale, 1987).

### **Gestaltungsdimensionen von Selbsterzählungen**

In der Darstellung der Gergenschen Kriterien ging es mir neben der Erläuterung v.a. um die Frage, ob denn im Hinblick auf Veränderungen der Identitätsbildung in einer krisenhaften Spätmoderne die einzelnen Dimensionen Indizien für solche Veränderungen sein können. Wenn wir davon ausgehen, daß es sich hier nicht um Ewigkeitsregeln handelt, sondern um gesellschaftliche Normierungen, dann müßten sich, insofern sich gesellschaftliche Veränderungen vollziehen, auch im Prozeß des individuellen Sich-Abarbeitens an diesen Regeln Veränderungen zeigen. Eine solche grundsätzliche Veränderung der [9]

Dimensionen eines "well formed narrative" ist zwar denkbar, allerdings sollte nicht übersehen werden, daß für die konkrete Ausgestaltung einer Erzählung eine Fülle von Möglichkeiten zur Verfügung steht. Insofern gibt es "unterhalb" der grundsätzlichen Entwertung des Konzeptes eine Vielzahl von Signalebenen in den Selbsterzählungen, auf denen sich Veränderungen der Subjektkonstruktion manifestieren können.

## **Inhalt**

Eine ganz offensichtliche Dimension ist der konkrete Inhalt selbst. Der Erzähler kann eine Selbst-Erzählung - plakativ gesagt - aufbauschen oder sparsam gestalten, oder gar schweigen. Spontan würden uns sicher viel Gründe einfallen, warum jemand die eine oder die andere Strategie wählt. Es handelt sich also nicht einfach um Geplapper, sondern um die strategische Wahl einer Selbstdarstellung. Ein Beispiel für eher sparsame Erzählungen stellt der Bereich der Sexualität dar. In Forschungsinterviews ist es oft schwierig, den InterviewpartnerInnen für dieses Thema einen angemessenen Erzählrahmen zu schaffen. Entsprechend einsilbig bleiben manche Selbst-Erzählungen zu diesem Thema.

## **Auktorialität, Handlungsträgerschaft**

Wenn wir davon ausgehen, daß in den Lebenswelten Familie/Partnerschaft, Arbeit und Freunde/Freizeit Teilidentitäten entwickelt werden, dann haben wir schon einmal zumindest drei Inhaltsbereiche für Selbst-Erzählungen. Für ihre Gestaltung gibt es - abgesehen vom konkreten Inhalt - eine Vielzahl von Möglichkeiten. Eine besteht in der Positionierung des Akteurs. Psychologisch gesprochen kann sich der Erzähler "stark" oder "schwach" machen mit einem internen oder externen "locus of control": bin ich Akteur meiner Geschichte oder bin ich Objekt in ihr, getrieben von anderen Kräften.

## **Spannungsbogen**

Auch der Spannungsbogen kann sehr unterschiedlich sein. Eine "coole" Geschichte etwa bemüht sich, die Spannung möglichst gering zu halten. Gergen & Gergen (1988) unterscheiden auf einer sehr allgemeinen Ebene drei Formen von Spannungsbögen. In der Stabilitäts-Narration bleibt das Individuum im wesentlichen durch den Gang der Ereignisse in seiner evaluativen Position unverändert. Im Kontrast dazu stehen als zweite Form die progressiven und als dritte Form die regressiven Narrationen, in denen sich die Position des Individuums auf der Evaluationsdimension über die Zeit verändert. Jugendliche formulieren in der Regel progressive Narrationen, d.h. in ihren Erzählungen geht es "aufwärts" (Keupp u a., i. Ersch.). Dies gilt nicht für alle und v.a. bedeutet es keinen kontinuierlichen Anstieg. Im Gegenteil erleben sie den Verlauf ihrer Geschichten oft als hochdramatisches Auf und Ab. Die verschiedenen Ansätze der Narrationsanalyse verweisen zudem noch auf eine ganze Reihe von Dimensionen, z.B. die sprachlichen Mittel, Syntax, Grammatik die Gestaltung von Anfang und Ende. In einer Selbst-Narration zeige ich mich also keineswegs bloß über den Inhalt, sondern über eine Vielzahl von Signalebenen.

## **Wahl eines Genres - Ready made**

Der einzelne ist in einer Vielzahl unterschiedlicher Lebenswelten verankert, für die es eigene Formen der Selbst-Narration gibt oder geben kann. Berufseinstiege, erste Lieben, Schulerfahrungen: Selbstverständlich liegen für Meilensteine in der Sozialisation Erzählmuster vor. "Zumindest sollte eine effektive Sozialisation die Person dazu befähigen, Lebensereignisse als Beständigkeiten, als Verbesserungen oder als [10]

Verschlechterungen zu interpretieren. Und mit etwas mehr Training sollte das Individuum die Fähigkeit erwerben, das Leben als Tragödie, Komödie oder als romantische Saga zu sehen" (Gergen & Gergen, 1988, S. 33).

Wenn die verfügbaren Formen einer Narration des Selbst gesellschaftlich bedingt und begrenzt sind, dann ist die Frage, was das für das individuelle Selbst bedeutet. Für jede Kultur ist davon auszugehen, daß in ihr einige Formen von Geschichten wesentlich häufiger verwendet werden als andere. In unserer Gesellschaft etwa sind Selbst-Narrationen, die ausschließlich von Gleichheit, Konstanz und Zirkularität handeln, weitgehend suspekt. Auch ein fades Leben will dynamisch erzählt werden. Denn sozial höher bewertet werden Selbst-Narrationen mit einer hohen Dynamik von Auf- und Abstieg, Kampf und Sieg. Das Ringen um einen Ausgleich in diesem Spannungsfeld ist also eines, das durch gesellschaftlich sanktionierte Erzählziele induziert wird.

Empirisch würde dies bedeuten, daß ungeachtet der realen Biographie Narrationen öfter vorkommen müßten, die eine dynamische, veränderungsbereite Haltung des Selbst-Erzählers darstellen. In einer Untersuchung von Gergen & Gergen (1988) ließ sich diese These für die Adoleszenz empirisch bestätigen. Die Jugendlichen verwenden das Modell der Progression, der Aufwärtsbewegung nach einer Krise und füllen es je nach individueller Biographie mit Fakten von höchst unterschiedlichem "Gewicht". "Im Endeffekt scheint die Krise der Adoleszenzperiode nicht einen einzigen objektiven Faktor zu reflektieren. Vielmehr scheinen die Teilnehmer diese gegebene narrative Form zu nutzen und die Fakten einzusetzen, mit denen sich diese Wahl begründen läßt" (Gergen & Gergen, 1988). Dieses Auffüllen der Narrationsform mit biographischem Material ist, wie Cross & Markus (1991, S. 232) betonen, selbst ein anspruchsvoller Prozeß der Evaluation und der Rekalibrierung von Anspruchsniveaus. Das *narrative Glätten* (narrative smoothing) hat Prozeßcharakter und geschieht in einem andauernden sozialen Evaluationsprozeß (Spence, 1986).

### **Zeitperspektive**

Jeder hat eine Vielzahl von Selbsterzählungen parat, mit denen er in eine soziale Beziehung eintreten kann. Und es gibt auch nicht nur eine einzige Zeitperspektive, auf die er sie beziehen könnte. Man kann Ereignisse sowohl über eine sehr weite Zeitspanne verknüpfen wie auch über sehr kurze. So kann jemand sein Leben sehen als Teil einer wachsenden historischen Bewegung, die vor Jahrhunderten begonnen hat (Progressionsnarration), und gleichzeitig einen Abend mit Freunden als Tragödie beschreiben.

Die Fähigkeit der Individuen, Ereignisse innerhalb unterschiedlicher temporaler Perspektiven zu verbinden, wird mit dem Begriff der *Narrationsnester* (nested narratives) gefaßt (vgl. Mandler, 1984). Narrationsnester sind Geschichten, die in andere Narrationen eingelagert sind, also Geschichten innerhalb von Geschichten. Eine Person kann sich z.B. als Teil einer historischen Entwicklung darstellen. In dieser Narration gibt es eine weitere von der eigenen Lebenszeit, in jener eine weitere von sich als Berufstätigem und darin noch eine situative usw. Der Begriff der Narrationsnester stellt eine Verbindung her zum Konzept des *embedding*, d.h. zur Analyse der Einbettung von Subjekten in verschiedene gesellschaftliche Aggregationsniveaus (Giddens, 1995). Mit der Frage der Einbettung seiner Selbsterzählung in andere, übergreifende Erzählgemeinschaften kommentiert der einzelne auch seine Position im Spannungsfeld von eigener Autonomie und sozialer Bezogenheit.

### **Sinnkonstruktion durch Figuren der Kausalität**

Die realen Fakten sind für die Selbst-Erzählungen ein bloßer Steinbruch. "People do not deal with the world event by event or with text sentence by sentence. They frame events[11]

and sentences in larger structures ... The larger structures provide an interpretive context for the components they encompass" (Bruner, 1990, S. 64). Es geht also um *meaning making* und nicht um Faktizität. Und diese Sinnstiftung soll auch nicht primär die eigene Geschichte als etwas Gelebtes verstehbar machen, sondern sie vielmehr *für die Zukunft offenhalten* (Freeman, 1993, S. 216). Unter dieser Perspektive lassen sich drei Strategien unterscheiden. Die eine ist die Betonung der *Schicksalhaftigkeit* einer Entscheidung. Sie wird in unserer Gesellschaft aktuell z. B. im Bereich der partnerschaftlichen Beziehungen eingesetzt. In der Liebe will man in unserer Gesellschaft gerade vermeiden, die rationale Dimension der Entscheidung zu betonen. Aber auch Berufswahl läßt sich so erzählen, wenn wir hier auch eher rationale Begründungen zu bevorzugen scheinen. Eine weitere Begründungsstrategie ist das *objektive Hindernis*. Es erspart einem viele Erklärungen. In Selbstnarrationen taugt es aber hervorragend, um sich als autonom handelndes Subjekt darzustellen, das dennoch die Grenzen seiner Autonomie anerkennen muß. Eine Berufswahl etwa, die der Interviewer mißtrauisch als dritte Wahl einschätzt, wird zwingend gemacht durch das Hindernis der Verkehrsanbindung. Nicht Feigheit, Angst vor der eigenen Courage, Druck der Eltern waren die Beweggründe für die bescheidene Wahl, sondern die fehlende Busanbindung.

Dagegen ist die Gegenabsicht oder *Opposition* das narrative Mittel, welches die Erzählung dynamisiert. Sie erscheint als die faustischen "zwei Seelen in einer Brust" oder auch als Meinungsstreit, z.B. mit dem Vater. Diese Spannung liest sich - in Romanen - gut, erzählt sich aber - in Selbstnarrationen - eher schlecht. Im Widerstreit der Gefühle zu liegen: da braucht es eine recht intime Beziehung und ein gewisses Selbstwertgefühl oder auch einen hohen Leidensdruck wie etwa im Moratorium, um sich so darzustellen.

Die dramatische Qualität eines Ereignisses ist keine Qualität des Ereignisses selbst, sondern abhängig von seiner Position innerhalb einer Narration. Die Redewendungen: "Aus der Mücke einen Elefanten machen" oder: "So tun, als ob nichts gewesen wäre" verweisen pointiert auf die diskursive Konstruktionsarbeit, die notwendig - und möglich - ist, um die dramatische Qualität einer Narration zu verstärken oder abzuschwächen. Nicht die Ereignisse selbst bewirken diese Qualität, sondern die Beziehung zwischen Ereignissen.

### **Exkurs: Nadja oder: Die narrative Konstruktion von Liebe auf den ersten Blick**

Wie Figuren der Sinnkonstruktion narrativ eingesetzt werden, ohne daß dafür die Faktizität der Ereignisse ausschlaggebend wäre, möchte ich am Beispiel von "Nadja" zeigen. Nadja wurde im Laufe einer Längsschnittuntersuchung zur Identitätsbildung mehrfach interviewt (vgl. Keupp u.a., i. Ersch.).

Im zweiten Interview, berichtet Nadja - zu dem Zeitpunkt ist sie 21 Jahre alt - wie sehr sich ihr Leben in den letzten Monaten geändert hat. Vor neun Monaten hat sie sich in einen jungen Mann verliebt, drei Monate später zog sie zu ihm und in drei Wochen wird sie ihn heiraten. Sie ist gerade dabei, die Details der Hochzeit zu planen und hat alle Hände voll zu tun. Ihr Freund, der wie vom Himmel gefallen war, habe, so sagt sie, ihr Leben um 180° geändert. Sie hat ihre Peer Group aufgegeben, weil sie mit den alten Freunden nichts mehr anfangen kann. Kontakt hat sie jetzt hauptsächlich mit jung verheirateten Frauen.

Die überraschte Interviewerin fragt, was denn aus Marko, ihrem Freund zum Zeitpunkt des ersten Interviews zwei Jahre zuvor, geworden sei. Nadja kann sich gar nicht mehr an den Jungen erinnern. Die Interviewerin macht zunächst einen Rückzieher, glaubt sich in der falschen Geschichte. Erst ganz allmählich, über mehrere Anläufe, wird klar, daß der Hauptakteur in der Geschichte "Liebe auf den ersten Blick" ein alter Bekannter ist und in der Tat jener Marko ist, der zwei Jahre früher die Rolle des "beziehungsmaßigsten Notnagels" eingenommen hat.

Eine eher lose Partnerschaft hat an Dynamik gewonnen und mündet in das traditionale Modell samt Veränderungen des Freizeitverhaltens und des sozialen Netzwerks. Die [12]

Narration Nadjas handelt aber nicht von allmählicher Entwicklung sondern von plötzlicher Veränderung, von schicksalhafterem Geschehen. Die frühe Entscheidung für Ehe und traditionale Rollenverteilung wird so mystifiziert. Nicht sozialer Druck oder äußere Umstände sind die Triebkräfte, sondern der Ruf des Herzens, ein Wink des Schicksals. Statt als soziale Anpasslerin präsentiert sich uns so eine Akteurin, die an einem Mysterium teilnimmt. Und sie muß dafür nicht einmal verantwortlich zeichnen, war es doch nicht ihre Entscheidung, sondern ein Wink des Schicksals.

Wie wichtig solche Konstruktionen auch zukunftsbezogen sind, zeigt sich im übrigen an dem negativ besetzten Gegenbild der "Vernunft Ehe". Die kann man als 50jährige/r eingehen, nicht aber mit 21. Denn für Nadja geht es um Begründungen, um die Frage, warum sie etwas tut und etwas anderes läßt. Indem sie von ihrer Liebe als etwas Schicksalhafterem erzählt, begründet sie auch, warum sie jetzt heiraten wird und sich entschieden hat, nicht mehr zu arbeiten. In Narrationen tauchen solche Begründungen auch explizit auf. Jemand hatte "keine Wahl" oder wollte "schon immer" dies oder jenes tun. Auch solche Erklärungen sind zukunfts mächtig. Sie verengen Perspektiven oder legitimieren Neuorientierungen. Wichtig ist, daß Nadja mit der Art und Weise, wie sie diese Geschichte faßt, auch die Anschlußfähigkeit an ihre Zukunft bearbeitet. Das Identitätsprojekt Arbeit scheint - zumindest vorläufig - abgehakt, die Integration in die Erwachsenenwelt als Ehefrau vorbereitet.

### **3. Narrative Identität und Postmoderne: Die Kriterien der wohlgeformten Narration als Sensoren gesellschaftlicher Veränderung**

Kann man darauf verzichten, sich zu erzählen, Selbsterzählungen über sich zu generieren? Ich meine: nein. Das vielbeschworene "Ende der gesellschaftlichen Metaerzählungen" (Lyotard, 1986) heißt nicht, daß die Subjekte darauf verzichten könnten - oder wollten - sich selber zu erzählen, an ihrer Identität narrativ zu arbeiten. Es heißt nur, daß gerade dieses Ende der gesellschaftlichen Metaerzählungen die Aufgabe der einzelnen wesentlich erschwert und daß es ihnen kaum noch gelingen kann, sich "aus einem Guß" zu erzählen, also eine stabile und umfassende Selbsterzählung zu entwickeln und bruchlos fortzuschreiben. Frühere Gesellschaften und Epochen, die kohärente Angebote der sozialen Konstruktion von Realität gemacht haben, erleichterten es den Individuen, ihre Selbst-Narrationen im Sinne von Narrationsnestern anzubinden. Aber dennoch: Ein Verzicht auf einen narrativen Selbstentwurf und auf die damit konstruierte Kohärenz hat die Selbstauflösung des Subjektes zur Folge. Denn die Konstruktionsarbeit an einem inneren Zusammenhang der Selbsterfahrungen ist unabdingbar, meint Frosh (1991). Nach einem Durchgang durch die psychoanalytisch/psychiatrische Literatur kommt er zu dem Schluß, daß es darum gehen muß, Freiheitsgrade und Strategien der Selbstentwicklung aufzuzeigen, statt sich in der Zelebration der Auflösung des Selbst zu erschöpfen (a.a.O., 1991, S. 179 ff). Nach seiner Überzeugung ist dazu kein Rückfall in eine essentialistische Position nötig: Das Selbst ist kein fester Besitz, sondern vielmehr ein Konstrukt, das sich im Laufe der individuellen Entwicklung auf der Basis von internalen und externalen Erfahrungen ausbildet. Das Selbst ist sozial und nicht in einem essentialistischen Sinn ererbt – aber es ist dennoch ein wahrer Erfahrungsort. Nicht der Kampf um die Kohärenz der Selbsterfahrungen ist psychotisch, sondern die Verweigerung, die Nichtaufnahme dieses Kampfs. Der Kampf mag in der Spätmoderne schwieriger geworden sein, aber er ist unabdingbar, um der Gefahr der Auflösung zu begegnen.

Wollen wir dieses Ringen um Kohärenz in den Selbsterzählungen der einzelnen analysieren, so haben wir, wie dargestellt, dazu zwei analytische Zugänge zur Verfügung. Der eine besteht darin, im Rahmen der normativen Bestimmung eines "well formed narrative" die Ausgestaltung dieser Form zu analysieren. Die zweite Betrachtungsweise bezieht sich auf den normativen Gehalt der Definition eines "well formed narrative" selbst und fragt, ob sich die "gelungene Form" möglicherweise verändert hat. Was früher als "well formed narrative" gegolten hätte, wirkt heute möglicherweise völlig anachronistisch und nicht lebbar. Blickt man von diesen beiden Perspektiven her auf die Analysen von – höchst unterschiedlichen – Autoren, die Thesen zur Identitätsentwicklung in der [13]

Spätmoderne/Postmoderne diskutieren, so lassen sich eine Reihe von Kennzeichen postmoderner Selbsterzählungen herausfiltern und in eine narrationspsychologische Terminologie übersetzen (vgl. Kraus, 1996; McHale, 1987; Anderson, 1997; Gergen, 1991; Wagner, 1995; Neupert, 1996; Keupp u.a., i. Ersch.).

*Plurale Erzählwelten.* Postmoderne Selbsterzählungen verweigern sich einer Integration aller Lebenswelten. Das Subjekt insistiert auf der Vielzahl möglicher unverbundener Selbstdiskurse. Und es tut dies nicht aus einer Verlustperspektive heraus, sondern in einer Zelebration der Möglichkeiten.

*Individualität.* Postmoderne Selbsterzählungen sind individualistisch. Sie verweigern sich dem Versuch der Einbettung in übergeordnete gesellschaftliche Diskurse. Nicht Identifikation und Integration sind die Botschaften, sondern Wahl und Experiment.

*Gegenwart statt Zukunft.* Der Glaube an die Planbarkeit, an den Entwurf der eigenen Identität in die ferne Zukunft ist verschwunden. Planen findet allenfalls noch als ironische Geste statt.

*Situativer Bezug.* Die Erzählungen situieren sich im Hier und Jetzt. Und sie "spielen" mit der Erzählsituation, indem sie die Rolle des Erzählers unterminieren. Er ist Kommunikationspartner, Erzähler und Akteur in einem. Die Grenzzeichen werden nicht gesetzt.

*Reduzierter Erzählbogen.* Die Selbsterzählung verzichtet auf eine Sinnstiftung über ein ganzes Leben bzw. lange Lebensabschnitte hinweg.

*Betonung von Kontingenz.* Etwas kann so, aber auch anders sein. "Alles ist möglich". Die Handlungsträgerschaft des einzelnen wird ebenso bezweifelt, wie die Wirkung übergreifender Sinnstifter und Schicksalsmächte.

*Sinnlich-ironischer Gestus.* Situativer Bezug heißt auch, mit der aktuellen Interaktionssituation zu "spielen", sich in ihr schillernd zeigen, sie auszukosten, weil sie - und nicht das Identitätsprojekt - der Ort sind, um sich zu zeigen und zu erfahren.

*Verwendung von Ready mades.* Der Zweifel an der Haltbarkeit von Projektentwürfen zeigt sich im Zitieren "klassischer Selbsterzählungen" als Versatzstücke in den situativen Selbsterzählungen.

*Situative Definition der Akteursrolle.* Der Akteur in der Selbsterzählung ist weder souverän, autonom, in dem Sinne, daß er sein Schicksal in die Hand nehmen kann, noch ist der Erzähler allmächtig in dem Sinn, daß er ein "gutes Ende" seiner Erzählung konstruieren kann.

*Offenes Ende.* Der Erzähler kann nicht mehr darauf hoffen, daß alles gut wird, noch, daß er die Sache im Griff haben kann. Er verzichtet, darauf, die Erzählung "rund" zu machen, alle Fäden zu verknüpfen.

Die Verwendung der Begriffe "Ironie" und "Spiel" verführt im übrigen schnell dazu, die Arbeit des Sich-selbst-Entwerfens als grundsätzlich lustvoll mißzuverstehen. Sie ist es nicht immer und oft auch gar nicht. Wie lustvoll diese Arbeit der Selbstkonstruktion verläuft, hängt ganz wesentlich von den Ressourcen der einzelnen ab. Olivier Galland (1999, S. 20 f.) spricht in diesem Zusammenhang von einer "sozialen Polarisierung der Jugend": Während die einen ihre Identitätskonstruktionen auf der Basis materieller und sozialer Sicherheit experimentierend gestalten und lange offenhalten können und wollen, würden die anderen nichts lieber tun, als angesichts einer prekären persönlichen und gesellschaftlichen Situation - unter Inkaufnahme aller Zwänge - möglichst schnell aus dem erzwungenen Experimentieren in einen Zustand relativer Sicherheit zu gelangen. [14]

Ironie hier also nicht als überlegener Gestus, sondern nicht selten als verzweiflungsgetränkte Einsamkeit.

\* Colloquium vom 22. 4. 1999

#### Literatur:

- Ahbe, T. (1997). Ressourcen - Transformation - Identität. In H. Keupp & R. Höfer (Hrsg.), *Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung* (S. 207-226). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Anderson, W. T. (1997). *The future of the self. Inventing the postmodern person*. New York: Jeremy P. Tarcher.
- Bauman, Z. (1997). *Flaneure, Spieler und Touristen. Essays zu postmodernen Lebensformen*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Beck, U., Giddens, A. & Lash, S. (1996). *Reflexive Modernisierung - eine Kontroverse*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bruner, J. (1990). *Acts of meaning*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Cross, S., & Markus, H. (1991). Possible selves across the life-span. *Human Development*, 34, 230-255.
- Freeman, M. (1993). *Rewriting the self. History, memory, narrative*. London: Routledge.
- Frosh, S. (1991). *Identity crisis. Modernity, psychoanalysis and the self*. Macmillan (Hrsg.), London
- Frye, N. (1957). *Anatomy of criticism*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Galland, O. (1999). Une génération sacrifiée? *Sciences Humaines*, 1999 (26), 20-21.
- Gergen, K. J. (1991). *The saturated self. Dilemmas of identity in contemporary life*. New York: Basic Books.
- Gergen, K. J., & Gergen, M. M. (1988). Narrative and the self as relationship. In L. Berkowitz (Hrsg.), *Advances in experimental social psychology* (S. 17-56). New York: Academic Press.
- Giddens, A. (1995). *Konsequenzen der Moderne*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Hardy, B. (1968). Towards a poetics of fiction: An approach through narrative. *Novel*, 2, 5-14.
- Hevern, V. W. (1997, November). *Narrative psychology: Internet and ressource guide* [Online]. Syracuse, NY: Author. Available <<http://maple.lemoyne.edu/~hevern/narpsych.html>>.
- Hitzler, R. & Honer, A. (1996). Bastelexistenz. Über subjektive Konsequenzen der Individualisierung. In U. Beck & E. Beck-Gernsheim (Hrsg.), *Risikante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften* (S. 307-315). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Kellner, D. (1992). Popular culture and the construction of postmodern identities. In S. Lash & J. Friedman (Hrsg.), *Modernity & identity* (S. 141-177). Oxford UK: Blackwell.
- Keupp, H. (1988 a). Auf dem Weg zur Patchwork-Identität? *Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis*, 20 (4), 425-438.
- Keupp, H. (1988 b). *Risikante Chancen*. Heidelberg: Asanger.
- Keupp, H. u.a. (i. Ersch.). *Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne*. Reinbek: Rowohlt.
- Kraus, W. (1996). *Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne*. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Labov, W., & Waletzky, J. (1967). Narrative analysis: Oral versions of personal experience. In J. Helms (Hrsg.), *Essays on the verbal and visual arts* (S. 12-44). Seattle: University of Washington Press.
- Labov, W., & Waletzky, J. (1998). Narrative analysis: Oral versions of personal experience. *Journal of Narrative and Life History*, 7 (1-4), 3-38.
- Linde, C. (1993). *Life stories. The creation of coherence*. New York: Oxford University Press.
- Liotard, Jean-F. (1986). *Das postmoderne Wissen*. Graz: Edition Passagen.
- Maffesoli, M. (1988). *Le temps des tribus. Le déclin de l'individualisme dans les sociétés de masse*. Paris: Meridiens Klincksieck.
- Mancuso, J. C. (1986). The acquisition and use of narrative grammar structure. In T. R. Sarbin (Hrsg.), *Narrative psychology. The storied nature of human conduct* (S. 91-110). New York: Praeger.
- Mandler, J. M. (1984). *Stories, scripts and scenes: Aspects of schema theory*. Hillsdale, NJ: Erlbaum. [15]

- Marcia, J. (1966). Development and validation of ego-identity status. *Journal of Personality and Social Psychology*, 3 (5), 551-558.
- Marcia, J. E. (1989). Identity diffusion differentiated. In M. A. Luszcz, & T. Nettelbeck (Hrsg.), *Psychological development across the life-span* (S. 289-295). North-Holland: Elsevier.
- Marcia, J. E. (1993). The status of the statuses: Research review. In J. E. Marcia, A. S. Waterman, D. R. Matteson, S. L. Archer, & J. L. Orlofsky (Hrsg.), *Ego identity. A handbook for psychosocial research* (S. 22-41). New York: Springer.
- McHale, B. (1987). *Postmodernist fiction*. New York: Methuen.
- McLaren, P. (1993). Border disputes: Multicultural narrative, identity formation, and critical pedagogy in postmodern America. In D. McLaughlin & W. G. Tierney (Hrsg.), *Naming silenced lives. Personal narratives and processes of educational change* (S. 201-235). New York: Routledge.
- Meuter, N. (1995). *Narrative Identität. Das Problem der personalen Identität im Anschluß an Ernst Tugendhat, Niklas Luhmann und Paul Ricoeur*. Stuttgart: M & P Verlag.
- Neupert, R. (1995). *The end. narration and closure in the cinema*. Detroit. Wayne State University Press.
- Ricoeur, P. (1988). *Zeit und Erzählung. Band I: Zeit und historische Erzählung*. München: Fink.
- Ricoeur, P. (1989). *Zeit und Erzählung. Band II: Zeit und literarische Erzählung*. München: Fink.
- Ricoeur, P. (1991 a). *Zeit und Erzählung. Band III: Die erzählte Zeit*. München: Fink.
- Ricoeur, P. (1991 b). Narrative identity. *Philosophy Today*, 35, 73-81.
- Rommelspacher, B. (1997). Identität und Macht. Zur Internalisierung von Diskriminierung und Dominanz. In H. Keupp & R. Höfer (Hrsg.), *Identitätsarbeit heute* (S. 251-269). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Schiffrin, D. (1997). Stories in answer to questions in research interviews. *Journal of Narrative and Life History*. 1997, 7, 129-137.
- Spence, D. P. (1986). Narrative smoothing and clinical wisdom. In T. R. Sarbin (Hrsg.), *Narrative psychology. The storied nature of human conduct* (S. 211-232). New York: Praeger.
- Wagner, P. (1995). *Soziologie der Moderne*. Frankfurt/M.: Campus.
- Widdershoven, G. A. M. (1993). The story of life: Hermeneutic perspectives on the relationship between narrative and life history. In R. Josselson & A. Lieblich (Hrsg.), *The narrative study of lives* (Bd. 1, S. 1-20). Newbury Park: Sage.

<http://web.fu-berlin.de/postmoderne-psych/berichte3/kraus.htm>  
6.12.2011 9:51

[16]

### **Originalitätserklärung**

Ich bestätige mit meiner Unterschrift, dass ich die vorliegende wissenschaftliche Arbeit eigenständig verfasst, keine andere als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt habe und mich auch sonst keiner unerlaubten Hilfe bedient habe. Diese wissenschaftliche Arbeit wurde weder im Inland noch im Ausland in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit vorgelegt. Die elektronische Form ist mit der gedruckten Form identisch.

Wien, am 29.02.2012

Gerald Flicker e.h.

## Curriculum Vitae

### Persönliche Daten

---

Name	Gerald Flicker
Geburtsdatum	05.02.1986
Geburtsort	Waidhofen an der Thaya, Niederösterreich
Kontaktdaten	gerald.flicker@gmx.net

### Ausbildung

---

1992-1996	Volksschule: Waidhofen an der Thaya
1996-2000	Hauptschule: Waidhofen an der Thaya
2000-2005	Bundesbildungsanstalt für Sozialpädagogik: St. Pölten
2006-2012	Studium der Pädagogik mit der Schwerpunktsetzung Psychoanalytische Pädagogik & Heilpädagogik und Inklusive Pädagogik: Universität Wien
2010-2012	Mitbelegung an der medizinischen Universität Wien

### Ausgewählte berufliche Tätigkeiten/Praktika

---

2005-2006	Zivildienst im Landespensionistenpflegeheim: Waidhofen an der Thaya
2008-2012	Kinderbetreuung und stellvertretende pädagogische Leitung bei der Wiener Jugenderholung (WIJUG)
2009-2010	Institut für Bildungswissenschaft, Universität Wien: Tutor, Seminar „ <i>Subjektive Anatomie Theorie und Praxis des erlebbaren Körpers I</i> “
2009-2011	Sachbearbeiter für pädagogische Hochschul- Angelegenheiten am Referat für Bildungspolitik an der Bundesvertretung der österreichischen HochschülerInnenschaft
2010-2010	Institut für Bildungswissenschaft, Universität Wien: <i>Forschungspraktikum Präsenzbibliothek</i>
2010-2011	Institut für Bildungswissenschaft, Universität Wien: Inneruniversitäre Tutoriumspraxis in den Seminaren: „ <i>Subjektive Anatomie Theorie und Praxis des erlebbaren Körpers I+II</i> “
2010-2011	Institut für Bildungswissenschaft, Universität Wien: Tutor, Seminar „ <i>BM 25 Bachelorarbeit II - Fremdheit als Bildungsprinzip</i> “

